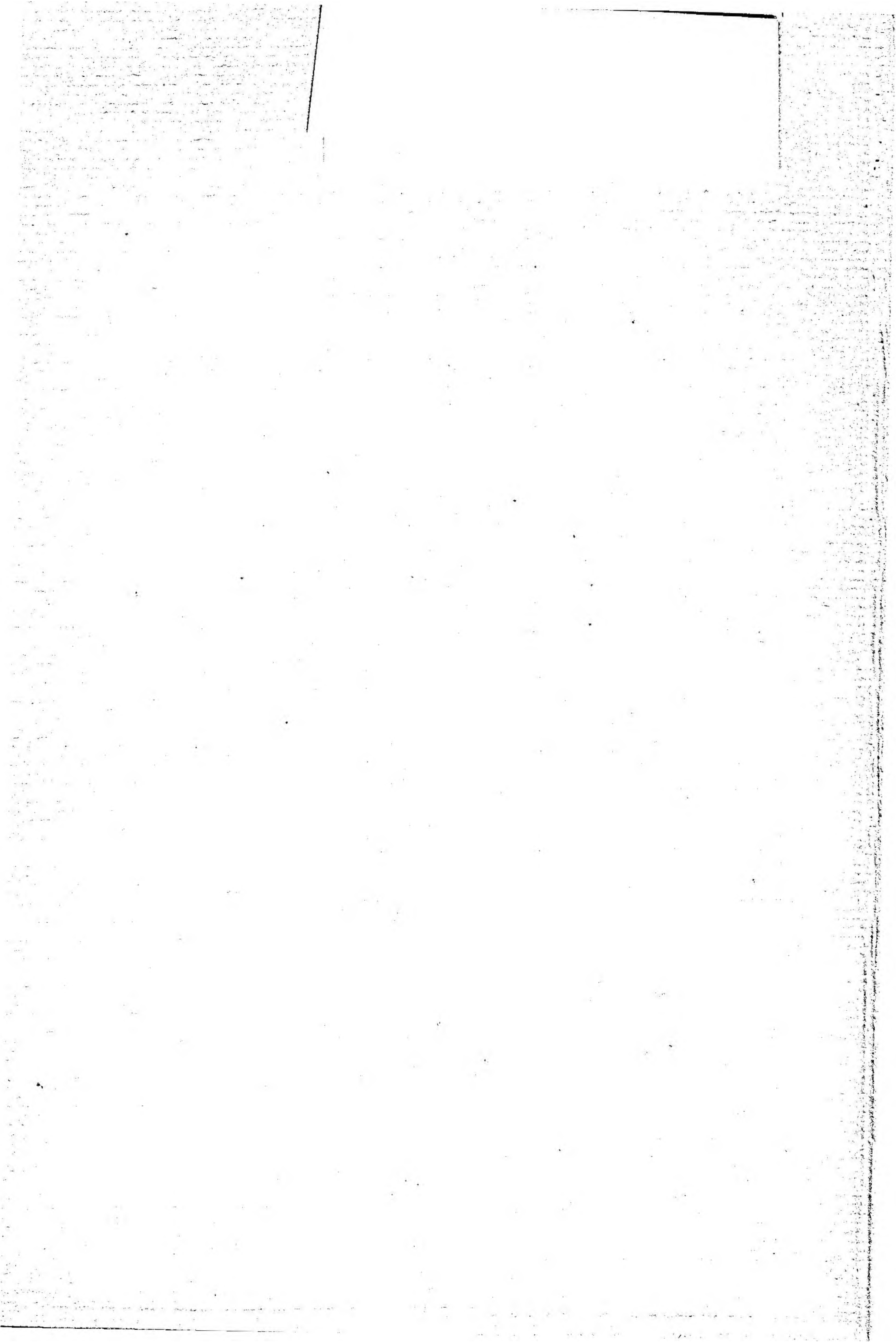
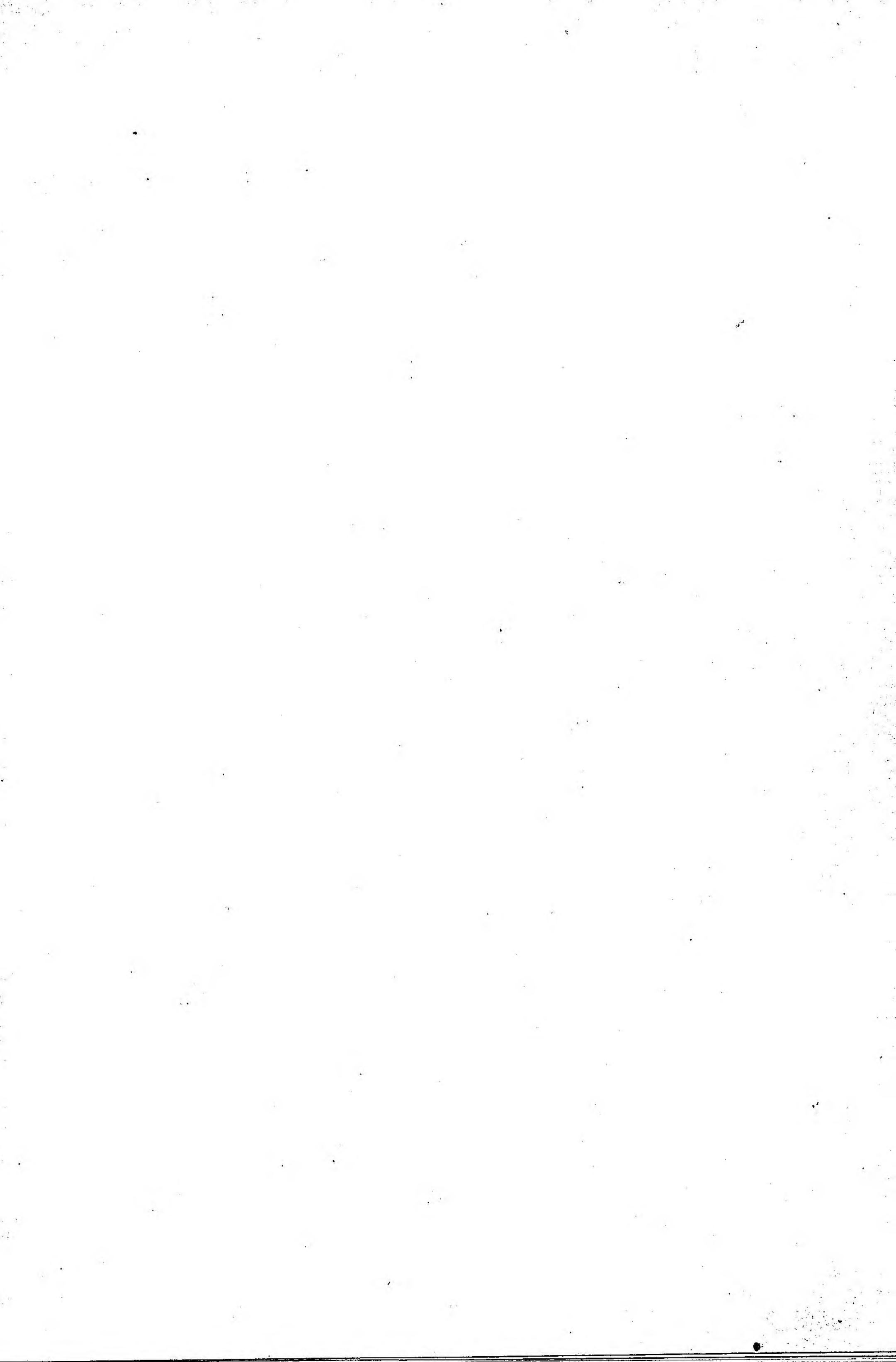
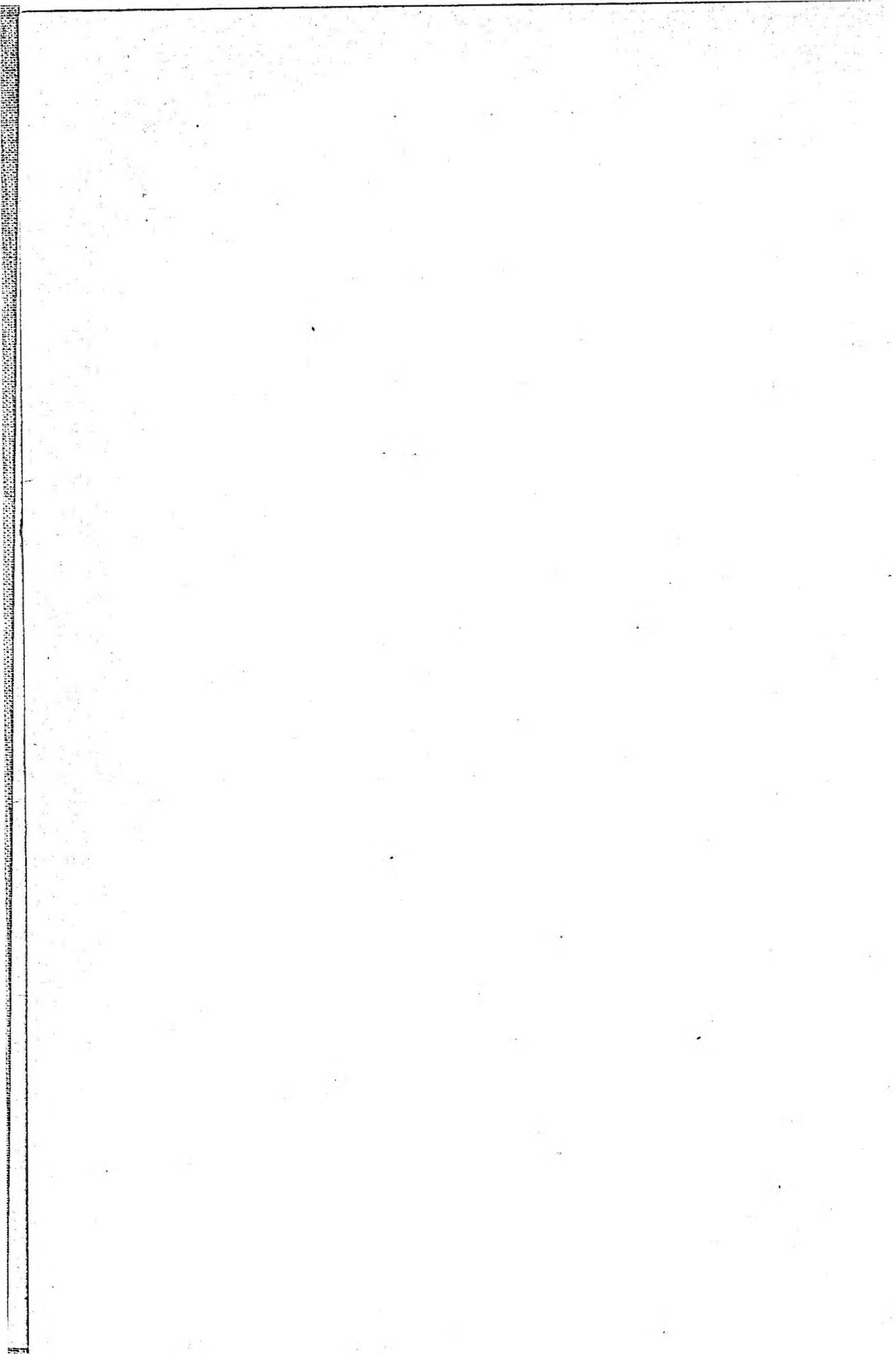
WALTER HOCH

KOMPASS DURCH DIE JUDEN= FRAGE







WALTER HOCH

Kompass durch die Judenfrage



ZWINGLI-VERLAG ZÜRICH



Druck: W. Imbaumgarten AG., Zürich
Printed in Switzerland

VORWORT

Zu den umstrittensten Fragen unserer Tage zählt das Judenproblem. Die einen unter uns begegnen dem Juden mit kochender Feindschaft, die anderen mit glühendem Mitgefühl, die dritten sehen mit verschränkten Armen als kühle Zuschauer dem jüdischen Schicksal zu. Es ist anzuerkennen, dass in jüngster Zeit in unserem Lande verschiedene reformierte Theologen (G. Schrenk, K. L. Schmidt, W. Vischer, H. Hug und andere) in ihren Schriften zur Aufhellung des jüdischen Rätsels Bedeutsames beigetragen haben. Aber diese Enträtselung geschieht vom streng biblischen Standort aus und wirkt nur auf diejenigen überzeugend, die schon selber fest auf dem Boden der Bibel stehen. Solche Bibelgläubigkeit können wir indessen bei den meisten unserer Zeitgenossen nicht voraussetzen, und doch sind auch sie von der Judenfrage umgetrieben und ringen um Antwort. Gerade ihnen kann das Buch von Walter Hoch dienen. Es geht aus von der Geschichte und dem Glauben der Juden, von den gegen die Juden erhobenen Anklagen, von dem eigentümlichen jüdischen Charakter und mündet schliesslich aus in den Nachweis, dass die letzte Lösung der Judennot in der Heiligen Schrift geoffenbart ist. Aber dieser biblische Teil ist Schlussteil. Die vielen vorhergehenden Kapitel befassen sich überaus gründlich mit allen wichtigen Fragen, die mit dem Judentum zusammenhängen. Was W. Hoch uns auf Grund langjähriger Beschäftigung mit dem Thema vorlegt, ist eine eigentliche Judentumskunde, und zwar die erste von evangelischer Seite geschriebene. Hochs Buch will in erster Linie unsere Begriffe reinigen, es will unser Wissen mehren — denn wie kläglich ist unter Nichtjuden die Kenntnis auch der einfachsten Tatsachen, die zum Verständnis des Juden vonnöten sind. Auch in christlichen Kreisen stösst man, was das blosse Wissen um jüdische Dinge angeht, nicht selten auf erschreckende Redensarten und Halbwahrheiten. Hochs Wegleitung durch das Judenproblem ist darum auch kirchlichen Menschen sehr zu empfehlen. Wir alle bedürfen heute, wo die Schlagworte gegen und für die Juden Trumpf sind, eines gesunden und unbestechlichen Urteils und müssen im Kreuzfeuer der Meinungen Red und Antwort stehen können. Es ist meine Ueberzeugung, dass uns Walter Hochs «Kompass durch die Judenfrage» zu einer solchen klaren Stellungnahme verhilft. Dieses Buch kommt zu rechter Zeit!

Zürich, im August 1944.

Prof. Dr. Fritz Blanke.



INHALTS-VERZEICHNIS

V. Das Geheimnis des Volkes Israel

VI. Tote oder lebendige Hoffnung

VII. Aufstieg und Niedergang in sieben Jahrhunderten

VIII. Der Kampf um die Gleichberechtigung

IX. Die Kirche und die Synagoge

X. Die Juden in der Freiheit.

XI. Die Saat geht auf

Seite

Quellenangaben

Register



I.

DAS VOLK DES BUNDES

1. Es gibt ein Volk der Juden

Wir stehen vor der Tatsache, dass die Juden im Unterschied zu allen andern Völkern des Altertums immer noch da sind. Dieses besondere Volk lebt und ist sich seiner 3000jährigen Geschichte bewusst. Die Umwelt mag spotten, wenn sie auch in der Gegenwart auf echt jüdische Namen wie Levi, Ascher, Sara und Rahel stösst. Aber hinter diesen Namen verbirgt sich das Wunder einer seit Urzeiten nicht abgebrochenen eigenartigen Volksgeschichte. Aus der Zeit des ägyptischen Pharao Sesostris II. um 2000 vor Christus stammt eine farbige Zeichnung, welche semitische Auswanderer darstellt. Die Gesichtsähnlichkeit dieser Männer und Frauen mit heutigen Ostjuden kann nicht übersehen werden.[1])

Dieses Da-Sein des jüdischen Volkes, verbunden mit einem Sich-gleich-Sein durch Jahrtausende, hat unleugbar etwas Unheimliches an sich. Unser Blick ist von einer Menschheitserscheinung eingefangen, die gleichzeitig anziehend und abstossend wirkt. Ist der Stempel dieser Erscheinung göttlich, ist er teuflisch? Oder eine Vermengung beider, also dämonisch? Reichen wohl hier die üblichen Masstäbe der Geschichtsbetrachtung aus? Diese gewichtigen Fragen mögen manchem Leser als unnötig erscheinen. Der ahnungslose Beobachter jüdischer Belange hat je und je gemeint, man könne im Handumdrehen mit diesen Fragen fertig werden. Ich kann ihm aber versichern, dass er bald genug wie ein Hypnotisierter vom Hundertsten ins Tausendste gerät und zuletzt in einem schillernden Zauberwald umherirrt, aus dem er vergeblich einen Ausweg sucht.

Das Wunder und das Rätsel des jüdischen Da-Seins empfängt einen besonderen Akzent, wenn wir bedenken, dass die Juden gar nicht als ein Volk im gewöhnlichen Sinn angesprochen werden können. Wo ist ihr Land? Ihre Regierung? Wo sind ihre Armeen? Wie lautet ihre Ver-

fassung? Alles scheint zu fehlen. Sie wären also ein Nicht-Volk und trotzdem das typischste Volk der ganzen Menschheitsgeschichte. Man pflegt den Ansatzpunkt für die Besonderheit des jüdischen Volkes im Jahr 70 unserer Zeitrechnung zu sehen. Nach langer Belagerung zerstörte der spätere römische Kaiser Titus Jerusalem und zerschmetterte das jüdische Staatswesen. Die Juden haben diesen Schlag nie vergessen. Fromme Greise beweinen an der sogenannten Klagemauer in Jerusalem diese nie gelöschte Not und Schmach ihres Volkes. Mit dem Brand des Tempels hörte auch der Tempeldienst mit seinen Opfern, Gesängen und Gebeten auf. Die Weihegeräte kamen nach Rom, wurden dem Volk beim Triumphzug des Siegers gezeigt und ruhten nun bis zum Jahre 455 in den Schatzgewölben vielleicht des dem Jupiter Capitolinus geweihten Tempels. Die jährliche Steuer an das Heiligtum in Jerusalem mussten die Juden fortan an diesen Göttertempel in Rom entrichten. Früher waren nur die Männer vom 20. Jahre an zu einer Steuer verpflichtet. Jetzt aber wurden Männer und Frauen vom 3. Jahre weg herangezogen. Hinzu kamen die jüdischen Sklaven und Sklavinnen, selbst wenn sie Heiden waren. Als dann der Vandalenfürst Genserich 455 Rom plünderte, waren die Weihegefässe aus dem Tempel von Jerusalem zuhauf mit Götterbildern nach Karthago verbracht worden. Wahrscheinlich versanken sie bei einem späteren Versuch, sie nach Byzanz zu retten, in den Fluten des Mittelländischen Meeres.[2])

Wenn man die Tatsache der Zerstreuung der Juden durch alle Länder und Völker mit dem Aufhören ihrer politischen Selbständigkeit verbindet, so haben wir es nicht mit einer reinen Geschichtswahrheit, wohl aber mit einer Glaubensüberzeugung zu tun. Ganz abgesehen von der sehr bedeutenden Judenkolonie zwischen Euphrat und Tigris, war im Zeitalter Jesu Christi Aegypten stark durchsetzt mit Juden. Die Einwohnerzahl des Nillandes wird für jene Zeit auf neun Millionen geschätzt. Von diesen waren eine Million jüdisch — ein sehr bedeutsamer geistiger und wirtschaftlicher Kulturfaktor im römischen Kaiserreich.[3]) Jerusalems Untergang brachte somit nicht den Anfang der Zerstreuung, sondern das Ende des jüdischen Staatswesens und in weiterer Folge den Verlust des Heimatlandes Palästina.

Die glaubenden Juden nennen den Zustand ihrer Zerstreuung Golus. Zuerst kamen die Jahrhunderte der Knechtschaft in Aegypten (2. Mos. 1—12). Es folgte die babylonische Gefangenschaft (586—538 v. Chr. Geb.; 2. Kön. 24 und 25). Ihren jetzigen, seit dem Jahre 70 währenden Golus nennen die Juden den edomitischen. Edom, der Name ihres alten Gegners und Neiders, ist hier typologisch zum Namen für Rom und, übertragen, auch zum Namen für die christlichen Völker geworden, sofern sie die Juden verfolgen. In der Not des Zerstreutseins erblickt der

glaubende Jude eine Strafe für die Sünden seines Volkes. Aber er weiss, dass alle Schmach und Unsicherheit der Zerstreuung ihn und sein Volk niemals von seinem Gott getrennt hat. «Doch auch dann, wenn sie im Lande ihrer Feinde sind, verwerfe und verabscheue ich sie nicht so, dass ich sie ganz vertilge, indem ich meinen Bund mit ihnen bräche; denn ich bin der Herr, ihr Gott» (3. Mos. 26, 44). Golus kann sogar eine Wohltat sein, trotz seines Elendes. Er sichert die Ewigkeit des Volkes.[4]) Von der Gnade und Herrlichkeit des Höchsten kann auch die Heimatlosigkeit nicht scheiden. Diesen Trost liest der Jude aus Jesaja 63, 1: «Wer ist's, der da von Edom herkommt, von Bozra in hochroten Kleidern, so prangend in seinem Gewand, einherschreitend in der Fülle seiner Kraft? Ich bin's, der ich Heil verheisse, der ich mächtig bin zu helfen.» Ja, einst kommt der Tag der Erlösung. «So wird der Herr, dein Gott, dein Geschick wenden und sich deiner erbarmen und wird dich wieder sammeln aus all den Völkern, dahin dich der Herr, dein Gott, zerstreut hat» (5. Mos. 30, 3).

Es gibt ein Volk der Juden. Dieses Nicht-Volk unter allen Nationen schaut mit gleich ernstem Blick zurück, wie es auch mit sehnsuchtsschweren Augen über uns alle hinweg Ausschau hält nach einer Zukunft, die in Gottes Treue und Gnade wohl aufgehoben ist. Wenn es aber seinen Gott verlassen sollte, was wird dann aus seiner Sehnsucht und aus seinem Drang, irgendwie auch so zu sein wie die andern?

2. Ist's die Rasse?

Wenn wir die Besonderheit des jüdischen Volkes zu enträtseln versuchen, stossen wir, jedenfalls in der Gegenwart, zuerst auf die Frage der Rasse. Das ganze Mittelalter kannte diesen Masstab nicht, oder zum mindesten nicht in dieser betonten Einseitigkeit. Ja selbst in den politischen Kämpfen des 19. Jahrhunderts um die Gewährung der Gleichberechtigung, spielte die Rasseneigenart der Juden eine auffallend untergeordnete Rolle. Feer-Herzog sagte am 15. Mai 1862 im aargauischen Grossen Rat von den Juden, dass sie zu den besten Vertretern der kaukasischen Rasse gehörten.[5]) Dessen müssen wir uns klar sein, dass, wer die Judenfrage allein auf Grund von Rassenmerkmalen zu deuten oder sogar zu lösen versucht, die Wirklichkeiten des Judenrätsels sowohl ungerecht als auch falsch gelöst hat. Nicht nur begibt er sich auf eine tiefliegende Ebene, in welcher Sumpflöcher verborgen sind, die ihm und seinem Gegenüber zum Verhängnis werden können, sondern er beraubt sich auch der Fähigkeit, die höheren, feineren und deshalb auch entscheidenden Probleme richtig zu beurteilen. Er fällt unter das drohende Wort Jesu Christi: «Mit welchem

Gericht ihr richtet, mit dem werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Mass ihr messt, mit dem wird euch gemessen werden. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens jedoch in deinem Auge wirst du nicht gewahr?» (Mat. 7, 2. 3). Wird uns lockend zugerufen: «Juden sehen dich an!», so fragt es sich nicht nur, ob das nun wirklich auch Juden sind und was wir unter dieser Nennung zu verstehen haben, sondern ob die Hinsehenden und mit Fingern Zeigenden nicht selber, ohne dessen bewusst zu sein, auf hundert Jahre zurück einen kräftigen jüdischen Stammbaum haben. Wir werden im Verlaufe unserer langen Wanderung durch die Judenfrage von der Vermischung germanischer Volksteile mit jüdischem Blut auch noch zu reden haben.[6])

Man pflegt ja besonders gern auf die Besonderheit der jüdischen Nase hinzuweisen. Wahrscheinlich ist die gebogene Nase ein Erbstück des hethitischen Stammes. Die Sprachform der Hettiter aber zeigt indogermanischen Charakter.[7]) Man pflegt desgleichen die Juden als S e m i t e n zu bezeichnen. Nun aber sind doch wohl die Araber wirkliche Semiten. Die Juden haben sich aber je und je, voll bewusst ihrer Vergangenheit, von Ismael (den Arabern) unterschieden. Sie sind das Volk Israel. Man meint auch mit dem Hinweis auf dunkle Kraushaare viel gesagt zu haben, ohne zu wissen, dass es blondhaarige und blauäugige Juden gibt.[8])

Dass in der neueren Zeit die Judenfrage immer mehr auf das gefährliche Geleise der Rasse geschoben wurde, daran sind d i e J u d e n selber m i t s c h u l d i g. Einige Zeugnisse mögen diese Tatsache belegen. Ferdinand Lassalle, der Gründer der deutschen Sozialdemokratie, schrieb im Jahr 1860 an Sophie Sontzeff, die Verlobte des Dichters Heinrich Heine: «Ihre Landsleute werden sie wegen der Heirat mit einem Juden verachten. Sie Abkömmling von Fürsten, einen Menschen heiraten, welcher, es ist wahr, wenn die Abstammung ein Recht zum Stolze gäbe, stolzer sein könnte wie ihr alle; da er von einem Volk abstammt, welches älter ist als alle Fürsten und Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte existieren; vom ersten zivilisatorischen Volke, welches in der Geschichte auftritt.»[9]) Ein anderes Zeugnis, es stammt aus dem Jahr 1932, lautet nicht weniger deutlich: «Jeder Jude ist notwendig geteilt zwischen Eigenheit und Andersheit, zwischen dem Residuum des spezifischen Stammes, dessen er nie ledig wird, nicht durch Taufe, nicht durch Assimilation noch durch generationenlange Artmischung, und das sich bis in die geringsten physischen und seelischen Merkmale, wenn auch noch so sublimiert, spürbar macht — ferner der umweltlichen Gegenwart, deren Art er sich eineignet, ebenso tief eineignet wie er sein Eigenes bewahrt.»[10]) Aussagen ähnlicher Art von seiten der Juden sind keine Seltenheiten. Sie müssen beachtet werden. Trotzdem dürfen sie

uns nicht verleiten, der Rassenfrage eine grössere Wichtigkeit zuzusprechen, als sie im Gesamtrahmen der ganzen Judenfrage verdient. Diese Bedeutung aber ist viel geringer, als man volkstümlicherweise annimmt.

Darüber sind sich wohl Juden und Nichtjuden, welche mit dem Ernst wirklicher Wahrheitsliebe an dieses Problem herantreten, einig, dass die Menge der Juden, welche im Lauf des Mittelalters in das Ghetto, das heisst in die Judengassen und -viertel der europäischen Städte, hineingezwängt wurde und allem Anschein nach in gleichgebliebener Volksprägung aus diesen Zwingern herausquoll, eine Rassenmischung war. Der Talmud, die jüdische Auslegung des Gesetzes, spricht von der Möglichkeit der Mischung. In den Lehrhäusern der jüdischen Antike haben sich die Gelehrten reichlich mit dieser Tatsache beschäftigt. Sie verwendeten den Ausdruck issah = Teig. Wollen wir die Hintergründe dieser Tatsache erkennen, so stossen wir auf das Problem der Proselyten. Wir haben uns also zunächst dieser sehr wichtigen Erscheinung der jüdischen Glaubens- und Stammesgeschichte zuzuwenden.[11])

3. Die Proselyten

Das Judentum war in bestimmten Zeitperioden eine sehr bewusst missionierende Religion. Wir lesen im Buch Esther: «Von Provinz zu Provinz und von Stadt zu Stadt, wohin immer des Königs Wort und Gesetz gelangte, da gab es Freude und Wonne bei den Juden, Gelage und Festtag, und viele aus der heidnischen Bevölkerung wurden Juden; denn der Schrecken vor den Juden war über sie gekommen» (Esther 8, 17). Es hat den Anschein, als wäre die Beschneidung dann und wann mit dem Recht des Stärkeren an Fremden vollzogen worden. Unter den Makkabäerfürsten (140—36 v. Chr. Geb.) wurde wohl nicht nur am Stamm der Edomiter der Versuch einer gewaltsamen Eingliederung ins Judentum vollzogen.[12])

Von der Zeit Alexanders des Grossen im vierten vorchristlichen Jahrhundert bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer war das Judentum ausgesprochen auf Missionierung der heidnischen Umwelt eingestellt und vollzog die Aufnahme von Nichtjuden planmässig. Die Voraussetzung war die Uebersetzung des Alten Testamentes in die griechische Sprache. Man nennt diese Uebersetzung Septuaginta (LXX), weil nach einer Legende 70 jüdische Gelehrte, unabhängig voneinander, den gleichen Uebertragungstext geliefert hätten. Die Juden heissen diese ihre griechische Bibel Targum. Da dieses wichtige Werk im zweiten vorchristlichen Jahrhundert erschien, ist die Erforschung seines Textes wissenschaftlich von Bedeutung, weil in ihm

vielfach ältere Lesarten als in der Massora, dem im Frühmittelalter (7.—10. Jahrhundert) abgeschlossenen hebräischen Text des Alten Testamentes, stehen. So konnten nun besonders auch die Gebildeten des Altertums den Wortlaut der heiligen Schriften des Judentums in der ihnen gangbaren griechischen Sprache hören und selber lesen. Denken wir, um ein Beispiel anzuführen, an den Kammerherrn aus Aethiopien mit seiner Jesajarolle als Reiseandenken (Apg. 8, 30—35).

Die Juden nannten Heiden, welche sie ins Judentum aufnahmen: Ger-Zedeck, das heisst Fremder der Gerechtigkeit. Das griechische Wort heisst: Prosälytos. Zu Deutsch: Ankömmling, Fremdling.[13]) Nicht wenig Proselyten haben sich einen Namen gemacht in der jüdischen Geistesgeschichte. Rabbi Akiba (50—135) entstammte einer Proselytenfamilie. Er gilt als einer der einflussreichsten Schriftgelehrten des Judentums. Sein bedeutender Schüler, der den ursprünglichen Text der Mischna (der traditionellen Gesetze des Judentums) verfasste, war ebenfalls ein Ger-Zedeck. Der Uebersetzer der fünf Bücher Mose, Akylas (aramäisch Onkelos), gehört ebenfalls in diese Reihe.[14])

Es fehlte auch nicht an Frauen. Flavius Josephus, der bekannte jüdische Geschichtsschreiber (37 bis 105 n. Chr. Geb.) und Schilderer des jüdischen Krieges, berichtet mit Freude vom Uebertritt der Königin Helene von Adiabene mit ihrem Sohn zum Glauben Israels. Wir wollen auch nicht vergessen, dass Poppäa Sabina (gest. 65), die Gattin Kaiser Neros, eine Anhängerin des Judentums war; eine nicht unwichtige Tatsache, wenn wir an den Schlag Neros wider die Christengemeinde Roms denken.[15]) Was vielen Menschen jener Zeit das Judentum in einem höheren Licht erscheinen liess, war der Glaube an den einen, geistig gedachten Gott; die ehrfurchtgebietende Gestalt des Mose, die Klarheit der Zehn Gebote, die Wahrhaftigkeit und der Ernst der heiligen Schriften und nicht zuletzt die Kunde, dass die Urkunden der Juden älter waren als selbst die Gesänge Homers.

Wir finden auch in den Evangelien eine Spur der jüdischen Missionstätigkeit. «Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, dass ihr Meer und Land durchziehet, um einen einzigen Judengenossen zu gewinnen; und wenn er es geworden ist, macht ihr einen Sohn der Hölle aus ihm, zweifach schlimmer, als ihr seid» (Mat. 23, 15). So hart dieses Christuswort klingt, so schwingt dennoch in ihm mit die nicht geringe Sorge, welche die Juden selber mit manchen Proselyten hatten. Die Gespräche über die Beurteilung derselben sind im jüdischen Schrifttum breit genug gehalten. Die einen rieten zur liebevollsten Aufnahme und zum vollen Vertrauen, damit sich der Neuling heimisch fühle. Andere Schriftgelehrte wiederum warnten und behaupteten, man spüre

einem Proselytenstamm die nichtjüdische Vergangenheit noch an bis ins zehnte Glied.[16])

Ueber die Zeremonie der Aufnahme von Nichtjuden ins Judentum wird im nächsten Kapitel zu reden sein.

Der Fall Jerusalems im Jahr 70 brachte dann dieser Missionstätigkeit einen ersten jähen Unterbruch. Ob hier der Grund liegt, dass Titus der Eroberer Jerusalems, es zuletzt doch nicht wagte, seine jüdische Geliebte, Berenike, die Tochter König Agrippas I., zu heiraten? Sie wurde dann die Gattin des Bruders seines Generalstabschefs, des Juden Tiberius Alexander aus Aegypten.[17]) Endgültig aufhören musste aber das Gewinnen von Proselyten, als nach der Niederwerfung des Bar-Kochba-Aufstandes (132—135) die Beschneidung überhaupt verboten wurde. Als aber dieses Bundeszeichen unter Antoninus Pius (138—161) nur für Judenknaben wieder erlaubt wurde, war durch diese Einschränkung jede Möglichkeit der Missionierung unterbunden.[18]) Es würde zu weit führen, das Wiederaufleben der Missionierung durch das Judentum in späteren Jahrhunderten im einzelnen zu verfolgen. Dass Eintritte und Aufnahmen stattfanden, ist geschichtlich wahr und für die Beurteilung der jüdischen Probleme hoch bedeutsam. Immerhin sei ein Beispiel für viele genannt. Unter der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen (814 bis 840) genossen die Juden auffallende Gunst. Dies ist wahrscheinlich so zu erklären, dass der Beichtvater seiner Majestät, Bodo, nicht nur Sympathien hatte für die Juden, sondern ein Jahr vor dem Tode des Kaisers sogar zum Judentum übertrat. Er zog infolgedessen nach Saragossa.[19])

Möge jedem, der sich im Ernst mit der Judenfrage beschäftigen will, auf Grund dieser Ausführungen klargeworden sein, dass die Rassenfrage jedenfalls für die Juden selbst im Hintergrunde steht. Das Gewicht, das man ihr in unserer Zeit beizulegen beliebt, ist ihnen fremd. Bedeutsamer ist jedoch die andere Ueberlegung, dass es Judenstammbäume gibt, die der Rasse nach durchaus nichtjüdisch sind. So war es im Altertum. So ist es auch in der neueren Zeit.

4. Der Bund Israels

Die Juden selbst haben sich, sofern sie echt jüdisch glaubten und lebten, immer als das Volk des Bundes bezeichnet. Ihre beschnittenen und später unter grosser Feierlichkeit in die Gemeinde aufgenommenen Knaben sind Söhne des Bundes. Gemeint ist sowohl der Bund Gottes mit dem Vater aller Glaubenden, Abraham (1. Mos. 17), als auch der Bund Gottes

mit dem ganzen Volk Israel unter Mose, geschlossen am Berg Sinai (2. Mos. 19). Das sind nicht einfach geschichtliche Erinnerungen. Vielmehr stehen wir hier im Mittelpunkt jüdischen Glaubens zu allen Zeiten. Hier liegt die grundlegende Selbstdeutung dieses scheinbaren Nicht-Volkes vor: es ist das Volk des Bundes. So lautet eine bekenntnismässige Aussage über seine Bestimmung jenseits aller Zeitlichkeit.

Dieses Fundament wird uns besonders hell beleuchtet, wenn wir erfahren, wie ein Nichtjude, also ein Proselyt, ins Judentum aufgenommen wird. Nach ernster Prüfung der Beweggründe und nach einem guten Glaubensunterricht wird der Aufzunehmende beschnitten. Man betet: «Gelobet seist du, unser Gott, König der Welt... der du uns befohlen hast, die Fremdlinge zu beschneiden und ihnen das Blut des Bundes zu entlocken. Denn wenn das Blut des Bundes nicht wäre, so würde weder der Himmel noch die Erde bestehen...» Nach diesem Gebet empfängt der Aufzunehmende einen neuen Namen. Gewählt wird meist der Name, welcher in der aufzuschlagenden Heiligen Schrift (Alten Testaments) zuerst in die Augen fällt. Der Aufgenommene hat sich fortan bei kultischen Unterschriften zu unterzeichnen mit den Worten: «ein Sohn Abrahams, unseres Vaters». Ist er von der Beschneidung genesen, so erfolgt die eigentliche Aufnahme ins Judentum durch ein Wasserbad. Drei Zeugen, als Richter, sind zugegen. Das Haupthaar wird weggeschnitten. Die Nägel an Fingern und Zehen müssen ebenfalls geschnitten werden. Dann steigt der Aufzunehmende nackt ins Wasserbad, verspricht, alle Gebote, die ihm nochmals eingeschärft werden, treulich zu halten, taucht ganz unter, betet einen bestimmten Segensspruch und gilt nun als Jude. Richtiger müsste man sagen, er sei nun gewertet als ein neugeborenes Kind. Grundsätzlich gilt somit für ihn die frühere Verwandtschaft nicht mehr, seien es Eltern oder Kinder. Der Theorie nach könnte ein ins Judentum Aufgenommener seine allernächsten Verwandten heiraten, ohne ein Unrecht zu begehen. Selbstverständlich wird er das nicht tun. Aber diese theoretische Möglichkeit zeigt nun schlagend, dass der Bundesglaube das Fundament bildet. Die Bundeszugehörigkeit ist die Eigenart, auf die man achten muss.[20])

Von hier aus fällt ein helles Licht auf Stellen des Neuen Testaments. Johannes der Täufer sagt zum Volk Israel: «Bringet darum Frucht, die der Busse gemäss ist, und meinet nicht, bei euch selber sagen zu können: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Schon ist aber die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt» (Mat. 3, 9 und 10). Auch im Gespräch zwischen Juden und Christus (Joh. 8) wird immer wieder um den Glaubenssatz gekreist: «Unser Vater ist Abraham.» Der Bund, um den es

geht, ist aber für die Juden nicht ein Bund, der durch ein Erlebnis des Glaubensgehorsams empfangen und angenommen werden müsste, weil die Geburt als Jude, innerhalb der Sukzession des Bundesvolkes, die unaufhebbare Entscheidung in sich birgt. Die Tatsache der Geburt ist als Vorherbestimmung des betreffenden Menschen gewertet. Darum fällt der Gedanke einer Wiedergeburt völlig aus dem Rahmen jeglicher jüdischer Denkmöglichkeit. Wenn Christus zu Nikodemus spricht: «Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn jemand nicht von oben her (was auch heisst: von neuem) geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen», so ist es nicht die Schwerfälligkeit eines alten Mannes, die ihm zuletzt die Antwort gibt: «Wie mag solches zugehen», sondern hier spricht der glaubende Jude, dem als Sohn des Bundes die Zumutung einer Neugeburt aus «Wasser und Geist» eine völlig fremde Welt ist (Joh. 3, 3 und 9).

Besonders zur Zeit der Französischen Revolution, wie auch überhaupt in den Geisteskämpfen um die Gleichstellung der Juden mit den anderen europäischen Völkern, spielte die Frage eine grosse Rolle, ob die Juden eine Nation seien. In jenen ersten Stadien, besonders in Frankreich, war das der Preis, der für die Gewährung der Gleichberechtigung verlangt wurde: die Aufgabe des Bewusstseins, eine Nation zu sein. Während die freidenkerischen Teile der damaligen französischen Judenheit ohne weiteres hiezu bereit waren, sperrten sich die glaubenden Teile aufs energischste wider die Umwandlung ihrer Bestimmtheit als Nation in eine Konfession, also in ein Glaubensbekenntnis, das unter Umständen rein privaten Charakter haben konnte. Wir werden im betreffenden Kapitel auf diese Spannung noch zurückkommen müssen. Hören wir in diesem Zusammenhang eine jüdische Stimme aus unserer Zeit: «Dem Volk Israel ist der Glaubensumweg erspart worden, und dies alles nur, weil Abraham Gott gehorsam gewesen ist. Die Erwählung des Abrahams Samens hat alle Wege schon ans Ziel gebracht, indem der, der als Israelit geboren wurde, seiner Physiologie nach schon im Bunde ist. So ist der Same Abrahams sera kaudesch, heiliger Same, geworden» (Esra 9, 2).[21]) Der gleiche jüdische Zeuge bezeugt darum von seinem Standpunkt aus: «Auf der Vergleichsebene stehen sich nicht Kirche und Synagoge, sondern Kirche und Volk Israel gegenüber.»[22]) Man kann also sagen, durch Berufung und Erwählung sind die Juden ein Volk, das durch Zeugungen und Geburten einen geschlossenen Kreis bildet. Das ist aber nicht eine Aussage christlicher Glaubensperspektive, sondern der Versuch, genau darauf zu hören, was die innerste jüdische Glaubenshaltung selber über sich bekennt.

Wir werden uns unter diesen Umständen nicht wundern, wenn jüdischen Mädchen, welche in strenggläubenden Kreisen aufwuchsen, der Wille zur

Heirat als Sakrament erschien und von ihnen sicher auch heute noch so gewertet wird. Ist in christlichen Kreisen das «Zum-Glauben-an-Christus-Kommen» von ausschlaggebender Bedeutung, so liegt bei den Juden alles Gewicht auf der Geburt von Judenkindern. Dem «Samen des Wortes» steht der Same Abrahams gegenüber. Wir lesen 1. Pet. 1, 23: «denn nicht aus vergänglichem Samen, sondern aus unvergänglichem seid ihr wiedergeboren durch Gottes lebendiges und bleibendes Wort». Bedenken wir diesen Unterschied und in ihm die Besonderheit des jüdischen Volkes, so verstehen wir auch, warum bei den Juden die Familie ein Heiligtum ist, warum der Vater ein Hauspriester sein muss und wieso wir vor dem stehen, was man eine ausgesprochene Männerreligion nennen kann. Wir werden dieser Tatsache ein besonderes Kapitel zu widmen haben.[23])

Wir schliessen dieses Kapitel mit einem ergreifenden Zeugnis von Martin Buber. Es ist seinem Schlusswort entnommen bei Anlass eines Religionsgespräches in Stuttgart im Jahre 1933. «Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich auch eine Tradition meiner Ahnen bindet, und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst in den Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder, eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt. Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke vom Friedhofgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf. Da unten hat man nicht ein Quentchen Gestalt; man hat nur die Steine und die Asche unter den Steinen. Ich habe da gestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Das ist Erinnerung an das Geschehen mit Gott, die allen Juden gegeben ist. Davon kann mich die Vollkommenheit des christlichen Gottesraumes nicht abbringen, nichts kann mich abbringen von der Gotteszeit Israels. Ich habe da gestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren: all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein, aber der Bund ist mir nicht aufgekündet worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine. Aber aufgekündet ist mir nicht.»[24])

5. Die Zeichen des Bundes

Das eine Zeichen des Bundes ist die Beschneidung der Knaben, welche, wenn immer möglich, am achten Tage nach ihrer Geburt zu erfolgen. Der Ort für die Zeremonie ist die Synagoge. Erst durch das Reformjudentum wurde die Feier bei vielen Judenfamilien ins Haus ver-

legt. Wir stehen hier also vor einer gleichen Flucht aus der Oeffentlichkeit der Glaubensgemeinde in die Räume des Privatlebens, wie sie das letzte Jahrhundert leider auch für die Kindertaufe gebracht hat. Dem heiligen Schrank in der Synagoge gegenüber sind zwei mit Teppichen belegte Stühle hingestellt. Der eine ist für den Paten bestimmt, der andere für den Propheten Elia, von dem man annimmt, dass er unsichtbar der Feier beiwohne. Die Frauen bringen den Knaben bis zur Tür des Gotteshauses.

Der Vater beginnt die Zeremonie, indem er die Psalmstelle betet: «Wohl dem, den du erwählst und zulässest, dass er wohne in deinen Höfen», worauf die Umstehenden antworten: «Der hat reichen Trost von deinem Hause, deinem heiligen Tempel» (Psalm 65, 5). Der Knabe, welcher auf dem Schoss des Paten liegt, und sein Vater, der dabei steht, sind umringt von Knaben. Einer trägt eine grosse Kerze. Zwölf kleinere vertreten die zwölf Stämme Israels. Sie halten die vorgeschriebenen Gegenstände: zwei Weinbecher, das Beschneidungsmesser, eine Kapsel mit Pulver, eine Schüssel mit Sand, um die Vorhaut aufzunehmen, und eine Schale mit Oel samt einem Baumwollbausch usw. Während der Mohel, der Beschneider, die Zeremonie vollzieht, hat er zu erwägen, dass er dadurch auch die Strafgerichte Gottes für die Erbsünde wegnehme. Nach der Zeremonie betet der Vater: «Gelobet seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, dass du uns durch deine Gebote geheiligt und uns befohlen hast, das Kind in den Bund Abrahams, unseres Vaters, aufzunehmen.» Alle Umstehenden rufen laut «Amen» und beten ihrerseits: «Gleichwie du es hast in den Bund treten lassen, also wollest du es auch zum Gesetze, zur Ehe und allen guten Werken führen.»[25])

Am Sabbath nach seinem dreizehnten Geburtstag wird dann der Judenknabe vor der Gemeinde ein Gebotspflichtiger, ein Bar Mizwa: ein Sohn der Pflicht. Er hat den auf diesen Sabbath fälligen Abschnitt aus den fünf Büchern Mose, je nach der Sitte auch einen Abschnitt aus den prophetischen Büchern, im Gotteshaus vorzulesen. Ja, bei den Juden Osteuropas war er auch verpflichtet, einen erbaulichen Vortrag zu halten. Dass dieser Tag zu Hause festlich begangen wird, muss wohl kaum gesagt werden, zumal für diejenigen Leser, welche wissen, wie stark die Tafelfreuden beim Volk der Juden zu den religiösen Pflichten gehören.[26])

Wem diese Ordnungen gänzlich fremd sind, wird mit einiger Neugier fragen, wie diese Sache aussieht, wenn ein Judenmädchen zur Welt kommt. Ihm geben wir zuerst zu bedenken, dass der fromme Jude in seinem regelmässigen Morgengebet Gott dafür dankt, «dass du mich nicht zu einem Weibe gemacht hast».[27]) Sechs Wochen nach der Geburt erscheint eine Patin, begleitet von anderen Frauen, im Hause, wo

ein Mädchen zur Welt kam. Der ebenfalls erschienene Vorsänger oder ein Rabbi heben das Kind aus der Wiege und sprechen über ihm einen Segensspruch. Hierauf folgt eine Bewirtung. Die Ostjuden nennen diese Zeremonie eine haule Curesche. Das heisst eine hohle Curesche oder in unserer Sprache eine leere, nichtige Freude. Nun muss man aber auch wissen, dass die Fülle, oder soll ich sagen: das Joch der Gebote und Verbote des echten Judentums, auch nur für die Söhne des Bundes völlig verpflichtend sind. Für die Frauen gilt folgende Regel: Auch sie unterliegen allen Verboten, gleichwie die Männer, aber sie sind befreit von allen Geboten, die an eine bestimmte Zeit gebunden sind. Sie sollen auf diese Weise die Freiheit haben, ihren häuslichen und, wenn es sein muss, auch ihren Erwerbspflichten ungehindert nachkommen zu können.[28])

Das andere Bundeszeichen nebei der Beschneidung ist die Feier des Sabbaths. Die Aussonderung des siebenten Tages der Woche beruht auf der Schriftstelle 1. Mos. 2, 1—3 und dem eigentlichen Gebot 2. Mos. 20, 9—11. Es ist aber darauf zu achten, dass es sich hier eigentlich nicht um ein Gebot neben andern handelt, sondern um eines der beiden Bundeszeichen des Volkes Israel. Im Schlussgebet der Gemeinde am Samstagabend wird gesprochen: «Zwei steinerne Tafeln hat Mose in seinen Händen herabgebracht, auf welchen die Feier des Sabbaths durch folgende Worte geboten ist: Die Kinder Israel sollen den Sabbathtag in acht nehmen, dass sie denselben halten in ihren Geschlechtern als einen heiligen Bund. Derselbe ist zwischen mir und dem Herrn ein Zeichen ewiglich... Herr, unser Gott, du hast denselben nicht den Völkern der Erde gegeben; an seiner Ruhe soll kein Unbeschnittener Teil haben. Du hast ihn deinem Volke Israel, dem Samen Jakobs, welchen du erwählt hast, gegeben. Die den Sabbath halten und denselben ein Vergnügen nennen, werden sich freuen in deinem Reiche.»[29]) — Der Sabbath beginnt am Freitagabend und endet am Samstagabend. In beiden Fällen, wenn die Sonne am Horizont verschwindet oder wenn die Hühner oder die Raben ihr Nest aufsuchen, oder aber, wenn man einen schwarzen von einem weissen Faden nicht mehr unterscheiden kann.

Der Sabbath ist dem frommen Juden die Königin der Tage. Er wird fürstlich erwartet und auch unter ärmlichsten Verhältnissen fürstlich gefeiert; wie wenn ein Glanz von Gottes Herrlichkeit den Alltag durchbräche, und wie wenn uns Menschen an diesem Tag ein Vorgeschmack der ewigen Ruhe in Gottes Vollendung zuteil werden sollte. Der christliche Bibelleser darf sich nicht durch die Streitgespräche Jesu Christi mit den Schriftgelehrten seines Volkes, wie sie in den Evangelien überliefert sind, den Blick trüben lassen für den ausgesprochen hohen festlichen Charakter der jüdischen Sabbathsbegehung (Mat. 12, 1—14;

Mark. 3, 1—6). — Die Feier dieses Tages hat ihre Ordnungen sowohl für den gemeinsamen Gottesdienst als auch im Haus jeder jüdischen Familie. Zu ihm gehört im Hause das Sabbathbrot, der Wein und die Fülle der vorgeschriebenen Gebete. Vor allem soll es ein Tag heiliger Freude sein. Weil reichliches Essen geboten ist, pflegt man gern am Freitag mehr oder weniger zu fasten, damit der Appetit um so lebendiger werde. Ja, es wurde besonders in den Familien der frommen Ostjuden empfohlen, am Sabbath möglichst oft zu essen und zu trinken, damit man desto mehr Gelegenheit habe, durch Segnungen über den Speisen und Getränken Gott zu loben. Desgleichen sind auch Bussgebete vom Sabbath durchaus ferngehalten. Ihnen gehören im besonderen der Montag und der Donnerstag. So ist der siebente Wochentag das andere klare Bundeszeichen des jüdischen Volkes.

Damit es nun aber richtig gefeiert werde und geschützt sei, hat es die jüdische Tradition, zum Teil auf Grund sehr willkürlicher Auslegung von Bibelstellen, umgeben und überwölbt mit einer Fülle von Geboten und Verboten. Der christliche Leser würde staunen, wenn er vor diesem Filigrannetz stünde. Das Backen der Sabbathbrote steht unter genauesten Vorschriften. Das Schneiden der Nägel an den Fingern ist Vorbereitungspflicht, aber in strengster, vorgeschriebener Reihenfolge. Findet ein reisender Jude einen Schatz, so darf er ihn seinem Esel wohl auf den Rücken legen, aber nur, wenn das Tier läuft. Dieses Joch des Sabbaths ist ein Joch. Man versteht von hier aus in ganz neuer Weise die Worte des Herrn: «Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht» (Mat. 11, 30).[30])

Im Altertum gewährte das Römische Reich den Juden die Freiheit der Sabbathsfeier. Das war ein grosses Vorrecht. Die Begehung dieser wöchentlichen öffentlichen Bezeugung des jüdischen Glaubens wurde so zu einem Zeugnis und unter Umständen auch zu einem Magnet, der in einer Welt ohne solche Wochenordnung manche Freunde anlocken, aber auch allerlei Neider erwecken konnte. Die Juden waren zudem auch von der Kaiserverehrung befreit. Das grosse Sabbathsvorrecht schloss überdies die Befreiung vom Militärdienst in sich.

Für die christliche Kirche galt von Anfang an die Ordnung, dass des Menschen Sohn auch ein Herr des Sabbaths ist, und, «wo das Priestertum verändert wird, auch das Gesetz verändert wird» (Mat. 12, 8 und Heb. 7, 12). In klarer Leitung durch den Heiligen Geist hat sich daher die christliche Kirche auch von diesem zweiten Bundeszeichen des jüdischen Volkes gelöst, indem sie den ersten Tag der Woche, also den Sonntag, als den Tag des Herrn feierte. Er ist der Tag der Auferstehung des Herrn (Mat. 28, 1 und Apg. 20, 7). Justinus der Märtyrer schreibt in seiner Verteidigungsschrift: «Am Sonntag aber halten wir

unsere gemeinsamen Zusammenkünfte, weil es der erste Tag ist, an dem Gott die Finsternis aus dem Urstoff verwandelt und die Welt gemacht hat, und weil Jesus Christus, unser Erlöser, an demselben Tag von den Toten auferstanden ist.»[31])

Die Sekte der Adventisten vom 7. Tag, im Jahre 1846 in Amerika neu gegründet durch den ehemaligen Schiffskapitän Joseph Bakes und durch die Visionen einer Frau White unterbaut, klagt das päpstliche Rom an, «Zeiten und Gesetz» durch die Einführung des Sonntages an Stelle des biblischen Sabbaths willkürlich geändert zu haben (Dan. 7, 25). Sie fordert die verführte Christenheit auf, zum Gehorsam unter den Wortlaut der Heiligen Schrift zurückzukehren, sich ihrer Gemeinschaft anzuschliessen und so unter den Schutz der Verheissung zu kommen: «Hier ist Geduld der Heiligen; hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum» (Off. 14, 12). Den Adventisten ist aber ihr Sabbath nicht ein Bundeszeichen, sondern das wichtigste Gebot. Ihnen ist vor allem entgegenzuhalten, was der Gemeinde zu Kolossä geschrieben wurde: «So soll euch nun niemand richten in Speise oder in Trank oder in Sachen eines Festes oder Neumondes oder Sabbaths, lauter Dingen, die nur ein Schatten des Zukünftigen sind, sein eigentliches Wesen aber gehört Christus an» (Kol. 2, 16. 17).[32])

Während die Adventisten die Frage des Sabbaths überschätzen, wurde sie im Kampf um die Gleichberechtigung der Juden meist unterschätzt. In der bereits erwähnten Aussprache vor dem aargauischen Grossen Rat im Jahr 1862 meinte ein Befürworter der Gewährung, der Verzicht der jüdischen Schüler auf das Nichtschreiben am Samstag sei ein geringer Preis für die Gewährung gleicher politischer und wirtschaftlicher Rechte. Er wusste nicht, dass mit dem Aufgeben dieses Bundeszeichens das ganze Gewölbe der jüdischen Glaubenshaltung ins Wanken kommen muss.[33])

6. Fremdlinge

Der Talmudgelehrte Raba in Babylonien (gestorben 352 n. Chr.) hat die Stelle Esther 3, 8, zu einem Gespräch zwischen dem persischen König Achasveros und dem Judenhasser Haman phantasievoll ausgemalt. Er lässt den Haman sagen: «Sie sind ein Volk, aber zerstreut; sie bringen keinen Nutzen, weil sie sich absondern; sie gleichen dem Maultiere, das sich nicht fortpflanzt. Ihre Gesetze sind von denen jedes anderen Volkes verschieden; sie essen nicht vom Unsrigen, heiraten nicht die Unsrigen und wollen nicht von uns geheiratet werden. Und die Gesetze des Königs befolgen sie nicht. Sie verbringen das ganze Jahr in Müssiggang. Es ist

für den König unangemessen, sie gewähren zu lassen. Sie essen und trinken und beleidigen die königliche Majestät. Wenn einem von ihnen eine Fliege in den Becher fällt, so entfernt er sie und trinkt. Wenn aber mein Herr, der König, einem von ihnen den Becher berühren sollte, schleudert er ihn zur Erde und trinkt nicht.»[34]) Was hier ein berühmter Jude dichterisch einen hochgestellten Antisemiten sagen lässt, ist keineswegs übertrieben, sondern entspricht der wirklichen Lage.

Das Volk des Bundes ist um seines Bundes willen herausgelöst aus jeglicher anderen Bindung. Die Erwählung bewirkt Nicht-Gleichheit. Wer von Gott gerufen ist, steht am Anfang eines Pilgerweges. Der Ansatz für die Fremdheit tritt am sichtbarsten zutage in der Berufung Abrahams. «Und der Herr sprach zu Abram: Ziehe hinweg aus deinem Vaterlande und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in das Land, das ich dir zeigen werde; so will ich dich zu einem grossen Volke machen und dich segnen und deinen Namen berühmt machen, dass er zum Segensworte wird» (1. Mos. 12, 1 und 2). Abraham wird ein Fremder im fremden Lande (1.Mos.23,4). Es wird ihm auch gesagt, dass «dein Geschlecht als Fremdling weilen wird in einem Lande, das nicht sein ist; und sie werden daselbst Sklaven sein, und man wird sie drücken, 400 Jahre lang» (1. Mos. 15, 13). Aber seine Fremdheit ist geistig umklammert durch den Bund Gottes mit ihm. Genau so steht auch später das ganze Volk da: Unter Gottes Erwählung und so unlöslich mit ihm verbunden, darum aber grundsätzlich herausgelöst aus jeglicher Gemeinschaft, die von Gott geschieden ist. Weil es aber das Volk des Bundes ist, wird ihm reichlich ersetzt, was es um der Fremdheit willen entbehrt.

Das Volk der Juden ist von Gott ausgesondert. Ihm geheiligt. Das heisst: ihm zugehörig. «Wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, so sollt ihr vor allen Völkern mein Eigentum sein; denn mein ist die ganze Erde. Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern werden und ein heiliges Volk» (2. Mos. 19, 5. 6). Wir dringen hier immer mehr hinein zum Kern der jüdischen Glaubenshaltung. Der Nichtjude, besonders der Protestant, der sich nur zu leicht rühmt, dass er allein aus dem Glauben lebe, wirft dem frommen Juden Gesetzlichkeit und Werkgerechtigkeit vor. Er weiss von dem Berg von Geboten und Verboten, die der arme Sohn Abrahams befolgen müsse; und er meint, er wolle sich durch dieses Halten einen Lohn vor Gott verdienen. Diese Meinung ist halbwahr. Sie entstammt einem groben Verständnis bestimmter Stellen des Neues Testamentes. Gewiss weiss der fromme Jude auch vom guten Werk und von Verdiensten. Ja selbst der Gedanke ist nicht ausgeschlossen, dass jeder Gerechte im Paradies eine Wohnung entsprechend seinen Verdiensten zugeteilt erhalte.[35])

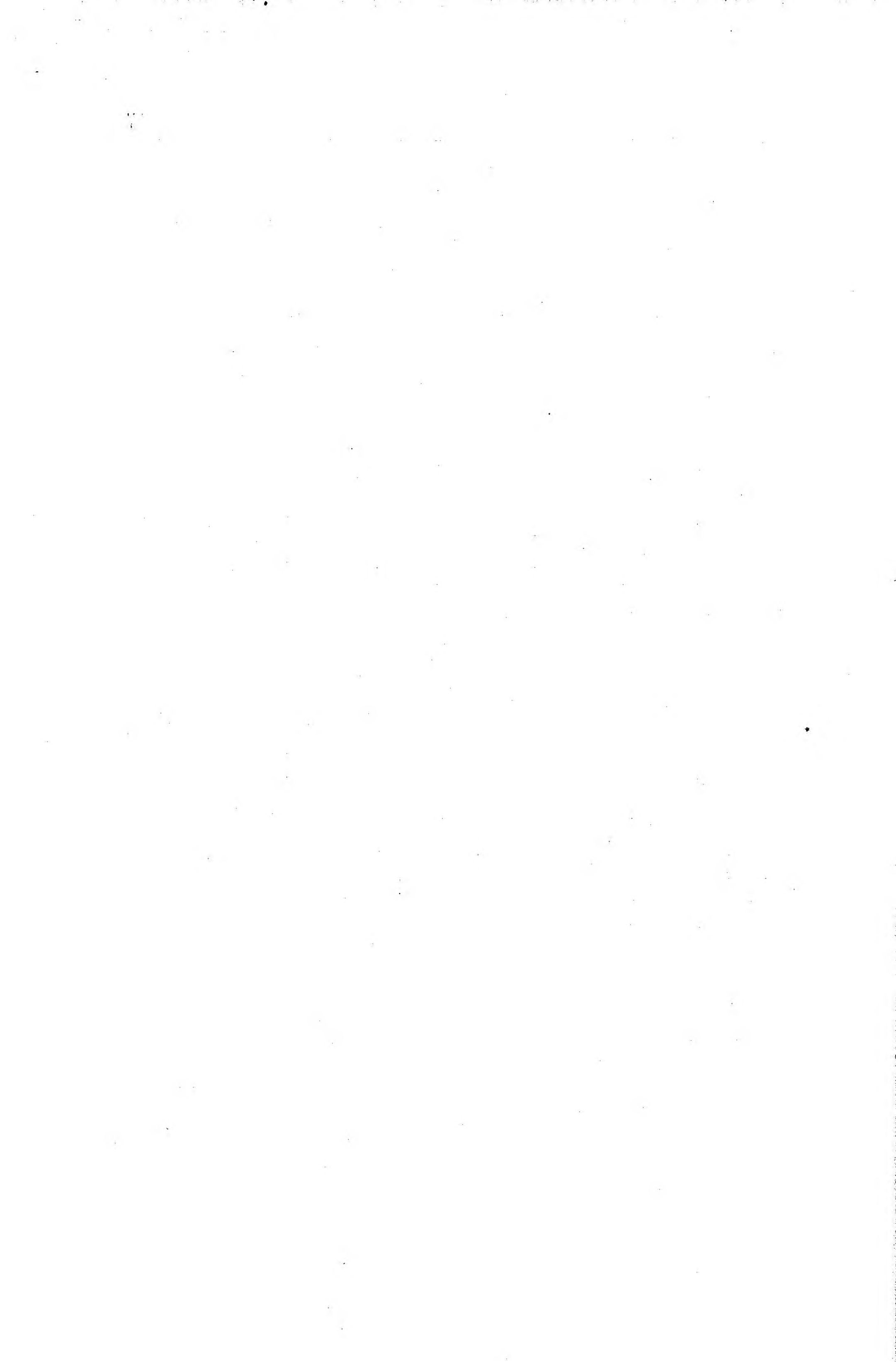
Aber das sind doch nur Arabesken zur Hauptsache. Der Jude ist Bundes-Genosse seines Gottes. Dass ihm das Gesetz gegeben, ist seine Bundesehre. Es verbindet ihn mit seinem Gott. In dieser Verbindung besteht sein Heiligsein. Seine Selbstheiligung ruht auf der ständigen Verwirklichung der gesetzlichen Verbindung mit seinem Herrn. Darum pflegen fromme Juden beim Beten jedesmal, wenn das Wort «heilig» gesprochen wird, den ganzen Körper zu heben.[36]) Der Jude weiss sich als Glied eines Volkes von Königen und von Priestern. Dieses heilige Wissen ist völlig unabhängig von seiner äusseren Lage.

Seine Aussonderung verpflichtet nun auch den Juden zur bewussten und geordneten Absonderung von seiner Umgebung. Massgebend bei aller Absonderung ist der Wille, jegliche Berührung mit irgendwelchem Götzendienst zu vermeiden. Es ist dem Juden verboten, drei Tage vor einem Götzenfest Geschäfte zu machen. Er darf sich nicht am Bau eines Tempels oder eines Stadions beteiligen. Es steht ihm nicht zu, Vieh in einem heidnischen Gasthof einzustellen. Eine Jüdin darf einer Heidin keine Geburtshilfe leisten oder bei Heiden Amme sein, weil so einem Götzendiener zum Leben verholfen wird. Das Umgekehrte ist jedoch statthaft. Wie es auch erlaubt ist, Sabbathsbestimmungen nicht zu beobachten, wenn ein Judenkind zur Welt kommt. Ein Jude und eine Jüdin dürfen auch nie mit einem Nichtjuden allein sein. Ein Jude darf mit einem Christen nicht Wein trinken. Hinzu kommen die Verordnungen wegen reinen und unreinen Speisen, das Verbot des Schweinefleisches. Wir stehen hier vor einem Berg von Geboten und Verboten, welche das Leben jedes ernsten Juden durchaus beherrschen. Hingegen hat es keinen Sinn, dies hier im einzelnen darzulegen. In einem späteren Abschnitt werden wir auf die Frage des Schächtens zu reden kommen. Hier musste einfach klargemacht werden, dass das Fremdsein des Juden ein gebotenes und gewolltes Fremdsein ist. Es ist der Ausdruck seiner Heiligung und der Sinn seiner Bundestreue gegen seinen Herrn und Gott.[37])

Es wird nun eigentlich niemanden mehr wundern, wenn er erfährt, dass die Juden auch in vorchristlicher Zeit das gemeinschaftliche Wohnen irgendwie anstrebten. In der Stadt Alexandria waren wohl die Synagogen über das ganze Stadtgebiet verstreut, aber zwei von den fünf Quartieren wurden doch als «jüdisch» bezeichnet. In der Ortschaft Oxyrrhynchos gab es eine Judenstrasse. Dieses gemeinschaftliche Wohnen beruhte wahrscheinlich auf besonderer Erlaubnis durch die Regierung, damit die Juden ihren Reinheitsvorschriften genau nachleben könnten.[38]) Ich nenne das den gewollten Ghetto, oder die gewollte und innerlich verpflichtende Distanzierung. Wie sehr diese Distanzierung zu einer ungeheuerlichen Entfremdung führen kann, werden wir später sehen, wenn wir die Verhältnisse des Ostjudentums besprechen.

Aber das muss uns auch klar sein, dass es sich um eine zeremonielle, um eine kultische Abhebung handelt. Man isst nicht, man trinkt nicht über die gezogene Grenze hinweg. Man heiratet nicht legitim ins andere Lager. Aber Entgleisungen in jener Richtung kommen doch vor. Auch wird Handel reichlichst über alle Grenzen hinweg betrieben. Die Abhebung hat zum Teil aristokratische Farbe, dann wieder, wie etwa in Polen oder Russland, entschieden proletarische Tönung.

Wenn wir nun aber als Christen bedenken, dass ja auch wir herausgerufen sind aus der Gottesferne, dass auch wir unter dem Bunde Gottes stehen — freilich unter einem Bund, der mit dem heiligen Blut Jesu Christi besiegelt und vollendet ist, so müssen wir doch auch wissen, welcher Unterschied besteht zwischen der Absonderung des jüdischen Volkes und der Absonderung der christlichen Gemeinde. «Ich ermahne euch als die Pilger und Fremdlinge. Enthaltet euch der fleischlichen Begierden, die wider die Seele streiten, und führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit sie in dem, worin sie euch als Uebeltäter verleumden, auf Grund eurer guten Werke, wenn sie näher zusehen, Gott preisen am Tage der Heimsuchung» (1. Pet. 2, 11. 12). Ja, allerdings, auch der Jünger Jesu ist ein Fremder. «Die Welt kennet euch nicht, denn sie kennet IHN nicht» (1. Joh. 3, 1). Aber die Distanzierung ist beim Christen eine glaubensmässige. Sie trägt ausgesprochen sittlichen Charakter. Mit dem «Nein» will sich der Christ allerdings auch «unbefleckt» erhalten von der Welt (Jak. 1, 27), aber dem Andern zum Zeugnis der frohen Botschaft. Während im Kern der jüdischen Glaubenshaltung unverkennbar eine Hoffnung auf Weltbeherrschung steckt, wissen wir durch unsere Fremdlingschaft, dass wir unser Bürgerrecht im Himmel haben (Phil. 3, 20). Wir wissen aber gleicherweise, dass unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat (1. Joh. 5, 4). Im Unterschied des Willens zur Weltbeherrschung und der Gewissheit der Weltüberwindung in Jesus Christus liegt auch der Unterschied der Fremdlingschaft zwischen Judentum und Christentum.



II.

DAS VOLK DES GESETZES

7. Die Thora

Der Name Thora bezeichnet zunächst die fünf Bücher Mose, also den Anfang des Alten Testamentes. Dieser Teil der Bibel heisst im Griechischen Pentateuch. Damit wir an diesem wichtigen Punkt richtig verstehen lernen, sprechen wir zuerst vom Gegenstand der Thora und hernach von ihrer Wertung durch das gläubige Judentum.

In jeder Synagoge, also in jedem jüdischen Gotteshaus, wird der Blick des Eintretenden, durchaus gleichartig wie in einer katholischen Kirche, hingelenkt auf die Chorwand. Hier befindet sich bald einfach würdevoll gestaltet, bald in prunkhafter Künstlichkeit der Tebakasten. In ihm werden die fünf Bücher Mose in der Form von beschriebenen Pergamentrollen aufbewahrt. Die Rollen sind umhüllt mit wertvollsten Stoffen, die Stäbe geschmückt mit goldenen Knäufen. Das Ganze ist eine heilige Schatzkammer.[39]) Tritt der Jude ins Gotteshaus ein, selbstverständlich mit bedecktem Haupt, so legt er die Hand aufs Herz und verneigt sich gegen den Tebakasten.

Die Abhaltung eines Gottesdienstes ist nur möglich und gestattet, wenn zehn Männer anwesend sind und eine Thorarolle zur Verfügung steht.[40]) Was die Rolle betrifft, so mochte jedenfalls früher die eine dieser Bedingungen unschwer zu erfüllen sein, war doch jeder männliche Jude verpflichtet, im Lauf seines Lebens eine Thorarolle selber zu schreiben oder schreiben zu lassen.[41]) Im synagogalen Gottesdienst ist der feierliche Augenblick das Herausnehmen und vorschriftsgemässe Enthüllen der heiligen Rollen. Werden die Rollen im Verlauf des Gottesdienstes umgetragen, so berührt sie, wer immer zukommt, mit einem Finger und küsst diesen Finger. Kleine Knaben dürfen das Heiligtum auch selber küssen. So lange die Thora gezeigt wird, darf ihr gegenüber nichts Unehrerbietiges geschehen. Verboten wäre etwa, einen Fuss auszustrecken.[42]) Es handelt sich also um ein Heiligtum, das

in auffallender Aehnlichkeit steht mit der Monstranz und der Hostie in den katholischen Gotteshäusern. Rabbi Chananja (im 2. Jahrhundert n. Chr.) wird, zum Verbrennungstode verurteilt, in eine Thorarolle gewickelt. Das ist ihm ein grosser Trost, weil er so mit der Thora gemeinsam leidet, und er sieht die einzelnen Buchstaben seiner Seele voraus in den Himmel zu Gott fliegen. In dieser Zuversicht stirbt er und bleibt seinem Glauben treu.[43])

Die Thora ist durch die Schriftgelehrten alter Zeit in so viel Abschnitte, in Perikopen, eingeteilt, dass sie in einem Jahr öffentlich vorgelesen werden kann. Es war früher allgemein Brauch, dass die Ehre des Vorlesens im Gottesdienst richtig versteigert wurde.[44]) Es ist gut, wenn ein Nichtjude auch solche scheinbar nebensächlichen Möglichkeiten und Tatsachen weiss, damit er sich dessen bewusst werde, wie so ganz anders, so sehr fremd die echte jüdische Welt für einen evangelischen Christen ist und damit er auch verstehen kann, warum im 19. Jahrhundert eine Reform des Judentums durch ernste Juden erkämpft worden ist.

Die Thora ist für den Juden, der irgendwie noch im Glauben steht, die Offenbarung Gottes. Man könnte sagen, die sichtbare und vernehmbare und durchaus autoritäre Verfassung des Bundes zwischen Gott und seinem erwählten Volk. Der Glaube an die göttliche Eingebung jedes einzelnen Wortes der Thora ist in diesem Fall unerlässlich; denn jedes Wort enthält die ganze Wahrheit, und dennoch ist jedes Wort nötig, weil es Gottes Wort ist. Man kann also sagen, hier sei jedes Wort inspirationsnotwendig. Keines darf fehlen und keines kann fehlen. Die Offenbarung ist geschlossen und vollkommen. Man könnte vielleicht auch in Uebertragung sagen: das System ist geschlossen und vollkommen. Jeder seiner Sätze steht an seinem Ort in logischer Notwendigkeit. Unverkennbar stehen wir bei dieser Ueberlegung vor der Philosophie des Juden Baruch de Spinoza (geboren 1632, gestorben 1677). Seine Ethik ist eine ins Philosophische übertragene Thora. Man wird Spinoza so sicher weit mehr gerecht und kann seine Rätsel besser enthüllen, als wenn man ihn einfach mit Pantheismus (Gott ist gleich Natur) behaftet.[45]) Wenn wir die Bedeutung der Thora für den glaubenden Juden verdeutlichen wollen, müssen wir uns frei machen von unsern Vorstellungen über das Wort Gottes. Dem Juden ist die Thora, das heisst seine Bundesverfassung, ein Institut seiner Heiligkeit. Keine Brücke von Gott zu ihm oder von ihm zu Gott. Dieser bedarf es nicht, denn der Bund ist geschlossen und gilt in Ewigkeit. Wohl aber der Boden ,auf dem der Jude sich heiligt, sich seiner Bundesgenossenschaft mit Gott in Wahrheit bewusst wird und sie im Halten der Thora auch verwirklicht. Die Thora ist ausschliesslich den Juden von Gott

gegeben, und sie ist nur für die Juden bestimmt. Auf Grund unserer bisherigen Ausführungen ist das durchaus begreiflich, weil eben der Bund voraufgeht. Aber von hier aus kann man nun verstehen, zu welch mächtigen Spannungen es kommen muss, wenn die christlichen Kirchen das Alte Testament, samt der Thora in ihm, mit dem Neuen zusammenbinden, um daraus den biblischen Kanon zu machen.[46])

Gewiss kommen im jüdischen Gottesdienst auch Stellen aus den prophetischen Büchern zur öffentlichen Vorlesung. Desgleichen wird der Psalter reichlichst durchgebetet. Dennoch ist der Unterschied der Wertung zwischen der Thora, das heisst den fünf Büchern Mose und allen andern Büchern des Alten Testamentes, ganz unverkennbar. Wenn in den anderen biblischen Büchern unklare Lesarten die Erkennung des ursprünglichen Sinnes eigentlich verhindern, ficht das den jüdischen Schriftgelehrten nicht sonderlich an, weil diese anderen Bücher an Wichtigkeit hinter der Thora zurückstehen. Wir hören einen zuverlässigen Zeugen aus seinen Talmudschuljahren erzählen, die Knaben hätten jeweilen in der Woche denjenigen der 54 Thoraabschnitte streng durchgeübt, welcher am Sabbath zur Verlesung kommen sollte. «Dann etwa auch Propheten, aber sehr über Stock und Stein. Im ganzen wurde die Beschäftigung mit der Bibel nicht gern gesehen; die eifrige Benützung der Quellen wurde als gefährlich angesehen.»[47]) Wenn also ein Jude Christ wird, und zwar, wie wir annehmen wollen, nach gründlicher Vorbereitung und durchaus in heiligem Ernst, so wird er doch irgendwie Mühe haben, die Heilige Schrift so werten zu lernen, wie unsere Kirche dies verlangt. Also sagen wir einmal heilsgeschichtlich. Aber auch so, dass sie nicht nur Garant von Bund und Gesetz ist, sondern in ihrer Gesamtheit Offenbarungsträger. Wer also etwa die Bergpredigt Jesu völlig aus der Bibel heraushebt und zu dem christlichen Sittengesetz, ja womöglich noch zum Staatsgesetz erheben will, der denkt in jüdischen Glaubensformen, indem er die Bergpredigt (Mat. 5—7) zu einer christlichen Thora erhöht. Er wird auch, dementsprechend, gegen den Apostel Paulus vorgehen, indem er ihm göttliche Ueberwertung der Erscheinung Christi vorwirft. Mit dieser Ablehnung des Apostels Paulus befindet er sich aber durchaus auf jüdischem Boden, weil die Juden wohl gewusst haben, dass dieser Apostel ihr gefährlichster Gegner sei. Es ist nicht von ungefähr, dass Vertreter der Arbeiterbewegung, denen je und je so viel Juden zu Gevatter gestanden haben, am ehesten noch die Bergpredigt gelten lassen; ja sie der Kirche höhnend vorhalten, während sie Paulus glatt ablehnen. Das ist jüdischer Thoraglaube, übertragen auf das Neue Testament.[48])

Wir müssen noch einen kleinen Schritt weitergehen, damit uns die einzigartige Stellung der Thora innerhalb des jüdischen Glaubens ganz in

unser Blickfeld kommt. Ein jüdisches Zeugnis der Gegenwart lautet: «Denn die Thora ausschliesslich und allein gibt den Juden das Heil und seine Bewährung für diese Welt und ist die Verheissung für die zukünftige Welt. Sie ist nach dem Glauben der Juden im Zeitalter Jesu der einzige Weg zu Gott; an ihrer Bewährung hängt Gottes Schicksal in dieser Welt. Darum lässt Midrasch Tehillim 17, 7, dem Sinne nach Gott selber sprechen: Meine Thora ist in eurer Hand; eure Erlösung ist in meiner Hand. Bewahret ihr meine Thora, ich führe eure Erlösung herbei.»[49]) Hier tritt nun die Thora in die Rolle des Mittlers zwischen Gott und Mensch. Gegenständlich: die Pergamentrollen, ähnlich der Monstranz mit der Hostie; inhaltlich das Gesetz als Verfassung für den menschlichen Bundespartner Gottes. Wir bedenken die Worte im Neuen Testament: «Jesus sagt zu ihm: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, ausser durch mich» (Joh. 14, 6). — «Aus seiner Fülle haben wir ja alle empfangen, und zwar Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist durch Mose gegeben worden; die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus gekommen. Niemand hat Gott jemals gesehen; der einzige Sohn, der im Schosse des Vaters ist, der hat Kunde von ihm gebracht» (Joh. 1, 16—18). Ich gestehe offen, dass ich nicht genug Kenntnis habe über die dogmengeschichtliche und die gottesdienstliche Entwicklung des Thorabegriffes innerhalb des Judentums während der christlichen Zeitrechnung. Ich glaube aber nicht fehl zu urteilen, wenn ich sage, dass die Erhöhung der Thora, also der fünf Bücher Mose, in die Rolle eines Mittlers zwischen Gott und Mensch wie eine Abwehrgebärde gegenüber dem geistigen Einfluss der christlichen Kirche erscheint, weil die Stellung des Christus innerhalb des christlichen Glaubens so übermächtig ist, dass selbst die Synagoge einen Ersatz hiefür anstreben musste. Wahrscheinlich kommen diese Gedanken aus den Kreisen, die der Kabbala nahestehen. Ich stosse in jenen Teilen der jüdischen Geisteswelt auf den Satz: «Wer das Verdienst der Thora hat, dem steht sie bei. Das heisst, wer die Thora studiert hat, für den tritt sie als Anwalt auf.» Das Neue Testament sagt: «Wenn jemand sündigt, haben wir einen Beistand beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten» (1. Joh. 2, 1). Der Jude sagt hier: Wenn ich die Thora studiere, wird sie mir zum Anwalt. Den Christen treibt seine Schuld zum Mittler, den Juden aber seine Gerechtigkeit. Freilich, das einfachere Volk innerhalb des Judentums kennt sonst eigentlich eine andere Form von Fürsprache. Die berühmten Schriftgelehrten des Volkes nehmen hier nach ihrem Tode die Stellung der katholischen Heiligen ein. An ihren Gräbern wirbt der Fromme um ihre Fürbitte. Ich war dessen Zeuge auf dem Judenfriedhof zu Prag, wie eine amerikanische Jüdin beim Grab des sagenumwobenen Rabbi Juda Löwe ben Bezalel (1525—1609) auf ein

Blatt gekritzelte Bitten (eben um Fürbitte) durch einen Spalt unten am Sarkophag in die Grabhöhle warf. Knoblauch warf sie nicht hinein, wie dies in Galizien Brauch war. Aber die Gebärde, «Bitt für mich», war unverkennbar. Ob nun die Thora oder der Thoralehrer zum Mittler werden, so zeigen uns beide Wege, dass hier der Kern des Bundes in einer Art von Mythologisierung des Gesetzes vorliegt.[50])

8. Die Ueberlieferung (Der Talmud)

In der Thora (4. Mos. 15, 32—36) wird erzählt, zur Zeit der Wüstenwanderung habe man einen Israeliten ertappt, als er an einem Sabbath Holz sammelte. «Und sie legten ihn in Gewahrsam; denn es war noch nicht entschieden, was mit ihm geschehen sollte. Der Herr aber sprach zu Mose: Der Mann muss getötet werden; die ganze Gemeinde soll ihn ausserhalb des Lagers steinigen. Da führte ihn die ganze Gemeinde vor das Lager hinaus und steinigte ihn zu Tode, wie der Herr dem Mose geboten hatte.» Aus dieser und aus ähnlichen Stellen des Alten Testamentes wird im Judentum der Schluss gezogen, dass neben der schriftlichen Offenbarung in der Thora auch mündlich überlieferte Gesetze, «dem Mose am Sinai gegeben», verbindlich seien.[51]) Man ist überzeugt, dass diese Tradition durchaus nach den Eingebungen der Thora, also der fünf Bücher Mose, geformt und bestimmt worden sei.

Die Frage der Schlachtungsart, des Schächtens, ist immer wieder Anlass zu Reibereien geworden. Auf das Nähere werden wir noch einzutreten haben, wenn wir von der Gewährung der Gleichberechtigung für die Juden in der Schweiz sprechen. Nun ist aber gerade das Schächten selbst in den fünf Büchern Mose nirgends direkt geboten. Die Juden verweisen auf 5. Mos. 12, 21. Wir lesen hier: «Ist die Stätte, die der Herr, dein Gott, erwählt, dass er seinen Namen dorthin lege, für dich zu fern, so schlachte von deinen Rindern oder deinen Schafen, die dir der Herr gegeben hat, wie ich dir geboten habe, und iss davon in deinen Ortschaften ganz nach Herzenslust.» Auf den fünf Worten, «wie ich dir geboten habe», wird nun die ganze Schächtangelegenheit biblisch aufgebaut. In Wirklichkeit aber haben wir hier eine ausgesprochen mündliche Ueberlieferung vor uns. Jedenfalls stehen wir vor der Tatsache, dass neben die Thora gleichwertig, ja sie umgebend und überwuchernd, die Tradition tritt.[52])

Die Quellen der jüdischen Lehre sind somit Offenbarung und Tradition. «Die letztere geht aus von den durch Gott bevorzugten Menschen, die die Kenntnis der Offenbarung weitergeben. Eine dritte Quelle sind Ideen, welche der menschlichen Seele

eingepflanzt und somit allen Menschen gemeinsam sind. Sie bilden bis zu einem gewissen Grade die Grundlage unseres Glaubens (zum Beispiel die Idee eines allmächtigen Wesens).»[53]) Auf Grund der Lehre des Mose ben Maimon (Maimonides), geboren 1135, gestorben 1204, des bedeutendsten jüdischen Philosophen des Mittelalters, würden diese Ideen der menschlichen Vernünftigkeit entsprechen. Er lehrte, dass die Heilige Schrift nichts enthalten kann, was der Vernunft widerspricht. Dass damit ein gefährliches Element in das ganze Lehrgebäude hineingelegt wird, ist unzweifelhaft. Schwingt sich einmal das, was als der menschlichen Vernunft entsprechend erklärt wird, als alleinige Autorität auf den Thron, so ist es jedenfalls zunächst um die Tradition geschehen, soweit sie als unvernünftig erscheint. Ihr wird die Autorität der Schrift auf Grund einer unkontrollierbaren Bibelkritik und im Namen voraussetzungsloser Wissenschaftlichkeit bald genug nachfolgen. Es würden dann nur noch allgemeine Vernunftideen übrigbleiben. Diese Entwicklung wird uns vor Augen treten, wenn wir die geistige Entwicklung des Judentums von der Zeit der Aufklärung bis in die neue Zeit betrachten.

Der mündlichen Ueberlieferung wurde darum ein so grosses Gewicht beigelegt, weil man gerade in ihrer mündlichen Weitergabe eine Sicherung für die Einheit des Judentums sah. Lange scheint eine Gegnerschaft wider die schriftliche Festlegung bestanden zu haben, weil die mündliche Belehrung und Einübung Jüngerschaft bildet, während schriftliche Festlegung nach innen Entzweiung und nach aussen Angriffsflächen bietet. Hier liegt doch wohl auch der tiefere Sinn für die Talmudschulen, von denen wir noch zu reden haben.[54])

Trotzdem kam es zum Teil schon in vorchristlicher Zeit, besonders aber in den ersten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zur schriftlichen Festlegung der mündlichen Ueberlieferung. Dieses Werk trägt den Namen T a l m u d. Talmud heisst: Studium, Belehrung, Lehre. Es ist nicht leicht, zu sagen, was dieses eigenartige Religionsbuch ist. Wir finden in ihm zunächst eine fortlaufende Erklärung zu den fünf Büchern Mose; eventuell aber auch die ausgeführte Lehre jüdischer Glaubenshaltung und Lebensgestaltung nach Gegenständen geordnet. Formal unterscheidet man die Sammlung der traditionellen Gesetze in der Mischna und die Prüfung und Entscheidung über diese Gesetze in der Gemara. Inhaltlich wird unterschieden zwischen Gesetzen: genannt Halacha, und den Erzählungen, Fabeln, Gebeten, Sittenlehren und Gedankensplittern, genannt Agada. Das Ganze ist eingeteilt in eine grössere Zahl sogenannter Traktate und stellt in seiner Gesamtheit ein Riesenwerk dar.[55])

Wollte sich ein Christ, dem seine Bibel lieb und heilig ist, der Mühe unterziehen, im Talmud einfach einmal zu lesen, so stünde er bald



Bild 9



Bild 10

Rabbiner aus Yemen in Arabien, die Thora lesend. Er hat den Gebetsmantel umgelegt und trägt an der Stirn die vorgeschriebenen Gebetskapseln (Tephillim Schel Rosch). Die Kapsel ist nach genauesten Vorschriften angefertigt und enthält die geschriebenen Bibelworte: 2. Mos. 13, 1—11; 2. Mos. 13, 11—17; 5. Mos. 6, 4—10; 5. Mos. 11, 13—22.

JUDICUM. XVI. 37



E 3 *Simson*

Christus eröffnet die Pforten deß Gefängnuß.

Simson gen Gaza kompt sein Bulschafft zu begrüssen/
Die Bürger hinder jhm die Pforten hart beschliessen/
Auß den Angeln der Held durch Gottes Geist bewegt/
Hebt auß die beyde Thor/ auff einen Berg sie trägt.

Bild 11
ICONUM BIBLIARUM von Matthäus Merian
Strassburg bei Lazarus Zetzners Seeligen Erben, 1626. II. Teil, Seite 37.



Bild 12

Ein Wunderrebbe aus Osteuropa kommt inmitten seiner Begleitung dem Beschauer entgegen. Zu beachten ist seine typisch chassidische Kopfbedeckung, welche hohen Wert hat.

Wiedergabe des Bildes durch die freundliche Erlaubnis von Pfr. J. Witt in Zürich

unter dem peinlichen Eindruck, in Dornengestrüpp oder auch in einen unheimlichen Sumpf geraten zu sein. Jedenfalls ist es schwerste Lektüre, die hohe Entsagung erfordert. Wir müssen als Nichtjuden wissen, dass der Talmud kein Gesetzbuch ist. Er umschliesst auch keine geschlossene Lehre. Man kann also weder den einzelnen Juden noch das Judentum ohne weiteres auf sogenannten Lehren des Talmud festlegen. Der Jude wird in jedem Falle beweisen, dass das Gegenteil dessen, was man ihm vorwirft, auch irgendwo im Talmud zu finden sei. Und darin wird er meistenteils Recht behalten. Wenn ich klar sehe, ist der Talmud ein Sammelbecken für die Meinungen ungezählter jüdischer Schriftgelehrter über Thora und mündliche Tradition. Also ein ungeheuerliches Parlament, aus dem jedes Votum äusserst genau wiedergegeben wird. Es wird debattiert, es wird erzählt, es wird auch geschwatzt. Vieles ist überaus dunkel, vieles unheimlich fern und fremdartig. Wir sind Zeugen einer phänomenalen Geschwätzigkeit und Streiterei aus fernsten Zeiten, und dennoch kommt man nicht um den Eindruck herum, dass gewisse einheitliche Grundlinien vorhanden sind. Das Volk des Bundes und das Volk des Gesetzes ist es, das hier durch den Mund seiner Lehrer unter sich spricht und sich durch dieses Gespräch deutlich abhebt von seiner andersdenkenden und andersglaubenden Umgebung.[56]) Da gibt es kein Gebiet menschlichen Lebens, das nicht seine Besprechung im Talmud gefunden hätte; handle es sich um die intimsten Ehefragen, um Geldlehren oder um die Auslegung von Träumen. Es ist keine Verleumdung, wenn über den Geist des Talmud gesagt wird: «Der ist der berühmteste, der bei irgendeiner Tüftelei hundert Beweise dafür und gleichzeitig hundert Beweise dagegen führen kann.»[57]) Wir würden volkstümlich sagen: Ein Advokatenfressen. Man kann aber auch rühmen: Eine Advokatenschule ersten Ranges. Aus dem Ganzen strömt uns ein überspitzter Geis der Wachheit entgegen, der geistigen Präsenz, der Wort- und Gedankenvirtuosität, die gleichzeitig anwidert und dennoch Eindruck macht. Es erscheint mir eigentlich sinnbildlich, dass Baruch de Spinoza (siehe auch, was über ihn im vorigen Kapitel gesagt ist) für sein persönliches Siegel die Inschrift: caute, sei vorsichtig, wählte. Er war ohne Zweifel Talmudkenner. Die unglaubliche Wachheit des talmudischen Geistes ist eben zugleich auch Vorsicht, instinktartige Wachheit und Vorsicht, wie bei einem gescheiten Hund.

Dieser Talmud nun war durch Jahrtausende der Turnsaal der Judenheit. Er war das Stadion, in welchem jeder Judenknabe Höchstes leisten musste. Er war das komplizierte, an sich eigentlich sinnlose Gerät, an dem das jüdische Gedächtnis sich einübte und der jüdische Geist zu seiner unheimlichen Präzision und Virtuosität herangebildet wurde. Aber dieser Talmud ist zugleich der Inbegriff der Relativi-

tät. Des grundsätzlichen: Sowohl-als-auch. Der fliessenden Wahrheit, die eben keine Wahrheit mehr ist. Einer Wahrheit, die eigentlich von anderswoher entschieden werden muss. Hier tritt nun die Gestalt des Schriftgelehrten hervor: des Rabbi. Von ihm werden wir in einem besonderen Kapitel zu reden haben. Aber wir ahnen nun gerade hier bereits die Wirkung des talmudischen Denkens.

Weil aber der gewöhnliche Jude, der im praktischen Leben steht, sich nicht so eingehend mit dem Talmud beschäftigen kann, ist ihm eine praktische Anleitung, eine Art Zusammenfassung der leitenden Gedanken des Talmud gegeben in dem Buch Schulchan Aruch (gedeckter Tisch), verfasst von Joseph Karo, erstmals im Druck herausgekommen in Venedig im Jahr 1564.

9. Die Judenschule

Die Talmudschule oder der Cheder ist etwas anderes als die Synagoge. Hatten die rechtgläubigen Juden in Hamburg Mitte des 19. Jahrhunderts zwei schöne Synagogen, so besassen sie daneben noch dreissig Bethäuser.[58]) Im Bethaus ist das Bad für die rituellen Waschungen und Tauchungen. In ihm sind Räume für das Thora- und Talmudstudium. Im Osten enthielten sie oft auch einen Raum, bestimmt für das geistliche Richterkollegium.[59]) Je nachdem befand sich dieser Raum auch in der Synagoge. Das Bethaus beherbergte auch die eigentliche Talmudschule. In allen Erinnerungen von Juden, die zur Veröffentlichung kamen, spielt diese Schule eine recht bedeutsame Rolle. Da sie jedenfalls bis ins 20. Jahrhundert hinein im ganzen Osten Europas und in Russland die Erziehung der jüdischen Knaben durchaus beherrschte, muss auch von ihr gesprochen werden.[60])

Vom Philosophen Maimonides ist der Satz überliefert: «Unter allen Geboten gibt es keines, welches das Thoralernen aufwiegt; umgekehrt wiegt das Thoralernen alle anderen Gebote auf. Dereinst muss der Mensch zuerst über das Lernen Rechenschaft ablegen.»[61]) Jedenfalls sind die Talmudschulen hervorragendste Stätten des reinen Lernens, beinahe möchte man sagen, um des Lernens willen. Vielleicht ist es auch von hier aus erklärlich, dass sich bei vielen Juden und Jüdinnen eine auffallende Lernwut hervortut. Lernwut an sich bewirkt Wissensanhäufung und in der letzten Folge eine Scheinwissenschaft und Scheingelehrtheit. Gar manche Erscheinung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist von da aus verständlich. Man bläht jedes Wissens- und Forschungsgebiet auf zu einem ganzen Talmud des betreffenden Stoffes. In diesem ungeheuerlichen Walde findet sich aber nur noch

der Fachmann, der Professor, das heisst der Schriftgelehrte der betreffenden Disziplin, zurecht. Man denke etwa an das Gebiet der Psychoanalyse, deren Entdecker und bahnbrechender Forscher der Jude Sigmund Freud war.

In der Talmudschule wurde vor allem die Bibel als Fibel gebraucht. In erster Linie wiederum die fünf Bücher Mose. Dann aber auch der Talmud. Selbstverständlich ging alles vor sich in der hebräischen Sprache.[62]) Dass die Methode des Lernens ungeheuerlich und brutal war, soll dieser Schule nicht zum Vorwurf gemacht werden; denn es scheint, dass überhaupt in früheren Zeiten jegliche Didaktik eine Prügel- und Schreckmethode war. Aber eine Eigenart muss dennoch beachtet werden: das Durcheinandermemorieren und Durcheinanderbrüllen der Schüler, Selbst der jüdische Gottesdienst trug, was das laute Beten betrifft, vor den Reformen im letzten Jahrhundert diesen Charakter. Daher kommt auch der volkstümliche Ausdruck vom Lärm «wie in einer Judenschule».

Hören wir, was der spätere Professor für orientalische Sprachen, Mark Lidzbarski (1868—1928), in seinen Erinnerungen erzählt.[63]) Noch nicht fünfjährig, musste er die fünf Bücher Mose übersetzen. Vom Hebräischen in den Jargon (siehe das betreffende Kapitel). Bei einem Schulfest hatte er als kleiner Knirps eine religiöse Rede zu halten. Mit sechs Jahren kommt er zu einem eigentlichen Talmudlehrer. Dessen Schule war darum in Russland gestattet, weil er sich verpflichtete, täglich zwei Stunden Russisch zu erteilen. Mit acht Jahren kam Lidzbarski zu einem noch höher stehenden Talmudlehrer. Der stand im Geruch grosser Heiligkeit. Daneben war er so kurzsichtig, dass er beim Löffeln seiner Suppe nicht bemerkte, dass seine Katze mit ihm aus dem gleichen Teller leckte. Er schritt stets mitten auf der Strasse, damit sein Blick ja nie auf eine fremde Frau falle. Sie nahmen in der Schule zunächst den Traktat über das Sachenrecht durch. Hernach folgte der Traktat über das Frauenrecht. Wohlverstanden mit achtjährigen Judenbüblein. Im Abschnitt über die Heirat wurde nun gelesen, erklärt und auswendig gelernt:

«Die Frau wird gekauft (erworben) auf drei Arten und kauft sich los (wird frei) auf zwei Arten. Sie wird erworben durch Geld, durch den Vertrag und durch den Beischlaf. Durch Geld: die Anhänger des Schammai sagen: durch einen Denar oder den Wert eines Denars; die Anhänger des Hillel sagen: durch eine Prutah oder den Wert einer Prutah. Wieviel ist eine Prutah? Ein Achtel eines italischen Asses. Sie wird frei durch den Scheidebrief und den Tod des Mannes. Die (kinderlose verwitwete) Schwägerin (die der Schwager nach 2. Mos. 25, 5, heiraten muss) wird erworben durch den Beischlaf, und sie wird frei durch das Ausziehen des Schuhes (daselbst Vers 9) oder den Tod des Schwagers.»[64])

Ich lasse die Fortsetzung weg, weil sie unanständig ist. So wurde also in Tausenden von Talmudschulen exerziert. So wird sicher auch heute noch Talmud eingebläut. Das Ziel war, aus jedem begabten Knaben wenn immer möglich einen Talmudgelehrten, einen Schriftgelehrten zu machen. In Osteuropa war das Handwerk in strengen jüdischen Kreisen stark verpönt. Um so mehr galt die geistliche Laufbahn. Sie war der Traum frommer Eltern. Was mag hervorkommen, wenn mit einem Male eine Million von herangewachsenen Judenknaben in die mehr westlichen Kulturverhältnisse geschwemmt wird und wenn sie inzwischen allen Glaubenshalt verloren haben und vom Christentum überhaupt nichts Rechtes wissen? Das muss hier im Ernste gefragt werden. Es kommen hervor Männer aus Familien, deren körperliche Konstitution durch ein paar Jahrhunderte vernachlässigt worden ist; Männer, die eine phänomenale Gedächtniskraft besitzen, die einseitig auf den Verstand dressiert sind und die unter allen Umständen reden können. Männer, die aber auch im Wahrheitsdämmer des Talmud aufwuchsen und denen ihre Umgebung zunächst durchaus fremd ist.

10. Die Erfüllung des Gesetzes

Die jüdischen Gelehrten haben die mündliche Ueberlieferung, die dann im Lauf der Zeit in der Gestalt des Talmud schriftlich festgelegt wurde, den Zaun um das Gesetz genannt.[65]) Wer aber nur schon einen flüchtigen Blick in die Evangelien tut, erkennt, wie schon zur Zeit Jesu Christi dieser Zaun offenbar wichtiger geworden war als das, was er schützen oder gar den Blicken Fremder entziehen sollte. Wir stehen einfach vor der unübersehbaren Tatsache, dass die Frömmigkeitsform eines rechtgläubigen und in der echten Tradition stehenden Juden ein Maximum von Gesetzlichkeit ist. Mit der Feststellung dieses Tatbestandes ist vorläufig nichts gesagt über die Wertung dieser Gesetzlichkeit durch die Juden selber. Wenn auch eine sehr beachtliche Stimme aus dem jüdischen Lager hartnäckig sagt, das Gesetz diene dem Juden weder um Verdienste zu erwerben noch um sich vor Gott zu rechtfertigen, sondern zum Erwerb von Heiligkeit auf Grund der Erwählungsgnade, so mag das für höchststehende Juden der Wahrheit entsprechen; allein die Millionen gewöhnlicher Juden denken sich doch wohl etwas ganz anderes, wenn sie im ungeheuerlichen Filigrannetz ihrer Gesetzesauslegung ein ganzes Leben lang zappeln.[66]) Sehen wir uns diese Sache einmal genauer an.

Es wird gelehrt, dem Mose seien von Gott 613 Gesetze geoffenbart worden, nämlich 365 Verbote, entsprechend den Tagen des Sonnenjahres, und 248 Gebote, entsprechend der Gliederzahl des mensch-

lichen Körpers. Es ist auch zu beachten, dass auf Grund jüdischer Heilkunde alter Zeiten der Mensch 365 Adern hat. Nun aber verfügt auch die Seele des Menschen über 613 Glieder. Diese werden genährt durch die Erfüllung der 613 Vorschriften der Thora. Wenn im Buch der Sprüche (9, 5) die Weisheit sagt: «Kommet, esset von meinem Mahl und trinkt von dem Wein, den ich gemischt», so wird das so ausgelegt, jedes Körperglied und jedes Seelenglied werde ernährt und erhalten durch die Erfüllung der betreffenden ihm mystisch zugehörenden Vorschrift der Thora.[67]) Was ich hier ausführe, sind eigentlich schon kabbalistische Ansichten. Allein ich habe den Eindruck, dieselben seien sicher nicht nur auf das Chassidische Judentum beschränkt gewesen. «Es gibt eine alte Ueberlieferung, die uns lehrt, täglich hundert Segenssprüche zu sagen. Wenn man aber an bestimmten Tagen Mühe hatte, Veranlassung zu hundert Segenssprüchen zu erhalten, ass man zwischenhinein Früchte, und so war damit die fehlende Zahl der Gelegenheiten ermöglicht.»[68])

Ein Nichtjude kann sich überhaupt keine Vorstellung machen von der Vielzahl, der Kompliziertheit und Eigenart der Gebote und Verbote in einem traditionellen Judenleben. Sind ihrer doch nicht nur 613, sondern mindestens 10 000, wenn nicht noch mehr. Ein strengerzogener Judenknabe sieht, wie die Hausfrau aus Versehen das Messer, mit dem sie das Fleisch verschnitten hatte, in die Butter sticht. Der Knabe braust auf: «Wie kann man nur so sündigen gegen Gott, zwei entgegengesetzte Fettigkeiten mit einem und demselben Messer zu berühren.» Der junge Eiferer nimmt das Messer, da er sich auf dessen Wiederheiligung versteht, steckt es zwischen zwei Bretter im Fussboden tief hinein, überwacht es eine ganze Stunde lang, zieht es wie ein Sieger heraus und wirft es unter die Gabeln und Löffel.[69]) Wie kompliziert die Gebote und Verbote nur schon für das Aufstehen eines Mannes am Morgen sind, davon kann sich ein Nichtjude kaum einen Begriff machen. Verboten ist, das Hemd sitzend überzuwerfen. Nein, es muss liegend geschehen; wenn möglich der linke Arm vor dem rechten. Dann zieht man den rechten Strumpf und den rechten Schuh an, darf aber den letzteren nicht binden, bevor der linke Fuss seinerseits auch bedient ist. Abends geht es dann in der umgekehrten Reihenfolge. Entscheidend ist der Grundsatz, dass der Körper bedeckt sei, damit man nicht schamlos sei vor Gottes Auge. Im Freien soll sich der Mann keine zwei Meter weit mit entblösstem Haupte zeigen.[70]) Wenn der fromme Jude den Abort aufsucht, darf er dort weder den Namen Gottes aussprechen noch überhaupt an ihn denken, weil das eine Verkürzung seines Lebens zur Folge haben könnte. Er muss am gleichen Orte vermeiden, seinen Rücken gegen Jerusalem zu kehren. An Geschäfte zu denken ist ihm hier während der Wochentage gestattet, am Sabbath

jedoch nicht. Darum soll er sich bemühen, wenn er unbedingt zu denken wünscht, an Gemälde oder an Bauwerke und dergleichen zu sinnen, damit er sich ja in keiner Weise selbst in dieser Verborgenheit versündige.[71]) Aber auch die Frauen haben ihre Nöte. Kehrt eine Frau nach Hause, nachdem sie das ihr vorgeschriebene monatliche kultische Bad genommen hat, so darf sie auf der Strasse nicht an weltliche Dinge denken, darf aber auch keinem Hund, keinem Schwein, keiner Katze, ja auch nicht einem übeldenkenden Juden begegnen. Vor allem nicht einem christlichen Priester oder Pfarrer. Geschähe dergleichen, so hätte sie umzukehren, um abermals kultisch zu baden. Diese ganze Not vermieden dann die schlauen Evastöchter so, dass sie eben daheim badeten. Hingegen durften sie das wiederum nicht tun, solange der Mann abwesend war. Könnte überhaupt eine Frau das Baden nicht ertragen, so ist das für den Mann ein Scheidungsgrund.[72])

Das Berichtete ist ein winziger Ausschnitt aus dieser Welt jüdischer Gesetzeserfüllung und jüdischer Gesetzesgerechtigkeit. Wie einschneidend ist die strenge Speiseregel, dass Fleisch und Milch völlig getrennt behandelt werden müssen: andere Pfannen, anderes Geschirr, anderes Besteck. Diese Reinlichkeitsvorschriften in bezug auf Speisen beherrschen das ganze jüdische Hauswesen. Die entscheidende Bibelstelle ist 2. Mos. 23, 19: «Du sollst ein Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen.» Daraus wurde die Trennung von Fleisch und Milch und aus dieser die Unterscheidung im Geschirr abgeleitet, was dann bei den Marranen in Spanien, welche zum Schein katholisch wurden, zur Errichtung von zwei Küchen im Hause führte, einer reinen und einer unreinen.[73]) Nicht weniger folgenschwer kann die Pflicht sein, nur geschächtetes Fleisch, und wiederum solches nur von reinen Tieren, zu geniessen. Hören wir einem Judenbüblein zu, was es als Talmudschülerlein erlebte. «Meine Mutter schickte mir einmal durch das Dienstmädchen Franziska ein Würstchen in die Schule. Damit das Mädchen nicht das Würstchen vertausche und eines aus nichtkoscherem Fleisch (koscher oder auch kascher heisst recht oder auch tauglich, also der Speisevorschrift entsprechend) unterschiebe, was an sich höchst unwahrscheinlich war, machte Mutter ein Paket, verband es und versiegelte es an allen Enden. Der Lehrer liess sich das Paketchen geben, betrachtete die Siegel und entdeckte, dass zur Siegelung nicht ein Siegel, sondern eine Münze verwandt worden war. Da verbot er mir, das Würstchen zu essen, da es nicht genügend gesichert wäre, und das Mädchen musste es wieder nach Hause nehmen.»[74])

Das Merkwürdige an diesen Geschichten aus der neueren Zeit ist ihre grundsätzliche Aehnlichkeit mit all dem, was uns in den Evangelien als Gesetzlichkeit entgegentritt. «Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phari-

säer, ihr Heuchler, dass ihr die Aussenseite des Bechers und der Schüssel reinigt; inwendig aber sind sie gefüllt mit Raub und Unmässigkeit. Du blinder Pharisäer, mache zuerst den Inhalt des Bechers rein, damit auch seine Aussenseite rein wird» (Mat. 23, 25. 26). «Wehe euch ... dass ihr die Minze und den Anis und den Kümmel verzehntet und die gewichtigeren Stücke des Gesetzes ausser acht gelassen habt: das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue ... Ihr blinden Führer ,die ihr die Mücke seiht, das Kamel aber verschluckt» (Mat. 23, 23. 24). Im Markus-Evangelium lesen wir das nicht weniger harte Urteil Jesu Christi: «Durch eure Ueberlieferung, die ihr überliefert habt, macht ihr das Wort Gottes ungültig» (Mark. 7, 13). Hierher gehört auch der grosse Kampf des Apostels Paulus wider die jüdische Gesetzlichkeit im Römer- und im Galaterbrief. «Alle, die aus Werken des Gesetzes sind, die sind unter dem Fluch; denn es steht geschrieben: Verflucht ist jeder, der nicht beharrt in allem, was im Buch des Gesetzes geschrieben steht, dass er es tue. Dass aber auf Grund des Gesetzes niemand bei Gott gerechtgesprochen wird, ist offenbar; denn nur der aus Glauben Gerechte wird leben. Das Gesetz jedoch ist nicht aus Glauben, sondern wer sie (die Vorschriften des Gesetzes) getan hat, wird durch sie leben. Christus hat uns von dem Fluch des Gesetzes losgekauft, indem er für uns zum Fluch geworden ist — denn es steht geschrieben: verflucht ist jeder, der am Holze hängt, damit den Heiden der Segen Abrahams zuteil würde in Christus Jesus, auf dass wir als verheissene Gabe den Geist empfingen durch den Glauben» (Gal. 3, 10—14). «Denn das Ende des Gesetzes ist Christus, zur Gerechtigkeit für jeden, der glaubt» (Röm. 10, 4).

Wir sehen hier im Neuen Testament die scharfe Abhebung von der Gesetzlichkeit des Juden auf Grund der Rechtfertigung vor Gott allein aus dem Glauben an den stellvertretenden Gehorsam und an die stellvertretende und vollgültige Gesetzeserfüllung durch Jesus Christus, den wahren Messias Israels und der ganzen Welt.

Wessen Leben so stark gebunden ist von Tausenden von religiösen Ordnungen, muss doch auch mit seiner Sünde allerlei Gewissensnot haben. Hören wir ein ergreifendes Zeugnis über einen frommen Judenvater: «Er war ein kränklicher Mann, ernst und streng in allen Dingen; er fastete und betete und seufzte beständig über seine und seines Volkes Sünden und wurde nie des Lebens froh. Der Knabe hatte vor dem Vater einen namenlosen Respekt, empfand aber keine hingebende Liebe für ihn; dazu war der Vater zu unnahbar, zu ernst und streng, zu sehr verkörpertes Gesetz. Kaum je hat man ihn lachen sehen, als wäre das Leben an sich schon Sünde, das Geborenwerden ein Unglück.»[75]) Allerdings macht sich der normale, fröhliche Judenknabe die Sache wesentlich leichter. Er geht am ersten Neujahrstag an das Ufer eines Wassers.

spricht einige Gebete, schüttelt alle seine Taschen aus, so dass auch die letzte steinharte Brosame hinausfliegt, und damit sind alle Sünden des vergangenen Jahres abgeschüttelt.[76])



Bußübungen der Sabbatianer in Saloniki

Bild 1
Siehe: Erklärung der Bilder (vor dem Sachregister)

Eigentlich ist aber die Frage der Sünden und der Vergebung derselben so gedacht, dass Tag für Tag, oder besser gesagt Nacht für Nacht die Seele des Menschen Gott alle Sünden und alle guten Werke meldet. Da sich die Rückkehr der Seele aus dem Himmel aus irgendeinem Grunde

verzögern könnte, muss man es vermeiden, einen Menschen jäh aus dem Schlafe zu wecken. Gott aber führt Buch. Jeder Mensch, das heisst jeder Sohn des Bundes, hat bei ihm sein Konto. Einmal im Jahr wird die Bilanz gezogen, am Versöhnungstag. Dieser wird mit erschütternden Bussgebeten begangen, mit verzweifelten Schreien um Gnade, um Schulderlass, darum, dass Gott «Gnade für Recht» ergehen lasse. Die sich einander auf dem Weg zum Bethaus begegnen, die Männer gesenkten Hauptes, die Frauen Kerzen tragend, wünschen sich mit Grabesstimme «gute Versiegelung». Im Bethaus ist der Boden mit Heu dick belegt. Schluchzend, aufheulend treten die Männer ein, werfen sich zu Boden, beten, schlagen sich die Brust und werden vom «Schammes», dem Wecker der Betenden, mit einer Geissel vierzigmal auf den Rücken geschlagen. Diese Prozedur wird mittags wiederholt. Es ist eine Buss- und Sühneorgie, von deren Leidenschaft sich ein evangelischer Christ keine Vorstellung machen kann. Endlich, am Abend, verhallt der letzte Busseschrei, löst sich der letzte Krampf. Die Sünden des Jahres sind durchgestrichen. Der Bund wird nicht aufgehoben. Eine neue Rechnung kann beginnen. Jubelnd rufen sich die Frommen zu: «Nächstes Jahr in Jerusalem!», und nun erschallt triumphierend der Abschiedsgruss: «Gute Versiegelung!»[77])

Dieses Bild entstammt einem chassidischen Milieu aus Osteuropa. Allein, es wird uns in nicht viel anderer Form auch bezeugt aus dem Leben des Stammvaters der Familie Rothschild in Frankfurt am Main aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Als Christen aber bekennen wir: «Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Söhne Gottes. Denn ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, so dass ihr euch wieder fürchten müsstet, sondern ihr habt empfangen den Geist der Annahme an Sohnes-Statt; in diesem rufen wir: Abba, Vater! Eben dieser Geist bezeugt samt unserm Geist, dass wir Kinder Gottes sind (Röm. 8, 14—16). Hier erst fängt man an, das Evangelium, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus, recht zu verstehen. Hier, in diesem Dunkel der Gesetzlichkeit, des Busskrampfes und einer Art von Selbstversöhnung durch Gebetsgeschrei, treten erst die sieghaften Harmonien und herzbezwingenden Verkündigungsworte unserer Weihnachtslieder ins rechte Licht.» «Das ewige Licht geht da hinein, gibt der Welt einen neuen Schein. Es leuchtet wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht» (Martin Luther).

11. Schriftgelehrte

Dass das Judentum nach dem Fall des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 und auch nach der Niederwerfung des grossen Aufstandes im 2. Jahrhundert nicht gänzlich zusammenbrach, ist erstaunlich. Allein der geistliche Schwerpunkt lag schon vor diesen Katastrophen nicht mehr im Tempeldienst mit seinen Priestern und seinen Opfern, sondern in den Lehrhäusern und in der Führerschaft durch die Schriftgelehrten. «Das Lehrhaus dient der Judenheit der ganzen Welt. Das Lehrhaus hat das Judentum internationalisiert. Es ist gleichgültig, wo der Jude lebt. Er kann überall ein Lehrhaus bauen und sein Antlitz gegen Jerusalem hinwenden (Dan. 6, 11). Er kann es, denn Gott hört ihn überall beten und fromm sein, weil Gott der Gott der ganzen Welt ist.»[78])

Die massgebende Persönlichkeit im Lehrhaus ist somit nicht der Priester (hebräisch: Kohen), sondern der Schriftgelehrte, der in der Heiligen Schrift Bewanderte und über sie Bevollmächtigte. Hier müssen wir Christen uns zunächst von den karikierenden Gedanken freimachen, die man aus den Evangelien volkstümlicherweise über die «Schriftgelehrten und Pharisäer» herausgeholt hat. Der Schriftgelehrte ist der verordnete Führer, Richter, Rater und geistliche Vater der jüdischen Gemeinde.

Weil die jüdische Frömmigkeit und Inpflichtnahme durch das Gesetz das ganze Leben des Einzelnen umspannt, bedarf die Gemeinde eines Amtes, durch das alle strittigen Fragen beraten und entschieden werden. Darum ist der Lehrhausvorsteher auch der Jurist der Gemeinde, der Talmudjurist. In grösseren Gemeinden kann auch ein ganzes Kollegium von Schriftgelehrten zur Verfügung stehen. Wir sehen, dass der Charakter des geistlichen Amtes innerhalb der jüdischen Gemeinde, jedenfalls ausserhalb des Reformjudentums, weithin dem Charakter des katholischen Priestertums gleicht, wie ja überhaupt eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen jüdischem Religionsbetrieb und katholischen Kirchengebräuchen vorliegt.

Die Bezeichnung Rabbi wurde in vorchristlicher Zeit allgemein als «Herr»-Anrede gebraucht. Sie fand erst im Laufe der Zeit ihre nunmehr gebräuchliche Einschränkung auf den jüdischen Lehrhausvorsteher. Die Bezeichnung Rabbinen ist einfach die Mehrzahl von Rabbi. In Gegenden, wo der Jargon (siehe das betreffende Kapitel) gesprochen wird, sagt man Rebbe. Innerhalb des chassidischen Judentums wiederum spricht man von Wunderrebben (siehe das Kapitel über Chassidismus und die Zaddike).

Der Rabbi gehört nicht unbedingt zum Gottesdienst. Hier amten Vorsinger und Vorbeter. Aus alledem ersehen wir, dass das Judentum ein Amt kennt, welches den Typ der völligen Führerschaft verwirklicht.[79])

Eine hübsche Schilderung des Ansehens und der Funktion eines Rabbi in Osteuropa gegen das Ende des letzten Jahrhunderts möge uns das Gesagte veranschaulichen. «Erst kam Moses und nach ihm all die grossen Rabbis, bis herab zum Rebbe von Polotzk, der Tag für Tag in den heiligen Büchern las, so dass er für alle meine (die Schreiberin ist ein Mädchen), meiner Eltern und unserer Freunde Zweifel immer Rat wusste. Wenn meine Mutter ein Huhn ausnahm und irgend etwas Uebles darin fand — eine Verletzung oder einen Makel, der nicht sein sollte —, dann wurde das Mädchen damit zum Rebbe geschickt, und ich lief mit, um zu sehen, wie der Rebbe in seinen grossen Büchern nachschlug. Und wie er entschied, es war immer gut. Wenn er das Huhn «treife» (unrein) erfand, durfte ich nichts davon essen, nein, und wenn ich am Verhungern gewesen wäre. Und der Rebbe wusste in allem Bescheid: wann man reisen, wann man seine Geschäfte erledigen, wann man heiraten oder wann man das Geschirr zu Passah reinigen sollte.»[80])

Dieses Bild zeigt uns eindeutig eine sehr wichtige Folge der gesetzlichen Form der Frömmigkeit: die Kasuistik. Der Wandel der Bundespflichtigen unter einem Gesetz, welches in ungezählte Gebote und Verbote aufgespalten ist, zerfällt in ungezählte Einzelheiten, in hunderterlei Tun des Frommen und in hunderterlei Unterlassungsmöglichkeiten des Frommen. In diesem Wald von Möglichkeiten gibt es begreiflicherweise viele Wege und Irrwege. Wie soll nun in den vielen Zweifelsfällen, welches der richtige Weg, der gesetzlich verordnete Entscheid sei, gewählt werden? Tatsächlich ist der einzelne Fromme nicht in der Lage, selber in jedem Falle zu bestimmen, was er vorkehren oder was er unterlassen muss. Darum ist durch das Amt des Schriftgelehrten seine untragbare Verantwortlichkeit hineingebettet in die Autorität des Rabbi. Die Lücken seiner laienhaften Gewissenhaftigkeit werden ausgefüllt durch die glaubwürdige Gewissenhaftigkeit seines geistlichen Beraters. Dieser wird so zum Fachmann in allen Fragen der Gesetzesgerechtigkeit für Tausende. Wir sind damit wieder in die Nähe des katholischen Priesteramtes gekommen und werden auch an die Lehrentscheidungen des Papstes erinnert. Wir sind aber nicht weniger in die Nähe der grossen staatlichen Ordnungen der Gegenwart geraten, unter denen die regierende Partei alle Verantwortung für sich beansprucht und die persönliche Gewissensbefragung des Einzelnen so zu unterbinden trachtet, damit auf diesem Weg der gewünschte Gehorsam verwirklicht werde.[81])

12. Der Talmudjude

Es mag um das Jahr 1230 gewesen sein, dass der gelehrte, talmudkundige Jude Donin von den Rabbinen darum in den Bann getan wurde, weil er die Göttlichkeit des Talmud und der ganzen Tradition bezweifelte. Er liess sich taufen und nahm den Namen Nikolaus an.[82]) Er begab sich zu Papst Gregor IX. (1227—1241) und verklagte seine Stammesgenossen, dass der Talmud die Heilige Schrift verdrehe, von Gott unwürdige Vorstellungen enthalte, voll von Schmähungen wider Jesus und Maria sei und dennoch von den Rabbinen höher gewertet werde als die Heilige Schrift. Es gab lange Untersuchungen. Zuletzt wurden im Jahr 1244 in Paris vierundzwanzig Wagenladungen Talmudbücher verbrannt. Die Juden sahen darin eine Strafe Gottes, weil sie wenige Wochen zuvor wider die Schriften ihres grossen Philosophen Maimonides ganz gleich vorgegangen waren. Zwanzig Jahre später geschah auch in Spanien ein Vorstoss in dieser Richtung. Hier wurde der Talmud nicht vernichtet, wohl aber nötigte man die Judenheit, in ihm alle für christliche Ohren anstössigen Stellen auszumerzen. Es handelte sich vor allem um die Sätze, in denen von einem Jesus Pantheras die Rede war (siehe hierüber in dem Abschnitt über die Stellung der Juden zu Jesus Christus). Eigentlich kann man sich wundern, dass dies in vielen Jahrhunderten der einzige Vorstoss wider den Talmud und damit auch wider das Talmudjudentum gewesen ist. Den Grund für diese Schonung sehe ich nicht nur in der durchgehenden Unkenntnis der christlichen Kreise in Sachen rabbinischen Schrifttums, sondern auch in der Unmöglichkeit solcher Kenntnis, weil man die hebräische Sprache nicht kannte und weil die Juden ihr Schrifttum offenbar bewusst verborgen hielten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam ein deutscher Student der orientalischen Sprachen auch nach Amsterdam. Er hiess Johann Andreas Eisenmenger (1654—1704). Die Judenschaft dieser Stadt empfand er als ebenso selbstbewusst wie auch gegen das Christentum feindlich eingestellt. Als er nun aber den dortigen Rabbiner David Lida Lästerungen über Christus aussprechen hörte und Zeuge davon wurde, wie sich drei Christen durch die Beschneidung ins Judentum aufnehmen liessen, erwachte sein christlicher Unwille und Eifer. Er warf sich aufs Studium des Talmud und der rabbinischen Literatur. Ja, die Juden machten ihn selber auf Schriften, von denen er keine Ahnung hatte, aufmerksam. Er kaufte sich um teures Geld eine Bibliothek über dieses weitschichtige Gebiet. So durchackerte Eisenmenger in neunzehn Jahren 193 jüdische Schriftsteller und sammelte sich sein Material. Er wurde in der Folgezeit Professor für Orientalia in Heidelberg und hernach in Frankfurt. 1700 übergab er sein Werk: «Entdecktes Judentum»

dem Druck. Die Juden erfuhren von der Sache und erwirkten mit viel Geld beim kaiserlichen Hof in Wien das Verbot des Verkaufs. Nur zehn Exemplare waren ausgegangen. Der Rest wurde im Frankfurter Armenhaus magaziniert. Da Eisenmenger durch seine Studien in Schulden geraten war, versuchten die Juden, ihm sein Werk mit 12 000 Gulden abzukaufen. Er forderte 30 000 Gulden. Der Handel zerschlug sich, und Eisenmenger starb als ein in all diesen Kämpfen gebrochener Mann. Seine Erben bewogen dann in der Folgezeit den König Friedrich I. von Preussen, das Werk zu drucken. Das geschah 1711, und zwar aus der königlichen Schatulle. Der Erlös kam aber den Nachkommen Eisenmengers zugute. Eisenmenger war der erste, der auf Grund eines staunenswerten Materials der nichtjüdischen Oeffentlichkeit Einblick verschaffte in die eigentliche Welt des Judentums und vor allem ins talmudische Denken. Da er aber überaus einseitig vorging und nur alles das sammelte, was zu Ungunsten der Juden irgendwie sprechen konnte, ist sein Werk trotz allen Fleisses eine Ungerechtigkeit wider die Juden und eine Rüstkammer von unsaubern und vergifteten Waffen. Dass er auch an vielen Stellen unrichtig zitierte oder falsch auslegte, möge man ihm zugute halten. Die damalige Wissenschaft kannte nicht die Objektivität, wie wir sie von einer ernsten, der Wahrheit dienenden Wissenschaft unbedingt erwarten. Das Unglück war geschehen. Eisenmengers Riesenwerk wurde fortan zur Fundgrube für alle judenfeindlichen Angriffe bis auf den heutigen Tag.[83])

Die nächste Station auf diesem Weg führt uns bereits ins vorige Jahrhundert. Nach der Emanzipation der Juden, als sie Schulter an Schulter mit den andern europäischen Völkern die neuen Freiheiten brauchen und geniessen konnten, scheint es, dass offenbar die katholische Kirche zunächst eine unverkennbare Einbusse ihrer Stellung verspürte. Papst Pius IX. (1846—1878) gab in einer Ansprache des Jahres 1873 das Zeichen. Sie fand ein Echo in der italienischen Presse. Es folgten Ausfälle wider die Juden im rheinischen Gebiet und in Wien. Endlich kam der grosse Schlag. Es erschien, wahrscheinlich im Jahr 1873, verfasst vom katholischen Professor Rohling in Wien, die Schrift: «Der Talmudjude.» In Kürze fand sie eine ungeheuerliche Verbreitung. Es folgte «Der Judenspiegel», verfasst vom westfälischen Priester Dr. Justus. Die Hetze war losgegangen. Hinzu kam dann noch die Beschuldigung wegen Ritualmordes (in Xanten). Die Mär, die sich durch alle Jahrhunderte wie ein Gespenst den Juden anzuheften pflegte, sie töteten zur Passahzeit einen Christenknaben, um sich seines Blutes für gottesdienstliche Zwecke zu bedienen, tauchte wieder auf. Diese Anklage ist und bleibt gemeinste Verleumdung.[84]) In dem Prozess, welcher wider Rohling angestrengt wurde und der begreiflicherweise gewaltige Formen annahm, erlitt Rohling insofern eine Niederlage, als er vor der ent-

scheidenden Schwurgerichtsverhandlung seine Klage wider seinen Gegner Bloch wegen Lüge zurückzog. Das gegen ihn gesammelte Material war denn doch zu sehr kompromittierend.[85])

Eisenmenger und Rohling sind aber dennoch in ihren Werken vorhanden, und so werden sie immer neu ausgeschöpft. Beide spielen eine bedeutsame Rolle im Kampf wider die Juden in der Gegenwart. Betrug, Meineid, Menschenhandel, Falschmünzerei und anderes mehr wird den Juden immer erneut auf Grund dieser trüben Quellen vorgeworfen.[86])

Wer verächtlich vom «Talmudjuden» spricht, denkt in der Regel nicht an Stellen im Talmud, die vielleicht wider Christus gerichtet sein könnten, sondern an die Sittenlehre des Talmud, die er als unchristlich und gemeingefährlich ansieht. Hierüber müssen wir nun offen reden. Da möchte ich zunächst den christlichen Leser bitten, er möge einmal alles, was er von sittlichen Begriffen aus dem Neuen Testament kennt, vergessen. Er möge bedenken, dass sich das Judentum wider das, was Christus gebracht und was seine Kirche gelehrt hat, grundsätzlich verschloss und noch verschliesst. Er soll wissen, dass die ganze Bergpredigt und dass alles, was etwa im Neuen Testament über die Gefahr des Geldes gesagt ist, für den Juden eine unbekannte und fremde Welt ist. Es ist wahr, des Juden Sittlichkeit auf Grund des Talmud ist eine andere als die christliche Sittlichkeit. Er hat eine andere Ethik. Er hat sie mit gutem Gewissen, weil ihm die Masstäbe des Neuen Testamentes und der christlich-kirchlichen Sitte jedenfalls in ihrer protestantischen Formung durchaus fremd sind. Bei der katholischen Moral sieht das, wenn ich recht sehe, allerdings ein wenig anders aus. Auch hier zeigt sich beim Vergleich katholische Kirche und Synagoge eine grössere innere Verwandtschaft. Aus dem umfänglichen Stoff, der hier eigentlich eingehend behandelt werden müsste, greife ich nur ein weniges heraus.

«Du sollst dich nicht rächen, auch nicht deinem Volksgenossen etwas nachtragen, sondern du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der Herr» (3. Mos. 19, 18). Wenn man diese Stelle mit Mark. 12, 28—32, verbindet, in welcher als das zweitwichtigste Gebot genannt ist: «Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst», so hat es den Anschein, als habe die Nächstenliebe im talmudischen Judentum den gleichen Sinn wie bei den Christen, indem eigentlich auch die Feindesliebe mitgemeint sei. Weshalb aber lesen wir in der Bergpredigt das Herrenwort: «Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und bittet für die, welche euch verfolgen» (Mat. 5, 44)? Weil im wirklich talmudischen Denken und Lehren tatsächlich mit der Nächstenliebe nur der Stammesgenosse umfasst wird. Jedenfalls fehlt bei den Rabbinen durchaus auch das Gebot der Feindesliebe.[87])

Die Juden haben auf Grund ihrer talmudischen Lehre und Schulung eine andere Stellung zum Geld als die Christen. Der letztere steht unweigerlich vor der Warnung des Herrn: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon» (Mat. 6, 24). Er ist und bleibt auch gewarnt vor «dem ungerechten Mammon» (Luk. 16, 9). Er weiss von der Armut und Niedrigkeit seines Herrn und dass «reich sein in Gott» eben das Gegenteil ist vom herzlosen und stumpfsinnigen «sich Schätze sammeln auf Erden» (Luk. 12, 21). Das ganze Neue Testament ist erfüllt von dieser deutlichen Abhebung, ja von einem lauten Protest wider jeglichen Gelddienst. Die christliche Kirche ist von diesem Geist nie ganz verlassen gewesen, und der einzelne Christ wird ihm nie völlig entrinnen können. Der Christ hat und wird immer eine gebrochene Stellung zum Geld und zum Besitz haben.[88]) Ganz anders die Juden. Ihnen ist im Talmud vielerlei genaue Anweisung über Geld, Besitz und Geldwesen gegeben worden. Sie sehen im Umgang mit dem Geld nichts sittlich Anfechtbares. Ihre Stellung zu Geld und Besitz ist ungebrochen, unbefangen und bar jeglicher Hemmungen. Vielleicht spielt auch ein verschiedener Geldbegriff in diesen Gegensatz zwischen Christ und Jude hinein. Dem Christen ist Geld vor allem Zeichen und Mittel des Besitzes. Er sieht es stets in Verbindung mit einem Besitzer, einem lebendigen Menschen, und also im Bild des Eigentums. Eigentum ist ihm aber wiederum etwas persönlich Gestempeltes. Es kann sein, dass hier für unsere Völker weniger christliche Gedanken massgebend sind als gewisse Grundideen germanischen Rechtsgeistes. Dem Juden aber, dem selbstverständlich das Gesagte auch nicht fremd ist, bedeutet das Geld vor allem Zeichen einer Ware. Zur Ware gehört grundsätzlich die Bewegung. Das Geld muss also laufen, sonst ist es kein Geld. Wahrscheinlich tragen die Juden mit diesem Geldbegriff ganz einfach die Vorstellungen des Altertums von der babylonischen Zeit her über die griechische und römische Kultur hinweg in die christliche Zeitrechnung hinein. Das griechische Wort für Geld (to chräma) kommt von dem Aussagewort (chraomai), welches heisst: ich gebrauche. Hier ist das Geld als Werkzeug, als Gebrauchsmittel begrifflich bestimmt. Es ist ein Willens- und Wertträger. Dieser ist aber nicht als stehend, sondern als laufend gedacht. Dieser geldlichen Gedankenwelt steht das Judentum nahe, während es sich der geldlichen Denkungs- und Urteilsweise des Neuen Testamentes gegenüber grundsätzlich abweisend verhält. Ich lade jeden Leser ein, alle Aussagen über das Geld in den Evangelien zu vergleichen mit den wundervoll offenen Selbstbekenntnissen der jüdischen Dame Glückl von Hameln: er wird so ohne weiteres erkennen, wie sehr hier zwei durchaus verschiedene Welten nebeneinander stehen.[89])

Ich bin mir durchaus dessen bewusst, dass mit diesen Andeutungen Fragen und Probleme berührt werden, die man nicht mit ein paar Sätzen

auch nur einigermassen befriedigend beleuchten, abwägen und beantworten kann. Hier müsste selbstverständlich zuerst untersucht werden, ob die christliche Kirche eine bestimmte Geldlehre vertritt, und wenn dies der Fall wäre, welche Veränderungen diese Lehre im Laufe der Kirchengeschichte erfahren hat. Es ist mir nicht bekannt, ob die Probleme: «Die Kirche und das Geld» von den zuständigen Fachleuten abgeklärt sind. Ich bezweifle es. Dennoch habe ich es gewagt, die obigen Gedanken auszusprechen, weil meine Gesamtdarstellung gerade in solchen Partien des Buches einfach eine Judentumskunde für jedermann erstrebt. Für diesen Zweck aber reichen meine Andeutungen sicher aus.[90])

Als Drittes greife ich auf Eheprobleme. Die Vielweiberei war bei den Juden bis ins 11. Jahrhundert durchaus gestattet. Sie wurde erst durch die Autorität des Rabbi Gerschom (960—1040?) mit dem Beinamen «Die Leuchte des Exils», wahrscheinlich unter dem Druck der christlichen Durchführung der Einehe, aufgehoben. Dieses Verbot der Vielweiberei wurde aber noch während langer Zeit von den aussereuropäischen Juden, zum Beispiel in Nordafrika, nicht anerkannt. Noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts gestatteten sich die dortigen Juden mehrere Frauen.[91])

Nur schon dieses Wenige muss ein Christ wissen, nicht damit er sinnlos vorgehe wider Karrikaturen des Talmudjuden, sondern damit er sich darüber Rechenschaft gebe, dass die Welt des Judentums in ihren wirklichen Grundlagen eine grundsätzlich andere Welt ist als alles, was aus dem Geist des Christentums echterweise hervorkommt. Er darf aber bei alle dem nie die katholische Kirche übersehen. Wird von eigenartigen sittlichen Grundsätzen gesprochen, so liesse sich hier auf das Büchlein: «Casus conscientiae» von J. P. Gury (1801—1866), hinweisen, in welchem Grundsätze jesuitischer sittlicher Haltung dargestellt sind. Bevor jemand sich für berechtigt hält, wider den Talmudjuden auszuschlagen, prüfe er diese Sache. Das wird ihn in seinen Urteilen dem Juden gegenüber vorsichtiger und gerechter machen.[92])

13. «Höre Israel!»

«Höre Israel, Jahwe, unser Gott, ist einer, und du sollst Jahwe, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit aller deiner Kraft» (5. Mos. 6, 4). Dieser Satz der Thora ist das Glaubensbekenntnis der Juden. Nicht mehr und nicht weniger. Wir begegnen ihm auch im Neuen Testament: Mark. 12, 29. Vom Martyrium des grössten Talmudisten des Judentums, Rabbi Akiba (50—135), wird erzählt, als er mit eisernen Kämmen zu Tode gemartert wurde,

habe er diese Qual in höchster Standhaftigkeit erduldet, weil er sagte, nun sei er endlich in der Lage, Gott mit ganzer Seele zu lieben. Ein anderes Glaubensbekenntnis als das genannte kennen die Juden nicht. Sie versichern darum auch je und je, dass bei ihnen jegliche Form von Bekenntniszwang, ja dass auch die Erforschung des Glaubens des Einzelnen, ob er wahr oder falsch sei, ausgeschlossen bleibe. Nur dies eine wird verlangt, dass der Fromme bei diesem Bekenntnis zum einen, einzigen, unkörperlichen Gott beharre. Hier, aber nur hier, gibt es für den wirklichen Juden kein Ausweichen. Der Jude hütet sich darum, mit Gott irgendeinen Begriff zu verbinden, der direkt oder indirekt der Einheit Gottes zuwider sein könnte.[93]) Wer erkennte nicht hier sogleich den unüberbrückbaren Graben gegenüber der christlichen Kirche mit ihrem Bekenntnis zum dreieinigen Gott und ganz besonders zur Fleischwerdung des Wortes Gottes in Jesus Christus! Wahrscheinlich wurde innerhalb des Judentums der von ihm so vertretene, starre Monotheismus (Ein-Gott-Lehre), entgegen dem tiefer verstandenen Geist des Alten Testamentes, als schroffe Abhebung gegen die siegende christliche Kirche eingesetzt. Nur dann war eine Annäherung bemerkbar, wenn innerhalb der Kirche die Gottheit Christi zu Gunsten seiner Menschheit geleugnet oder zum Teil verdunkelt wurde. Darum haben sich die Juden im 4. Jahrhundert mit den arianischen Christen, um der geistigen Verwandtschaft willen in bezug auf den Gottesbegriff, auch politisch verbunden. Die Arianer lehrten, Christus sei nur Gott ähnlich, während die Kirche beim Glauben beharrte, Christus ist Gott gleich. Kaiser Valens, der auf der Seite der Arianer stand, war darum den Juden ausgesprochen gewogen. Weil ferner die Goten Arianer waren, verbanden sie sich und konnten sie sich mit dem Judentum verbinden. Diese Allianz galt für das ganze Westgotenreich im 5. und 6. Jahrhundert. Eine Trennung geschah erst, als Rekared (586—601), in aller Form zur katholischen Kirche übertrat.[94])

Es kann unter diesen Umständen auch nicht verwundern, dass die Socinianer (die Vorläufer der heutigen Unitarier), welche konsequent die Gottheit Christi leugneten, sich im 17. Jahrhundert berufen fühlten, den Juden eine Brücke zu ihrer Glaubensform des Christentums zu bauen. Sie wollten den Juden beweisen, dass Jesus als Mensch der Messias der Juden sei. Sie fanden jedoch trotz ihrer wohlgemeinten Katechismen kein Entgegenkommen. Ja in Siebenbürgen und Ungarn drangen umgekehrt Sabbathanhänger in christlichem Gewand in ihre Gemeinden ein und richteten viel Verwirrung an. Der Socinianer Felgenhauer ging 1655 noch einen Schritt weiter, indem er Jesus die Messianität absprach, um den Juden vorzuschlagen, mit ihnen gemeinsam erst den richtigen Messias zu erwarten. Er erhielt dafür den Dank eines einzigen jüdischen Rabbi, mehr nicht.[95]) Von jüdischer Seite her

bot im letzten Jahrhundert der Arzt und Laientheologe Salomon Ludwig Steinheim (1789—1866) den Christen die Hand, indem er beweisen wollte, Jesus habe als echter Jude die Einheit Gottes gelehrt, er habe auch an die Schöpfung der Welt aus dem Nichts, echt jüdisch, geglaubt und Gottesfurcht gelehrt. Was sonst von ihm in den Evangelien stehe, sei orientalischen Geheimreligionen und zum Teil auch der platonischen Philosophie entnommen. Wir sehen, dass von hier aus ein direkter Weg führt bis zur theologischen Haltung des Alttestamentlers Hermann Gunkel (1862—1932) und des grossen Erforschers der altkirchlichen Vergangenheit, Adolf Harnack (1851—1930), dessen «Wesen des Christentums» (erschienen 1900) der Glaubenshaltung des Reformjudentums entschieden sehr nahe kommt.[96]) Steinheim ist übrigens im Jahr 1866 in Zürich gestorben.

Es hat den Anschein, als wären wir unnötig weit vom Talmud und der aus ihm abgeleiteten Gesetzlichkeit abgekommen. Dem ist aber nicht so. Vielmehr ist das Glaubensbekenntnis der Juden, «Höre Israel», das Eine, Einzige, das bevollmächtigt ist, die ganze Gesetzlichkeit vollkommen aufzuwiegen. Steht der Jude in wirklich grosser Gefahr, geht es um sein Leben oder um seine Existenz, so ist es ihm gestattet, einzelne Gesetze zu übertreten oder überhaupt sich über alle die vielen Gebote und Verbote hinwegzusetzen.[97]) Ausgeschlossen ist freilich Mord, Ehebruch und Götzendienst. Hingegen dürfen Speisevorschriften, Sabbathgebote und anderes mehr beiseite gelassen werden. «Unter dem Druck der Verfolgungen trugen sie dies mit Geduld», schreibt unser Gewährsmann Friedländer in London. Es gibt auch in einem Morgengebet eine Ermahnung zur «Gottesfurcht im geheimen», für Zeiten, da Verfolgungen den öffentlichen Gottesdienst hindern.[98])

So fällt also unter Umständen der faltenreiche Mantel der Gesetzlichkeit dahin. Er wird zurückgelassen um des Einen Willen, dem Bekenntnis zum Einen-Einzigen unbedingt treu bleiben zu können. Dieses Bekenntnis ist somit das Absolute in der echten jüdischen Frömmigkeitshaltung, während die Gesetzlichkeit sich uns als das Relative vorstellt. Dabei ist nicht einmal gesagt, dass das Bekenntnis zum Einen-Einzigen öffentlich zu geschehen habe. Gerecht ist auch der Jude, der diesem seinem Gottesglauben in der Verborgenheit seines Herzens und in den Geheimnissen seines privaten Lebens unwandelbar treu bleibt. Hier ist der Ansatzpunkt für die in der Geschichte der Juden bedeutsame Erscheinung der Marranos, der zum Schein katholisch gewordenen spanischen Stammesgenossen (siehe Kapitel 26). Tiefer durchschaut, siegt also der Bundesgedanke über den Gesetzesgedanken. Das Gesetz ist aufhebbar, der Bund bleibt. Und wenn der Bund gefährdet ist, tarnt man ihn und betet für das Gelingen dieser Tarnung. Auch hier stehen

wir grundsätzlich auf anderem denn christlichem Boden. Der Herr, der gesagt hat: «Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater» (Mat. 10, 33), dieser Messias des Gottesvolkes duldet keine Jünger, die sich nach aussen als Nichtjünger benehmen und dennoch innerlich als Christen gelten wollen. So stürzt hier, sagen wir einmal theoretisch, der ganze Himmel der talmudischen Gesetzlichkeit ein. Er kann also einstürzen. Was ihn aber gefällt hat, ist nicht nur die Erwählungsgewissheit als Bundesvolk, sondern auch der talmudische Geist der Relativität, der Geist des Sowohl-als-auch, dem wir bereits begegnet sind.

14. Das Tetragramm

Unser bisheriger Gang durch den Irrgarten jüdischer Probleme hat uns schon mehrmals gezeigt, wie hier nüchternste Prosa und unerhörteste Romantik dicht beisammen sein können. Eigenartige Gegensätze sind miteinander vermählt, so die Einzigkeit Gottes und das Tausenderlei der Gesetzlichkeit. Indem wir nun unsere Aufmerksamkeit dem, was in der Fachsprache Tetragramm genannt wird, zuwenden, stehen wir mehr auf der Seite der Romantik und Phantastik als der nüchternen Haltung eines mit seinem Verstand alles erfassenden Volkes. Es handelt hier sich um den G o t t e s n a m e n. Der Eine, Einzige Gott, der der Bundesgott Israels ist, hat seinen Namen. Dass dieser Name bedeutungsvoll sein muss, erkennen wir aus der Bibelstelle 2. Mos. 3, 13 und 14: Mose bittet Gott, da er ihn zum Führer des Bundesvolkes beruft, er möge ihm seinen Namen kundtun. «Gott sprach zu Mose: Ich bin, der ich bin.» Gottes Name wird auch durch eines der Zehn Gebote ausdrücklich geschützt: «Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht» (2. Mos. 20, 7).

Die Juden haben diese Warnung vor falschem und unnötigem Gebrauch des Namens Gottes stets als ausdrückliches G e b r a u c h s v e r b o t verstanden. Der Name Gottes darf nicht ausgesprochen werden. Diese Scheu entspringt dem Wissen um Gottes Allmacht und um seine unnahbare Heiligkeit. Das Abstandsgefühl des Menschen gegenüber dem Ganz-Anderen hat sich hier wesentlich kundgetan und seine Forderungen angemeldet. Wenn nun aber im ernsten und traditionellen Judentum der Name Gottes nicht ausgesprochen werden darf, so hat das weittragende Folgen.

Für den Namen Gottes, der im Alten Testament reichlich oft vorkommt, muss ein Geheimzeichen eingesetzt werden. Wir stehen damit vor den Buchstaben J H W H. Das ist ein Gottesname — ursprünglich vielleicht der Name einer Stammesgottheit der Keniter, mit denen Mose durch seinen Aufenthalt in Midian eng verbunden war.[99]) Da in der hebräischen Sprache, wenn man sie schreibt, sehr wohl alle Selbstlaute weggelassen werden können, so ist das Einsetzen derselben unter Umständen eine mehrdeutige Sache. Das ginge uns nicht besser, wenn wir solche Schreibmöglichkeiten hätten. Wer von uns läse BKRST unfehlbar als Bukarest? wer PNTLN sicher als Pantaleon, die hochgelegene Ortschaft im Solothurner Jura? Das Tetragramm, das heisst das Vierbuchstabenwort JHWH, ist also eigentlich unlesbar und unaussprechbar. Weil man aber den biblischen Text nicht lesen konnte bei ständigem Ueberspringen dieses Vierworts, kommt es doch 6700 mal im Alten Testament vor, so hat man Adonai, das heisst «Herr», gelesen. Wenn nun das Wort Adonai in ahnungsloser Weise über JHWH gestülpt wird, so kommt die Verbalhornung heraus, die leider eine wahrhaft verhängnisvolle Verbreitung in der christlichen Welt gefunden hat, nämlich das Wort Jehova. Dieser Wortname ist biblisch sinnlos, sprachlich ein Ungeheuer und muss jedenfalls aus ernst zu nehmenden Aeusserungen der Kirche verschwinden. Wenn statt seiner Jahwe eingesetzt wird, so ist das ein Notbehelf.[100]) Die Juden sagen, es sei unbekannt, wie man die vier Buchstaben auszusprechen habe.[101]) In der von Martin Buber und Franz Rosenzweig vor noch nicht zwei Jahrzehnten vorgelegten, in manchen Teilen genialen Uebersetzung des Alten Testamentes wird das Vierbuchstabenwort mit «Er» ersetzt. «Aber als Abram neunundneunzig Jahre war, gab ER sich Abram zu schauen und sprach zu ihm: Ich bin der gewaltige Gott. Geh einher vor mir! Sei ganz!» (1. Mos. 17, 1.)[102])

Im Buche Henoch, welches zu den Apokryphen des Alten Testamentes gehört, lesen wir: «Dieser bat Michael, er möge ihm den verborgenen Namen kundtun, damit man den geheimnisvollen Namen erfahre und ihn beim Schwören gebrauchen könne, obwohl die, die den Menschenkindern alles Verborgene zeigten, vor dem Namen und Eid zitterten.»[103]) Verbinden wir mit dieser Aussage aus uralten Zeiten die Belehrung des Londoner Rabbiners Friedländer über das Tetragramm: «Die Idee, die im Tetragramm enthalten ist, kann nicht durch verstandesmässige Ueberlegung gewonnen werden, sondern innerlich erfasst durch eine prophetische Vision, bei der der Mensch sich trennt vom Menschen, sich in einen Engel verwandelt und eines anderen Geistes voll wird — er verehrt dann Gott in Liebe und würde lieber sein Leben opfern, als die Gottesverehrung aufgeben.»[104]) Das ist nicht einfach Mystik, also visionäre Versenkung in die Gottheit, sondern hier wird angedeutet, dass

das Tetragramm eine ganz eigenartige magische Türe ist. Wer sich hier auskennt, weiss mehr und kann mehr denn andere Leute. Dass es dabei um Wichtiges geht, erhellt sich aus der Belehrung, dass alle 613 Gebote und Verbote der Thora im Tetragramm enthalten sind. Wer also über dessen Geheimnis verfügen kann, ist irgendwie auch Herr der Thora.

Die Türe, auf die gezeigt ist, führt zu Gottesvorstellungen, die wir gerade hinter ihr nicht erwarten; sie leitet aber auch hinein in Zauberei und alles, was damit zusammenhängt. Wir nähern uns also bereits der Welt der Kabbalah.

Ein normaler Talmudschüler in Osteuropa hatte auf Grund dessen, was man ihm sagte, folgende Vorstellung von Gottes Tagewerk: Zuerst studiert Gott, genau wie jeder fromme Judenmann, in seiner eigenen Thora. Hernach übt er während drei Stunden das Richteramt über die Welt aus. Es folgen drei Stunden, in denen er sich müht, für Mensch und Tier Nahrung auf der Welt zu bereiten. Und zum Schluss seines Tagewerkes spielt er noch mit dem Leviathan (Ps. 104, 26), dem urweltlichen Schlangentier.[105]) Der Leser, dem alles das fremd ist, möge sich an diesen Vorstellungen nicht stossen. Es kommt noch ganz anders. Gott oder eben ER, der sich hinter dem Tetragramm verbirgt, betet wie ein Jude und tanzt an Evas Hochzeit. Man weiss von vielen seiner Beschäftigungen. Man kennt auch seine Höhe und ist also im Bild über seine Körperlichkeit. Und das alles, wiewohl hoch und heilig versichert wird, der eine, einzige Gott sei unkörperlich, unendlich, unsichtbar und niemals mit Körperlichkeit, Endlichkeit und Sichtbarem zu vermengen.[106]) Jedenfalls lernt dieser Gott seine eigene Thora. Er ist irgendwie eine Bildübertragung des frommen Talmudjuden in die unsichtbare Welt. Der Fromme schafft sich sein Gottesbild. Er hütet sich, den Namen Gottes überhaupt zu gebrauchen, damit er mit dem dritten Gebot nicht in Konflikt komme, übertritt aber gleichzeitig das zweite Gebot, indem er sich mit seinem betenden, lernenden und tanzenden Gott ein Bild macht, es anbetet und bewundert (2. Mos. 20, 4—6).[107])

Wie eigenartig! Aus der überquellenden Gesetzlichkeit kann also beim Judentum schlagartig Gesetzlosigkeit werden durch das Recht der Nichtbeachtung in ernster Gefahr. Aus dem unnennbaren und völlig unkörperlichen Gott wird in nämlicher Rätselhaftigkeit ein tanzender, betender und spielender Talmud-Rabbi-Gott. Wir müssen hier noch weiter gehen. Wer mit dem handeltreibenden Juden zu tun hat, steht unter dem Eindruck, es gebe kaum einen realeren und nüchterneren Menschen. In Wirklichkeit birgt sich hinter dieser Nüchternheit eine Welt der Roman-

tik und Phantastik, von deren Ausmassen und Mächtigkeit sich ein Nichtjude kaum eine richtige Vorstellung machen kann.

Der Gottesname ist nach jüdischer Ueberzeugung Gott selber, eben: Er! Daraus wird gefolgert, dass, wer den Namen Gottes ausspricht oder irgendwie auch schriftlich darüber verfügt, in den Besitz göttlicher Vollmacht gelangt. Er kann Wunder tun. Er kann töten und lebendig machen. Er ist eine gottartige Erscheinung unter den anderen Menschen. Um das zu veranschaulichen, wähle ich einen Abschnitt aus dem jüdisch-deutschen Leben Jesu, von dem wir noch später zu reden haben. Zugleich erhält der Leser eine kleine Kostprobe der jüdisch-deutschen Sprache.[108])

«Wie er war hörend, der Jeschu, das sein Schand is offenbar worn, das er ein Mamser ben ha-niddah ist (ein uneheliches Kind), da ging er awek nach Jerusalem. — Un esch warr, wie der Jeschu kam ken Jerusalem, da war er gehn in das beth ha Mikdasch (Haus des Heiligtums) bei dem even schathjah (Grundstein) und war diesum Schem (Namen) lernen un schreib ihm auf ein parmit (Pergament) und war bescheren sein Fleisch, das es soll ihm nit weh tun un war sich schneiden in das Dicke von Fleisch, das da is am Diech (Oberschenkel) un war verbergen darinnen das parmit, wo er den schem drauf geschrieben hat. — Un wie er nach sein Haus kam, nahm er dasch parmit aus sein Fleisch und war dem Schem lernen.» Hier wird also erzählt, wie sich Jesus des Namens Gottes, welcher im Tempel zu Jerusalem wohl bewacht war, durch List bemächtigte. Die Geschichte fährt dann so fort, dass Jesus von diesem Augenblick an sich als Messias erklärt und anfängt, auffallende Wunder zu tun. — Auf dem gleichen Grundgedanken ruht auch die Geschichte vom Golem. Der Golem ist eine künstliche Menschenfigur, ein Automat, der allein nicht funktioniert. Indem aber der bereits erwähnte Rabbi Löw in Prag durch seine besonders hohe Stellung als Talmudgelehrter und Kabbalahkenner über den Namen Gottes verfügen kann, schreibt er ihn auf ein Pergament. Jedesmal nun, wenn er dem Golem dieses Pergament in den Mund legt, steht ihm dieses Gespenst als Diener zur Verfügung. Nimmt er ihm den Zettel wieder aus dem Mund, so verfällt der Golem in einen todesähnlichen Zustand. Die sagenumwobene Gestalt dieses Prager Rabbi, dessen Ehrenstuhl in der Altneuschul-Synagoge daselbst noch gezeigt wird, ist auch ein Urbild der Faustgestalt in der Goetheschen Dichtung. Wir begegnen ja auch dort dem Problem der Erschaffung eines künstlichen Menschen, des Homunculus. So zehren wir, mehr als wir ahnen, in unserer Kultur und Kunst von Gedanken und Phantasien der Juden.[109])

15. Die Männerreligion

Bundesfähigkeit hat nach jüdischer Ueberzeugung nur der Mann. Er ist das Gegenüber des Herrn, seines Gottes, nicht die Frau, noch das unmündige Kind, auch nicht Sklaven oder Fremde. Die Männer stellen das Volk dar.[110]) Der bereits erwähnte Rabbi Gerschom, welcher die Vielweiberei für die europäische Judenschaft unter Verbot stellte, gestattete dem jüdischen Mann Ehescheidung ohne Zustimmung seiner Gattin, wenn die Frau das Briefgeheimnis verletzt haben sollte.[111]) Mag das Alte Testament noch so schöne Worte finden über eine edle Gattin, man denke an das berühmte «Lob des tugendsamen Weibes» (Spr. 31, 10—31), so scheint es doch, dass die Frau trotzdem später als Besitz gewertet wurde. Der Verbindung mit ihr liegt ja auch ein Vertrag zugrunde. Man lese die lebensnahen, prachtvollen Erinnerungen der jüdischen Mutter und Dame Glückl von Hameln (1645—1724). Hier sieht man in diese andere Welt, die durchaus nicht eine Erniedrigung der Frau vollzieht, sondern deren Wertung anders ordnet, als die Christenheit sie sich in den letzten hundert Jahren angewöhnt hat.[112])

Ein öffentlicher Gottesdienst kann nur beginnen, wenn zehn Männer anwesend sind. Die Frauen zählen nicht, selbst wenn ihrer fünfhundert hinter dem Teil der Synagoge sitzen, der für sie bestimmt ist. Sie dürfen sehen; sie sollen jedoch nicht gesehen werden, weil jeder begehrliche Blick während einer gottesdienstlichen Betätigung schwere Sünde ist. Es gab ja auch im Tempel zu Jerusalem einen Hof der Frauen und Höfe für Männer. Dass Frauen am Gottesdienst, im Unterschied zu den Männern, nur still teilnehmen, sei ihnen eine Ehre und hat mit Entwürdigung nichts zu tun, sagt unser jüdischer Gewährsmann.[113]) Die Beseitigung des Gitters und damit einer sichtbaren Geschlechtertrennung vollzog erst das Reformjudentum im 19. Jahrhundert. Es fragt sich, ob nicht auch dadurch ein innerer Auflösungsprozess des Judentums begünstigt worden sei. Dass unerlässlich Männer zum Gottesdienst gehören, gleicherweise wie auch eine Thorarolle, wird biblisch belegt mit Jes. 50, 2. Ich zitiere in der Uebersetzung des Juden Martin Buber: «Weshalb war kein Mannhafter, als ich kam, kein Antwortender, als ich rief?»[114]) Man hat sich dann freilich so geholfen, dass man zehn Mann jeweilen mietete, um sicher zu sein, den Gottesdienst abhalten zu können.

Wenn ein Sohn, von dessen Beschneidung wir bereits gesprochen haben, das erste Lebensjahr hinter sich hat, bringt ihn der Vater zur Synagoge, damit er gesegnet werde. Bei diesem Anlass stiftet der Vater eine Mapa, das heisst eine schöne Hülle für die Thorarollen. In sie ist sein Name, des Sohnes Name und Geburtsdatum und anderes

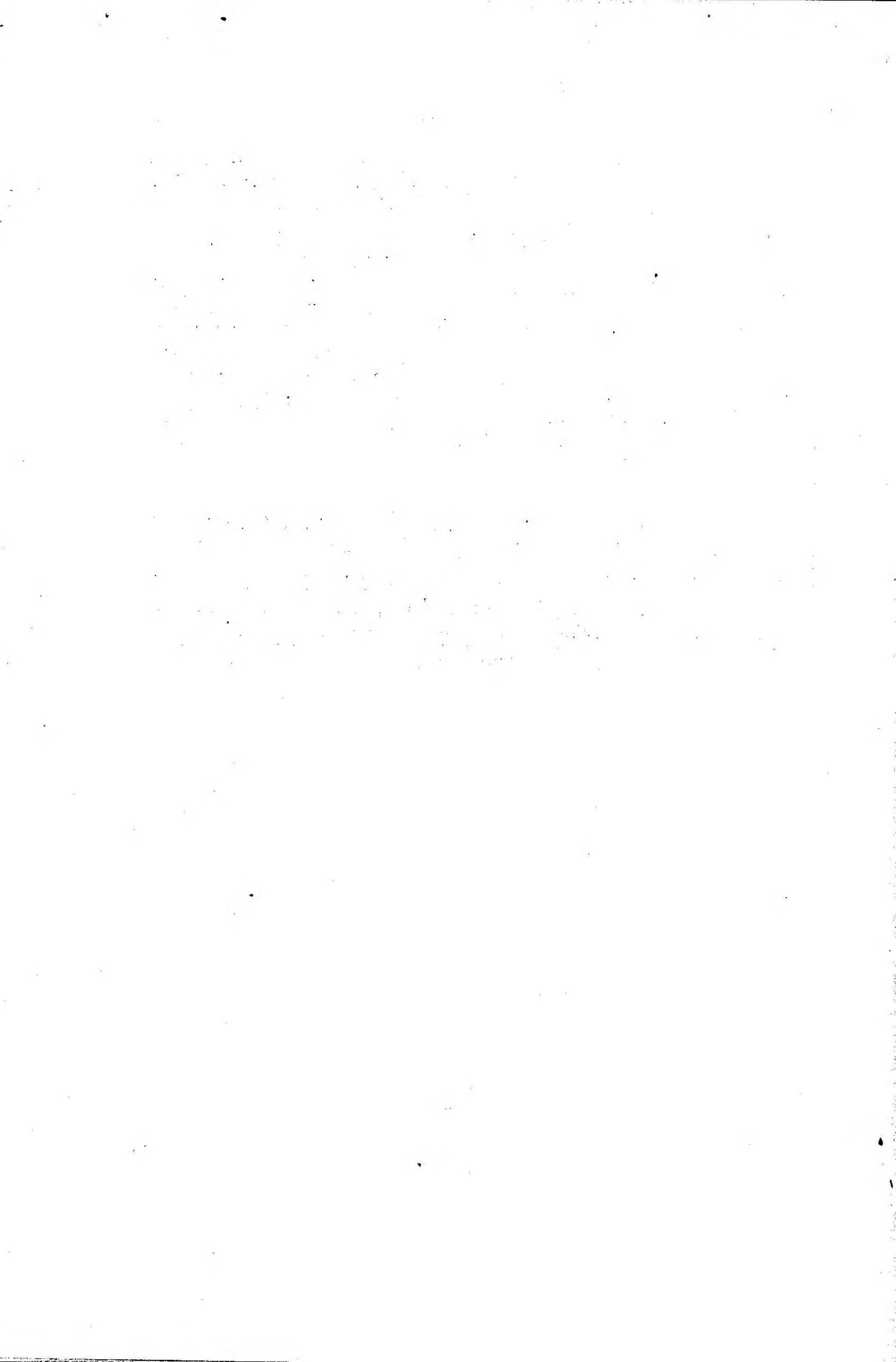
mehr prunkvoll eingestickt. Wehe dem jüdischen Vater, der keinen Sohn hinterlässt! Im Talmud steht ein Satz, dass ein solcher Vater Gottes Feind sei. Ihm fehlt der Nachkomme, der über seinem Grabe das unerlässliche Kaddischgebet für seine Seligkeit sprechen kann.[115]) Eine Tochter aber ist für ihn ein leerer Schatz, und wegen des Kummers, den sie ihm bereitet, hat er selbst nachts keine Ruhe. Ist sie jung, so hat er die Sorge, dass sie verführt werde; ist sie mannbar, so hat er Furcht, sie möchte ledig bleiben; verheiratet sie sich, so tritt die Besorgnis ein, sie könnte unfruchtbar sein, und zuletzt, in ihrem Alter, muss er gar noch befürchten, dass sie eine Hexe oder Giftmischerin werden möchte. Die Klage: «nur ein Mädchen», ist echt jüdisch. Der unter Christen oft vernommene und eigentlich nicht ganz erklärbare Jubel: «ein Knabe!», ist ebenso echt jüdisch.[116])

Dort, wo innerhalb des Judentums an eine Seelenwanderung geglaubt wird, bezieht sich diese Lehre in der Regel nur auf männliche Seelen. Ist aber die Frau in einer bestimmten Sünde gemeinsam mit dem Manne schuldig geworden, so muss sie den Läuterungsweg der Seelenwanderung mit der Seele ihres Gatten gemeinsam erdulden.[117]) Der Mann ist und bleibt der verantwortliche, aber auch der gewürdigte Bundespartner. Darum trägt er auch die eigenartigen Gebetskleider und die Gebetskapsel an der Stirn sowie die Banden am Arm. Es würde zu weit führen, auf diese Sitte einzugehen. Ich verweise auf Bilder und auf die Literatur hiezu.[118]) Zu Hause ist der Mann Priester. Er leitet die Gebete, er führt die Passahfeier durch; er berührt das Zeichen von Gottes Gegenwärtigkeit in seinem Hause, die Mesuse-Kapsel an der Türe.[119]) Wir haben eine ausgesprochene Männerreligion vor uns. Hier lag sicher durch die Jahrtausende die Kraft des Judentums. Ein Männerbund von solchen Fundamenten kann einer ganzen Welt trotzen. Es wäre reizvoll, diesem Gedanken in bezug auf die katholische Kirche und auf die Kirchen der Reformation näher zu treten. Was jene Kirche betrifft, so erinnere ich an die Mönchsorden und unter ihnen besonders an den Jesuitenorden. Der Ordensgeneral Laynez, 1512—1565, der Nachfolger des Ignatius von Loyola, welcher auf dem Konzil zu Trient (1545—1563) eine wichtige Rolle spielte, war ursprünglich Jude.[120])

Innerhalb der Kirchen der Reformation trägt die calvinische Kirchenprägung wiederum in auffallender Weise auch einen Mannescharakter. Nur so ist ihre geheimnisvolle Kraft, Zielsicherheit und Zähigkeit recht verständlich. Aber diese Männlichkeit des Calvinismus entstammt nicht einer besonderen Lehre über die Stellung der Frau innerhalb der Kirche, sondern, wenn ich recht sehe, dem Gehorsam unter das ganze Wort Gottes, wobei ein auffallend betontes Gewicht auf die Bedeutung des

Alten Testamentes gelegt wird. Nicht anders steht die Zwinglische Prägung der reformierten Kirche vor uns in der Zeit, soweit sie durch die aufklärerischen kirchenfremden Gedanken des 19. Jahrhunderts nicht ausgehöhlt wurde. Indem auch hier, im Unterschied zum Luthertum, der Verengung der Glaubenshaltung auf die paulinische Glaubensform ausgewichen und der ganze Offenbarungsgehalt der Heiligen Schrift gültig erklärt wurde, tritt das allgemeine Priestertum des männlichen Kirchengliedes deutlich hervor. Ich stehe nicht an, zu glauben, dass sich in alle dem der besondere Geist des Alten Testamentes mit gutem Recht Geltung verschafft. Das ist gute Frucht aus echter Wurzel. Anderseits haben wir es bei mancherlei Erscheinungen des Judentums in dieser Sache mit einer offenkundigen Wachstumsentartung zu tun. Dennoch aber konnte auch in ihm echte Frucht aus jener echten Wurzel immer wieder hervorkommen.

Heinrich Heine, der bekannte Dichter, als Chaim Bückeburg 1797 in Düsseldorf geboren, 1825 getauft, schrieb gegen das Ende seines Lebens in auffallender Rückwendung zum Volk und Glauben seiner Väter: «Meine Vorliebe für Hellas hat abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloss ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends.»[121])



III.

DAS VOLK
DER VERBORGENEN WEISHEIT

16. Der geheime Sinn der Heiligen Schrift

Wer die Verfasser der Bücher der Bibel nach ihrer menschlichen Seite unterschätzt, denkt sich ihre Arbeit so, dass sie Gehörtes und zum Teil Erlebtes reichlich naiv und vor allem kritiklos niedergeschrieben hätten, und so sei eben ein Buch von Frömmigkeitszeugnissen, von fragwürdiger Geschichte und vor allem von Sagen und Legenden entstanden. Wer die Verfasser der biblischen Bücher überschätzt, traut ihnen zu, sie hätten durchgehend niemals das sagen wollen, was sie wörtlich aussagen; vielmehr liege jedem Abschnitt, ja jedem Satz mindestens ein geheimer Sinn zugrunde. Dieser geheime Sinn sei aber das Wesentliche. Im ersteren Fall wird die Bibel zu einem fragwürdigen Buch schlechter Geschichte und bedenklicher Geschichten, im zweiten Fall zu einem Buch von Gleichnissen, Allegorien und Mythen.

Das Hohe Lied im Alten Testament wäre wohl kaum in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommen worden, wenn ihm nicht Gleichnischarakter zugeschrieben worden wäre. Rabbi Akiba führte insbesonders den Beweis für den gleichnisartigen Sinn dieses Buches, und so kam es dann auch durch die Aufnahme in den Kanon zur Ehre des Gelesenwerdens im öffentlichen Gottesdienst, während gleichzeitig das Buch Jesus Sirach mit anderen zusammen als apokryph hievon ausgeschlossen wurde.[122]) Wir begegnen dem Gedanken verschiedener Sinngebung innerhalb der Heiligen Schrift auch im Neuen Testament. Der Apostel Paulus schreibt den Christen in Korinth: «Ich will euch darüber nicht in Unkenntnis lassen, ihr Brüder, dass unsre Väter alle dieselbe geistliche Speise assen und alle denselben geistlichen Trank tranken; denn sie tranken aus einem geistlichen Felsen, der nachfolgte, der Fels aber war Christus» (1. Kor. 10, 1—4). Man vergleiche hiezu die Stellen: 2. Mos. 17, 6 und 5. Mos. 32, 4, besonders

aber hier den 18. Vers: «Des Felsens, der dich gezeugt, gedachtest du nicht und vergassest des Gottes, der dich geboren.» Es sei auch ganz besonders an die Gleichnisse des Herrn Jesus Christus erinnert. Lesen wir Mat. 13 genau durch und überlegen uns die Tragweite von Mat. 13, 10—11: «Die Jünger traten herzu und sagten zu ihm: Warum redest du in Gleichnissen zu ihnen? Er aber antwortete und sprach: Weil es euch gegeben ist, die Geheimnisse des Reiches der Himmel zu erkennen, jenen aber ist es nicht gegeben.» Jedenfalls ist einer mehrfachen Sinngebung gewisser Teile der Heiligen Schrift mindestens so viel Recht einzuräumen wie einer rein geschichtlichen Bewertung derselben.

Die christliche Kirche hat es denn auch je und je als ihr gutes Recht angesehen, von dieser mehrfachen Sinngebung der Schrift reichlich Gebrauch zu machen. Vor mir liegt die durch den Basler Kupferstecher Matthäus Merian geschaffene Bilderbibel aus dem Jahr 1630.[123]) Die Geschichte, da Simson den Löwen tötet (Richt. 14, 6), trägt die Ueberschrift: «Vorbild des Todeskampfes und Sieges Christi.» Simson trägt nachts die Stadttore von Gaza auf den nahen Berg (Richt. 16, 1—3): «Christus eröffnet die Pforten des Gefängnus.» Dass der Priesterkönig Melchisedek aus 1. Mos. 14, 18—20 auf Christi Priesterwürde gedeutet wird, ist auf Grund der Hinweise im Hebräerbrief des Neuen Testamentes selbstverständlich (Hebr. 5, 6 und 10; 6, 20, und besonders 7, 11—21). Wir stehen hier vor dem, was man in der Sprache der Theologie «Das Christuszeugnis des Alten Testamentes» nennt. Wir werden andern Ortes noch davon zu sprechen haben.[124])

Man kann von einem typologischen Schriftsinn sprechen. Der Stammesname Edom wird zum Typus judenfeindlicher Völker, der Stadtname Babylon zum Inbegriff nicht nur einer gottlosen Grossstadt, sondern auch zu einem Ort, von dem alle Gottesfeindschaft ausgeht, sei sie nun antijüdisch oder antichristlich. «Es grüsst euch die Miterwählte in Babylon», heisst: es grüsst euch die Christengemeinde in Rom (1. Pet. 5, 13). Die nämliche Stadt ist gemeint in Off. 17, 5: «Das grosse Babylon, die Mutter der Buhlerinnen und der Greuel der Erde.» Es gibt auch eine typologische Verwendung des Alten Testamentes, welche man mehr volkstümlich nennen kann. Die Ostjuden meinten, die Polen stammten von Amalek ab, weil sie selber «Amaleki» sagten und die polnischen Namen die gleiche Endung haben, wie Pilsudski, Sikorski. Die Russen ihrerseits wurden mit Moab in Verbindung gebracht, weil die Juden die Aussprache «Molow» hatten und russische Namen gleiche Endung hatten, wie Romanow, Lwow, Molotow.[125])

Man kann auch von einer allegorischen Schriftauslegung sprechen. Sie streift die typologische weithin, kann sie aber auch über-

schneiden. Wenn in der Auslegung des Salomonischen Urteils (1. Kön. 3, 16—28) die beiden Mütter als Repräsentanten zweier Völker oder, besser gesagt, zweier Glaubensstämme unter den Völkern gewertet werden — der eine Stamm ist das Volk einer lebendigen, der andere das Volk einer toten Hoffnung —, so ist das sowohl Allegorie als Typologie biblischer Sinndeutung.[126]) Ein hochinteressantes Dokument für alle diese Fragen ist der B a r n a b a s b r i e f. Er gehört zu den neutestamentlichen Apokryphen, also zu den christlichen Schriften, welche nicht in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommen wurden. Entstanden etwa nach 117 unserer Zeitrechnung, geschrieben aus der Sorge, den Juden könnte der Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem gestattet und so der Opferdienst in ihm wieder aufgenommen werden, bemüht er sich, den Juden auf Grund typologischer und allegorischer Auslegung des Alten Testamentes zu zeigen, dass durch das Leiden und Sterben Jesu Christi dieser Opferdienst sinnlos geworden ist. Unter anderem wird an die Zeremonie mit dem Sündenbock am Versöhnungstag des jüdischen Volkes erinnert und gesagt: «In jenem verfluchten Bock also siehst du den leidenden Jesus vorgebildet» (3. Mos. 16, 7—10). Auf diesen Schriftbeweis wird auch in neuester Zeit hingewiesen.[127])

Im gleichen Barnabasbrief begegnen wir nun aber noch einer Art von Sinndeutung der Heiligen Schrift, die noch ganz andere Horizonte erschliesst. 1. Mose 14, 14 wird erzählt, dass Abraham mit 318 in seinem Hause geborenen Sklaven dem Feind nachgejagt sei, um ihn zu besiegen. Später (17, 23) wird auch berichtet, er habe sie beschneiden lassen. Barnabas erklärt nun so: «Merket, dass es zuerst zehn und acht und dann erst nach einem Zwischenraum dreihundert heisst. Zehn und acht ergeben die Buchstaben J, H, da hast du Jesus. Weil aber das im Buchstaben T enthaltene Kreuzeszeichen die Gnade andeuten sollte, so heisst es: und dreihundert = T. So weist also der Herr mit jenen zwei Zahlzeichen auf Jesus, mit diesem auf das Kreuz hin. Der die eingepflanzte Gabe seiner Lehre in uns gelegt hat, weiss: niemand hat von mir eine echtere Unterweisung empfangen, aber ich weiss, dass ihr ihrer wert seid.»[128]) Um diese Rätselworte zu verstehen, muss man wissen, dass sowohl im hebräischen wie auch im griechischen Alphabet die B u c h s t a b e n a u c h a l s Z a h l z e i c h e n Verwendung finden. Im Griechischen ist 8 = J und 10 = Ae, die Anfangsbuchstaben von Jäsus, 300 = T. Das Bild dieses Buchstabens ist ein Kreuz. Jeder Bibelleser wird hier an die geheimnisvolle Zahl in Offenbarung 13.18 erinnert. Man hat allerdings noch keine wirklich befriedigende Lösung dieser Rätselzahl, die die Zahl eines Menschen sein soll, gefunden; um so mehr versuchen sich gern auch Unberufene, eine Lösung zum besten zu geben, die dann wie das Ei des Kolumbus aussieht und zugleich den Reiz politischer Aktualität haben soll.[129])

Wenn wir nun bedenken, dass nicht nur jeder Satz der Bibel, oder, sagen wir hier nun richtiger, des Alten Testamentes und im besonderen der fünf Bücher Mose, einen dreifachen Sinn haben kann: den Wortsinn, den typologischen und auch noch den allegorischen Sinn, und dass die Buchstaben jedes Wortes auch noch Zahlenwert umschliessen, so sind damit Türen aufgestossen, hinter denen eine höchst geheimnisvolle Welt sich auftut. Es war ganz besonders der jüdische Gelehrte Abraham Abulafia aus Saragossa (1240—1291), welcher eine Lehre der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabetes entwickelte, durch die die verborgensten Geheimnisse der sichtbaren und der unsichtbaren Welt erschlossen werden sollten. Hauptsächlich wollte er beweisen, dass bestimmte Buchstabenzusammensetzungen den Weisen in die Vollmacht brächten, den Gottesnamen als wirksame Zauberformel zu gebrauchen.[130]) In Wirklichkeit aber sind derartige Auslegungen nicht einfach mittelalterliche Produkte jüdischen Scharfsinnes und jüdischer Sinniererei, sondern sie haben ihre Wurzeln in altjüdischem Schrifttum und altjüdischer Mystik. In Jesus Sirach, dem apokryphischen Buch des Alten Bundes, wird eine deutliche Abwehrgebärde in dieser Richtung sichtbar (1. Sir. 1, 3 und 20). Umgekehrt lesen wir im 4. Esra 12, 45—47 die entscheidenden Enthüllungen: «Nach Ablauf der vierzig Tage sprach so zu mir der Höchste: die 24 Bücher, die du zuerst geschrieben, sollst du veröffentlichen, den Würdigen und Unwerten zum Lesen! Die letzten 70 aber halt zurück und gib sie nur den Weisen deines Volkes! In diesen fliesst der Born der Einsicht, der Quell der Weisheit, der Strom der Wissenschaft.»[131]) Damit sind wir nun durchgestossen zu den angeblichen Offenbarungen, welche einem Adam, Seth, Noah, Abraham und anderen Männern der Urzeit zugeschrieben werden. «Dinge, die man nur im Flüstertone sagen soll», Thora-Geheimnisse, bestimmt nur für Eingeweihte, für einen inneren, geschlossenen Kreis, nicht aber für die grosse Menge: eine esoterische, eine Geheimwissenschaft.[132])

Wir erkennen, dass die Juden nicht nur das Volk des Bundes und des Gesetzes, sondern nun auch ein Volk verborgener Weisheit sind.

17. Die Weisheit der Kabbalah

Das Wort Kabbalah tritt erst im 11. Jahrhundert auf und bezeichnet: Ueberlieferung für die Eingeweihten. Die Bücher, die unter diesem Namen geschrieben wurden, sind eine mystisch-philosophische Auslegung des Alten Testamentes. Von Buchtiteln sind zwei am ehesten allgemein bekannt geworden: die Titel Jezira (Formung) und Sohar (Glanz). Die Kabbalah entwickelt eine besondere Gotteslehre in bezug auf

die Schöpfung. Gott ist und bleibt auch hier der Unfassbare und der Unendliche. Wir würden vielleicht sagen: der ganz Andere. Nun aber werden zwischen Gott und die Schöpfung «Sefirot», das heisst schöpferische Kräfte, eingeschaltet. Eine Art Sphären, wie wir sie auch bei etlichen griechischen Philosophen vorfinden. Jede dieser Kräfte hat ihre besondere Funktion. Ihre Anordnung ist folgende:

1. Krone, 2. Vernunft, 3. Anschauung: bestimmen die oberste Weltordnung, Prophetie und Erkennbares.

4. Liebe, 5. Macht, 6. Schönheit: bestimmen die sittliche Weltordnung, das Wahrnehmbare.

7. Festigkeit, 8. Pracht, 9. Urgrund, Reich oder Herrschaft: bestimmen die Welt der Sinne, die Materie.

Alle diese Mächte sind die verborgenen Ideen, Ordnungen und Kräfte der sichtbaren und der gedanklichen Welt. Wer in sie einzudringen versteht oder die Vollmacht hat, sie auch nur in einem Teil zu bewegen, verfügt über eine Weisheit, die ihm zugleich entsprechende Mächtigkeit in seinem Leben und über seine Umgebung verleiht.

Besonders beachtet wurde auf diesem Gebiet das Buch, das erst später den kabbalistischen Schriften zugeordnet wurde, der Sohar. Als Verfasser gilt Simon Jochai, ein Rabbi und Seher aus der Zeit der jüdisch-römischen Kriege im 2. Jahrhundert. Es wird erzählt, er habe seine Visionen in einer Höhle empfangen. Er sagt aus, der göttliche Thronengel Metatron habe ihm seine Weistümer als einem zweiten Mose geoffenbart. Redaktor und Herausgeber des Sohar ist aber Moses ben Schemtob de Leon (1250—1305). Vielleicht ist also auch er der wirkliche Verfasser. Der Sinn des Sohar ist der, dass die tiefste Wahrheit der Thora niemals auf dem Wege der Vernunft noch der Lehre erfasst werde, wohl aber durch Intuition; denn es handle sich um eine Geheimwissenschaft. «Wehe dem Menschen, der da wähnt, die Thora enthalte alltägliche Geschichten und Gespräche von Einfaltspinseln. Ist es denn denkbar, dass der Allmächtige für seine Thora keine heiligen Worte gefunden und sich auf all die faden Erzählungen von Hagar und Esau, von Laban und Jakob, von Bileam und seiner Eselin angewiesen gesehen hätte, um aus ihnen jene Thora zusammenzufügen, die die Lehre der Wahrheit genannt wird? Die Einsichtsvollen geben aber nicht auf das Gewand, sondern auf den von ihm bedeckten Leib acht; noch Weisere blicken in die Seele hinein, in den geheimen Sinn der Thora, um in der künftigen Welt auch die Seele der Seele, das heisst den heiligen Greis selbst zu erschauen.»[133]) Allein nicht nur das Reich des Lichtes offenbart sich so dem Eingeweihten. Auch das Reich der Finster-

nis, welches auch zehn Stufen umschliesst und von Dämonen verschiedener Furchtbarkeit regiert wird, entschleiert ihm seine Geheimnisse. Sein Blick ist erweitert über die ganze Welt der unsichtbaren Kräfte, wie für die Vergangenheit so auch für die Zukunft.

Er soll aber nicht davor zurückschrecken, diese scheinbar unheimliche Welt zu betreten. Schon die Himmelsleiter, die Jakob sah, muss ihn ermutigen (1. Mos. 28, 12), betritt er doch den Königspalast und darf zuletzt den König selber von Angesicht zu Angesicht schauen. In diesem Palast sind verschiedene Hallen, jegliche angefüllt mit ihren besonderen Schätzen. Mose waren alle Hallen zugänglich. «Wenn unter euch ein Prophet des Herrn ist, so offenbare ich mich ihm in Gesichten und rede in Träumen mit ihm. Nicht so mit meinem Knechte Mose: er ist mit meinem ganzen Hause betraut» (4. Mos. 12, 6 und 7). Dem gewöhnlichen Frommen ist es höchstens vergönnt, von Ferne ein Weniges dieser Wunderwelt zu erahnen. Etliche Bevorzugte gelangen aber in die Nähe, ja sie dürfen sogar verschiedene der Palasthallen betreten. Wer aber erkennen will, muss sich reinigen. Die göttliche Seele hat sich von der tierischen Seele zu lösen. Zeitliches und Sinnliches muss abgestreift werden. Aber diese Lösung der Seele vom Körperlichen ist nicht der Zweck dieser Erhebung, sondern ein Mittel, um das andere zu bewirken, dass Gott selber in diese Welt heruntergezogen werde. Denn Gott will hinuntersteigen. Sein Lieben ist Selbstherablassung, ist Selbstbeschränkung. Die Kabbalah nennt das Zimzum. Gott will sich zum Menschen neigen, und darin erblühe der Dank des also beschenkten Menschen, dass auch er sich wiederum zu allem Niedrigen beuge, um ihm seine Liebe zu schenken. Die Kabbalah spricht in diesem Zusammenhang auch vom Lamm in seiner Demut, Dienst- und Opferwilligkeit und weist auf Jesaja 53, 7 hin.

Die Anklänge an das Neue Testament sind hier, in der Lehre vom Zimzum, unverkennbar. Wer dächte nicht an Philipper 2, 5—11, besonders an die Worte: «Er erniedrigte sich selbst.» Ja, Er, Jesus Christus! In ihm hat sich Gott herabgelassen zu uns Menschen. Nicht haben wir ihn herabgezogen oder mit unsern Gebeten herabgezaubert, sondern: «Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe» (Joh. 3, 16). Nicht haben wir auf geheimnisvollen Wegen in den Palast des Königs, des heiligen Greises, einzudringen, vielmehr steigt er in unsere Niedrigkeit herab, herab in unsere Knechtsgestalt. «Ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dass er, obwohl er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet» (2. Kor. 8, 9).[134])

Diese knappen, vielleicht zu knappen Darlegungen über die Kabbalah zeigen eine besondere, dem Christentum näher stehende Gotteslehre, um-

gekehrt aber eine Seelenlehre, die dem Christentum durchaus ferne steht und entschieden in das Gebiet der Geheimreligionen des Altertums gehört. Der Kabbalist unterscheidet fünf Seelenstufen. Sie näher zu beschreiben, würde zu weit führen. Wer sich hier genauer umsieht, erkennt unschwer die grosse Nachbarschaft zu den Lehren von Rudolf Steiner in seiner Anthroposophie, wie überhaupt diese ganze Erscheinung hauptsächlich von hier aus gewertet werden muss. Wir begegnen bei der Steinerschen Lehre einer siebenfachen Leiblichkeit des Menschen wie auch einer Hochwertung der Erkenntnis aus Eingebung. Wir finden auch, entsprechend den Sefirot, die Hierarchien. Es sind freilich nur acht statt zehn.[135]) Die Wege der Kabbalah zur Anthroposophie führen über Agrippa von Nettesheim (1486—1535), Gelehrten, Offizier, Magier, Arzt und Schriftsteller, eine sagenumwobene Gestalt, die neben dem hohen Rabbi Löw in Prag auch der Faustgestalt zu Gevatter gestanden hat. 1531 wurde Agrippas Schrift «De occulta philosophia» gedruckt, ein von kabbalistischem Geist entschieden beeinflusstes Buch. Ein anderer Weg führt über den grossen Gelehrten und Arzt aus dem Kanton Schwyz Theophrastus Paracelsus (1493—1541). Auch er scheint an kabbalistischen Quellen getrunken zu haben. Zeitgenosse beider war der erste Hebraist unseres christlichen Kulturkreises, Johannes Reuchlin (1455—1522). Auf einer Italienreise lernte er den Gelehrten Pico de la Mirandola kennen, dem die hebräische Sprache vertraut war, und so wurde ihm diese Türe erstmals aufgetan. Aber erst später erhielt er durch den jüdischen Leibarzt Kaiser Friedrichs III. Unterricht in dieser geheimnisvollen Sprache und vom Kaiser eine hebräische Bibel im Wert von 300 Dukaten. Damit war die Grundlage seiner Gelehrtenlaufbahn gelegt. Sein Lebenswerk ermöglichte Martin Luther die Uebersetzung auch des Alten Testamentes. Wenn aber Reuchlin, trunken von Entdeckerfreude, wähnte, besonders im Sohar deutliche Hinweise auf Christus zu finden, so täuschte er sich.[136])

Nach allem Gesagten kann es uns nicht verwundern, dass innerhalb der kabbalistischen Glaubenswelt auch die Seelenwanderung gelehrt wird, selbstverständlich mit biblischen Fundamenten; denn das muss auch gesagt sein, ein Kabbalist kann aus der Schrift alles beweisen. «Siehe, dies alles tut Gott zweimal und dreimal mit dem Menschen» (Hiob 33, 29). Ferner: «Auf ewig gedenkt er seines Bundes, auf tausend Geschlechter des Wortes, das er gegeben» (Ps. 105, 8). Ja selbst die Stelle 1. Mos. 3, 19 über Adam: «Bis dass du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist», wird so ausgelegt, Adams Seele müsse zuerst in anderen Verkörperungen weiterwandern, bis er endgültig und zum letztenmal sterben dürfe. Auf Grund dieser Auslegungen und durch Buchstabenvertauschungen lehren die Kabbalisten, dass Adams Seele in David weitergelebt habe und zuletzt auch im Messias erscheinen werde.

Moses war erfüllt von den Seelen Abels und Seths; der Aegypter aber, den er erschlug, trug Kains Seele (2. Mos. 2, 12). Gilgul ist der Name für die Seelenwanderung. Durch sie will man unbegreiflich schwere Lebensschicksale erklären. Sie enträtselt den Sinn von Verkrüppelungen und von Missgeburten, als die Folgen der Versündigung in früherem Leben. Also nicht dieser Mensch da lebt zum zweiten- oder zehntenmal, sondern die Leibeshülle dieses bestimmten Menschen ist erfüllt von einer Seele, welche wandern muss. Auch in Tiere können Seelen verbannt werden. Eines Ehebrechers Seele muss mit der Gestalt eines Esels vorlieb nehmen, und wer sich mit Tieren einlässt, wird ein Hase oder ein Kaninchen. Fromme und weise Rabbinerseelen haben die Ehre, in Fische zu fahren. Darum ist es ratsam, jeden Sabbath bei der dritten Mahlzeit einen Fisch aufzustellen. Gibt aber der Fisch beim Zubereiten eine Art von Laut von sich, so ist das der Klagelaut einer gerechten Seele. Der Fisch muss dann auf dem Friedhof begraben werden. Die Seelenwanderung bezieht sich freilich nur auf die Männer. Die Frauen müssen, oder soll man hier nun sagen: dürfen ihre Sünden in der Hölle büssen. Aber ihre Leiber liegen vielleicht auf Erde vom Heiligen Land, die man für diesen Zweck für die Bestattung bereithält, und so besteht keine Gefahr, dass sie nicht auch an der Auferstehung der Toten teilhaben könnten.[137])

18. Kabbalistische Zauberei

Die Bücher aus dem kabbalistischen Kreis hätten bei weitem nicht einen so sehr anlockenden Reiz gehabt, wenn in ihnen nur diejenigen Lehren stehen würden, von denen wir im vorigen Kapitel gehört haben. Das andere, was sie auch umschliessen, hat jedenfalls nachhaltiger gewirkt, und dieses andere ist in Tausenden von Bächlein hineingesickert in das breite Volk, um sich hier mit allen Resten uralter heidnischer Vorstellungen zu verbinden zu einem unsichtbaren und dennoch vorhandenen Grundwasser voll stinkender Zauberei und voll dicksten Aberglaubens. Diesem Grundwasser ist jedenfalls auch die sogenannte Aufklärung nicht im entferntesten beigekommen.

Die Kabbalah arbeitet zunächst mit Zahlenproblemen in Verbindung mit Worten und Buchstaben. Man kann das Zahlenmystik oder auch Zahlenzauberei nennen. Das einfachste Rezept auf diesem Gebiet ist die Gematria, das heisst einfach: Geometrie. Der hebräische Ausdruck für Weltkrieg heisst: Milchamôth ga-Olam. Wird der Zahlenwert dieser Buchstaben zusammengezählt, so kommt man auf 675. Nun haben aber die Juden eine grosse und eine kleine Zeitrechnung, so wie wir die Zeitrechnung vor oder nach Christi Geburt benützen. In der kleinen

H	C	I	D	E	T	Ü	H	E	H	Ü	T	E	D	I	C	H
C	I	D	E	T	Ü	H	E	B	E	H	Ü	T	E	D	I	C
I	D	E	T	Ü	H	E	B	R	B	E	H	Ü	T	E	D	I
D	E	T	Ü	H	E	B	R	R	R	B	E	H	Ü	T	E	D
E	T	Ü	H	E	B	R	R	E	R	R	B	E	H	Ü	T	E
T	Ü	H	E	B	R	R	E	H	E	R	R	B	E	H	Ü	T
Ü	H	E	B	R	R	E	H	R	H	E	R	R	B	E	H	Ü
H	E	B	R	R	E	H	R	E	R	H	E	R	R	B	E	H
E	B	R	R	E	H	R	E	D	E	R	H	E	R	R	B	E
H	E	B	R	R	E	H	R	E	R	H	E	R	R	B	E	H
Ü	H	E	B	R	R	E	H	R	H	E	R	R	B	E	H	Ü
T	Ü	H	E	B	R	R	E	H	E	R	R	B	E	H	Ü	T
E	T	Ü	H	E	B	R	R	E	R	R	B	E	H	Ü	T	E
D	E	T	Ü	H	E	B	R	R	R	B	E	H	Ü	T	E	D
I	D	E	T	Ü	H	E	B	R	B	E	H	Ü	T	E	D	I
C	I	D	E	T	Ü	H	E	B	E	H	Ü	T	E	D	I	C
H	C	I	D	E	T	Ü	H	E	H	Ü	T	E	D	I	C	H

DER HERR BEHÜTE DICH.

Bild 2

Magisches Quadrat, als Beispiel kabbalistischer Spielerei. Das Quadrat ist ausgefüllt mit dem biblischen Satz «Der Herr behüte dich» aus 4. Mos. 6, 24.

Zeitrechnung der Juden entspricht die Zahl 675 dem Jahr 1914 unserer Zeitrechnung. Das ist Gematria. Eine andere Regel ist das Notarikon, die Abkürzung. Es handelt sich bei dieser um die Buchstabentechnik, welche in unserer Zeit den grössten Siegeslauf angetreten hat und ohne die wir uns unser Sprechen kaum mehr denken könnten. Ich gebe einige Beispiele:

DOM = Deo optimo maximo = Gott dem Besten und Höchsten.
RIP = Requiescat in pace = Er ruhe im Frieden.

UAWG = Um Antwort wird gebeten, oder: Und abends wird getanzt.
HEPP = Hierosolyma est perdita = Jerusalem ist verloren.
LICA = Ligue internationale contre l'antisemitisme (gegründet 1926).
SAFFA = Schweizerische Ausstellung für Frauen-Arbeit.
HAPAG = Hamburg-Amerika-Packetboot-Aktien-Gesellschaft.

Als drittes nenne ich die Temurâh, das ist die Buchstabenversetzung. 2. Mos. 23, 23 lesen wir: «Mein Engel wird vor dir herziehen.» Im Hebräischen steht hier das Wort MALEACHI. Die Buchstabenversetzung ergibt: MICHAEL. Also, sagt der Kabbalist, hat hier der Engel Michael diesen Dienst versehen.

Ueberblicken wir diese Möglichkeiten, so werden wir unschwer erkennen, dass die erste und die dritte ungeahnte Horizonte aufreissen. Mit dem Zahlenwert der Buchstaben lässt sich allerlei Spielerei treiben, die den Uneingeweihten verblüfft. Vollends aber öffnet die Buchstabenumstellung jedem scheinbaren Sinn und manchmal allerlei Tiefsinn Tür und Tor. Wird das alles auf Zeichnungen, besonders auf Sterne und Quadrate, übertragen, so verfügt man über Zauberzeichen seltsamster Art. Die kabbalistischen Bücher sind denn auch erfüllt mit solchen magischen Figuren. Teils gleichen sie siebenarmigen Leuchtern, dann wieder einem Stern oder auch Kreisen. Besonders beliebt ist der kabbalistische Baum mit der Anordnung und inneren Verbundenheit der Sefirot. Eine bedeutende Rolle spielen in dieser Welt der Magie die Kameen. Auch sie stehen in Verbindung mit dem Planetensystem. Nehmen wir als Beispiel die Sefirah der Festigkeit, also eine der unteren Kraftzentren der grossen Hierarchie über der Schöpfung und unter Gott. Ihr entspricht eine bestimmte Kamee. Wer sich dieses Gegenstandes im richtigen Sinne bedient, erlangt Mächtigkeit über jene Sefirot oder steht doch zum mindesten in sympathischer Verbindung mit ihr. Die Kamee der Sefirah-Gemurâh, das heisst die Kamee des Eisens, sieht so aus:

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17	5	13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

Wer gerne rechnet, wird die Quersumme aller Zahlen nach jeder Richtung bald gefunden haben: 65. Diese Kamee gehört zu Mars. Wir stehen hier mitten in der astrologischen Magie. Von hier aus ist nur ein Schritt

bis zu jeder Form von Wahrsagerei, heisse sie nun ganz gewöhnlich Sterndeutung, heisse sie Handlesekunst oder Traumdeutung. Alles, aber auch alles, findet sich in den kabbalistischen Schriften.[138])

Was die Kabbalah in dieser Hinsicht bietet, hat jedenfalls auf das alltägliche Leben der breiten jüdischen Volksschichten, und in ihnen besonders auf die Frauenwelt, stark gewirkt. Die Boten, mittels derer mancherlei von diesem dunklen Zeug durch die Jahrhunderte getragen worden ist, sind die sehr zahlreichen Volksgeschichten der Juden, ihre Sagen und Mären. Hier wimmelt es von Engeln, Dämonen und Gespenstern, von Zauberei und jeglicher Form von Merkwürdigkeiten. Dass daneben auch viel Weisheit und gesunde Lebenserfahrung im Geschiebe dieser Gewässer mitkommt, will ich nicht bestreiten.[139]) Nach jüdischem Glauben ist das tägliche Gebetsleben in die Gestirnswelt und in die Engelswelt eingeordnet. Ich gebe hier die Uebersicht für die Woche:

Tag:	Himmelszeichen:	Engel:	Planet:
Sonntag	Löwe	Raphael	Sonne
Montag	Krebs	Gabriel	Mond
Dienstag	Widder, Skorpion	Sammael	Mars
Mittwoch	Zwillinge, Jungfrau	Michael	Merkur
Donnerstag	Schütze, Fische	Zadkiel	Jupiter
Freitag	Stier, Waage	Annael	Venus
Samstag	Wassermann, Steinbock	Kapziel	Saturn

[140])

Man stosse sich nicht daran, dass Sonne und Mond Planeten geworden sind. Die Kabbalisten sind älter als Kopernikus. Damit wir aber verstehen, was hier geschieht, füge ich eines dieser Gebete an: «Siehe, ich bereite meinen Mund, Lob und Flehen vor meinem Schöpfer zu bringen, vor ihn, den König aller Könige, den Heiligen, den Hochgelobten! Siehe, ich will das Morgengebet in Furcht und Liebe verrichten, im Geheimnis des Löwen, welches Abraham, unser Vater, geordnet hat; der heilige Alte, der nun in Frieden ruht, die Schechina mit dem Heiligen, Hochgelobten, durch den rechten Arm im Namen des ganzen Israel zu vereinigen.»[141])

Von hier aus ist abermals nur noch ein kleiner Schritt bis zum Inhalt des 6., 7., 8., 9. und 10. Buches Mose, diesen wahrhaft grauenhaften, schmutzigen und dummen Rezept- und Zauberbüchern, welche sich auch in aber Tausenden von Exemplaren in christlichen Händen und Häusern befinden. In ihnen fliesst katholischer Aberglaube und Gebetspraxis zusammen mit kabbalistischem Geheimwissen und vereint sich so zu einer Cloaca maxima jeglicher Form von Sympathiekunst, schwarzer

und weisser Magie, und was man sich nur in dergleichen Dingen in wildesten Träumen ausdenken kann.[142])

So mündet hier die Geheimwissenschaft aus in vollendeten Stumpfsinn. Dieses scharfe Urteil soll uns aber doch auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass hinter diesem Wust Mächte der Finsternis und Kräfte verborgener Möglichkeiten im Menschen lauern können, welche Staunenswertes und Erschreckendes zugleich nicht nur auf das Papier zaubern können, sondern denen unter Umständen auch teuflische Werke durchaus möglich sind.

19. Der Chassidismus

Der Unterschied zwischen talmudischer und kabbalistischer Frömmigkeit ist unverkennbar. Die talmudische Welt lehrt die Unendlichkeit Gottes in ihrer scharfen Geschiedenheit von allem Endlichen. In ihr wird die Jenseitigkeit Gottes überbetont. Daher ihre scharfe Ablehnung der paulinischen und johanneischen Lehre von Christus und seines Erlösungswerkes. Der Kabbalist aber lehrt, Gott habe die Welt aus Liebe geschaffen und neige sich auch in Liebe zu ihr hin. Der Mensch aber soll und darf sich dieses Gottes freuen, denn einst wird auch er den Glanz seiner Herrlichkeit schauen dürfen. Weil er aber Gottes Liebe erfahren hat, soll er diese Liebe weiterschenken. Besonders die mitleidige Liebe reinigt ihn von allen Sündenflecken. Der Talmudist eifert wesentlich nur um den Zaun, den er mit seinem Talmudismus um die Thora gezogen hat, und verliert sich so im Dickicht einer kasuistischen Gesetzlichkeit, die leicht genug in Scheingesetzlichkeit und Heuchelei umschlagen kann. Der Kabbalist weiss, dass das Gesetz geistlich verstanden werden muss. Gewiss, es soll gehalten werden, aber immer so, dass ihm offenbar wird, wie jeder Buchstabe des Gesetzes durchleuchtet ist von göttlichem Lichte. Darum führt ihn seine Gesetzeserfüllung nicht in das Dunkel der Kasuistik, sondern zu dem, was er sich sehnlich wünscht: zur besseren Gotteserkenntnis. Das Symbol des Talmudisten ist der Baum der Erkenntnis. Das Symbol des Kabbalisten ist der Baum des Lebens (1. Mos. 2, 9).[143])

Es verging allerdings manches Jahrzehnt, ja es verflossen Jahrhunderte, bis die Gedanken der Kabbalah ihre Sprengwirkung innerhalb des Judentums ausübten. Lange Zeit waren sie mehr nur die Kost für mystische Feinschmecker oder dann für wirklich tiefgegründete Menschen. Zu diesen letzteren zählt der Dichter des Liedes «Morgenglanz der Ewigkeit», Knorr von Rosenroth (1636—1689). Das «Licht vom unerschaffnen Lichte», die «verklärte

Gnadensonne» und die ganze innerliche Stimmung dieses Liedes mit seinem Glanz legt von der Nähe der kabbalistischen Welt Zeugnis ab Knorr von Rosenroth hat auch tatsächlich über die Geheimlehren derselben eingehend geschrieben.[144]) Aber die grosse Wirkung dieser eigenartigen Geisteswelt, ihr Frontalangriff auf den harten Zaun des Talmudismus mit seiner ungeheuerlichen Veräusserlichung erfolgte in Osteuropa, in Polen, Russland, Galizien und im Baltikum, innerhalb der grossen jüdischen Volksmasse. Diese Bewegung nennt man den Chassidismus. Chassid bedeutet: der Fromme. Chassidismus heisst also Frömmigkeit. Diese starke Bewegung fällt ins 18. Jahrhundert; sie ist also eine gleichartige Welle zum Pietismus innerhalb der Reformationskirchen.[145])

Der Begründer dieser jüdischen Erweckungsbewegung, Rabbi Israel ben Elieser, welcher in Podolien zwischen 1700 und 1760 lebte, war ein Zeitgenosse des Grafen Ludwig von Zinzendorf, des Begründers der Herrnhuter Brüdergemeinde. Als einen Meister des wunderbaren Gottesnamens nannte man diesen Rabbi: Baal-schem-tob, im Jargon: Bescht. Er war das Kind armer, aber frommer Eltern, wurde in der Talmudschule überaus hart behandelt, hatte als junger Mann einen Sinn und Blick für die Herrlichkeit von Gottes Schöpfung und wurde durch sein Suchen nach wirklicher Frömmigkeit und Gotteserkenntnis zu kabbalistischen Schriften geführt. Sein Lieblingsbuch war der Sohar. Er verheiratete sich ordnungsgemäss, lebte in Brody, starb im Jahre 1760 und hinterliess keine Schriften. Dafür aber wurde seine Gestalt sehr bald von einem Sagen- und Legendenkranz umwoben. Wollte man ihn vergleichen, so ist am ehesten an Franz von Assisi zu denken.[146]) Seine Erscheinung wurde in ihrer Besonderheit von seinen Jüngern so gedeutet, dass seine Seele abstamme von Adam vor dem Sündenfall und so bewahrt worden sei vor den verderblichen Folgen des Falles. Hier klingt etwas vom Zeugnis des Neuen Testamentes durch, in welchem der Christus der zweite Adam genannt wird. Wir lesen 1. Kor. 15. 45: «Der erste Mensch, Adam, wurde zu einer lebendigen Seele, der letzte Adam (Jesus Christus) zu einem lebendigmachenden Geist.» Die Kabbalisten wissen dann freilich auch von Jesus von Nazareth, in ihn sei die Seele Esaus eingegangen; des Esau, der sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht an Jakob verhandelte (1. Mos. 25, 29—34).[147])

Die Bewegung, die durch den eigenartigen Rabbi Baal-Schem ausgelöst wurde und die überaus mächtig quer durchs Judentum gewirkt hat, der sogenannte Chassidismus, ist durchaus nicht gesetzlos. Sie will vielmehr das Gesetz von innen her verstehen und geistlich halten lehren. Ihr Hauptmittel ist, wenn man so sagen darf, eine ganz besondere Gebetskultur. Einerseits scheint es sich um mühsames, anstrengen-

des Beten zu handeln, wie um einen Versuch, vom Sinnlichen loszukommen. Das kann bis zur Ohnmacht führen. Anderseits scheint es jubelnde Ekstase zu sein. «Ich betete mit singender, jubelnder Stimme, ahmte die verschiedenen Gebärden und Stellungen der Himmelsstürmer nach, drehte mir unaufhörlich die Schläfenlocken, benetzte mir mit frommem Sinn die Fingerspitzen, rieb mir dann die Hände und schlug sie klatschend zusammen, die Augen begeistert nach oben gerichtet. Zehnmal ging ich während des Betens hinaus, um, wenn ich zurückkomme, mir siebenmal die Hände zu begiessen; ich ergriff dann das Handtuch und sprach mit bewegten Worten: Gelobt seist du, Gott, der du den Menschen gebildet und ihm Oeffnungen geschaffen, damit er vor dir bestehen könne. Amen.» — Der gleiche junge Mann berichtet aus einer späteren Zeit seiner chassidischen Entwicklung: «Kalt und gleichgültig wurde ich gegen die Gebote des Dürfens und Nichtdürfens; ich warf und schaukelte mich nicht mehr beim Beten, sprang nicht mehr fusshoch in die Luft, ballte auch nicht mehr die Fäuste gegen Gott im hitzigen Eifer; ich heuchelte bloss mit Augen und Mund.»[148]) Fragen wir nach dem Sinne solcher Gebetsübungen, so erhalten wir verschiedene Auskunft. Die Freude soll die Erkenntnis läutern. Sie ist Lebenstau, ja, sie wirkt sühnend. Das Schreien gleicht einer Operation. Durch dasselbe versucht der Fromme, alles Sündengift von sich zu entfernen. Das Beten, das ja eigentlich meist in Gemeinschaft mehrerer Männer geübt wird, kann sich bis zum eigentlichen religiösen Tanz erheben, ähnlich den Tänzen der Derwische im Islam. Auch dieses Mittel soll helfen, die Verbindung mit der Gotteswelt bis zur Vollkommenheit zu steigern, mindestens aber die Sphären der Gotteswelt in Schwingungen zu versetzen, die durch ihre Ausstrahlungen wiederum dem Beter zugute kommen. Was er sucht, ist weithin Inspiration: Geistestaufe. Man zeigt auf die Stelle der Bibel 2. Kön. 3, 15: «Als der Spieler spielte, kam auf ihn der Geist Gottes.» Das wird so ausgelegt: Solange der Mensch selbsttätig ist, ist er unfähig, die Wirkungen des Heiligen Geistes zu empfangen; will er das wirklich erreichen, so muss er sich wie ein Instrument durchaus leidend verhalten; der Spieler muss zum Instrument Gottes werden. Hinter dem Tun des chassidischen Betens birgt sich somit eine gewollte Empfangsbereitschaft, eine Selbstaufgabe und Selbsthingabe, damit der Geist Gottes als Gnadengabe empfangen werden kann. Die Aehnlichkeit mit Vorgängen in der Pfingstbewegung ist nicht weniger unverkennbar, wie die Regel in der Oxford- oder Gruppenbewegung, in stiller Stunde sich durch den Geist Gottes auf dem Wege der Eingebung Führung geben zu lassen.[149])

Dass alles das von einem Berge versetzenden Glauben getragen ist, liegt auf der Hand. Je und je tritt diese Triebfeder ins Blickfeld, wenn man sich mit Aeusserungen chassidischer Frömmigkeit

befasst. Die bekannten Worte der Heiligen Schrift: «Der Gerechte wird durch seine Treue (seinen Glauben) leben» (Hab. 2, 4), legt man hier so aus: «Der Gerechte kann durch seinen Glauben Tote lebendig machen.»[150]) Damit sind wir abermals in die Nähe der Pfingstbewegung gelangt, indem es auch in diesen Kreisen vorgekommen ist, dass man versuchte, Verstorbene zu erwecken. Ich kann diese Tatsache nicht belegen. Aber ich weiss sie und habe den Mann auch gekannt, der das versuchte. Er starb übrigens kurz nach diesem Versuch, die Worte Jesu «Was ihr in meinem Namen erbitten werdet, das werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird» (Joh. 14, 13) in dieser Weise zu pressen und zu missbrauchen.

20. Die Wunderrebben

Von grosser Bedeutung für die spätere Entwicklung der chassidischen Bewegung war die Begegnung des Rabbi Beer aus Meseritz mit Rabbi Baal-Schem. Beer wurde in Wolhynien 1710 geboren und starb 1772 in Meseritz. Er war durch seine kabbalistischen Studien zuvor in eine durchaus asketische Frömmigkeitsform getrieben worden. Fasten und Beten, Angst vor der Hölle und eine gewisse Schwermut trieben ihn so weit, dass er als ein Kranker zu Baal-Schem kam. Was zwischen beiden vorging, ist legendär umschleiert. Beer erlebte jedenfalls eine Art Wiedergeburt und wurde fortan der eigentliche Apostel des Chassidismus. Das hatte zur Folge, dass sich diese Bewegung in zwei Ströme teilte, eine mehr beschaulich-mystische in Weissrussland und eine um Wunderrebben sich zusammenballende in Polen, Galizien und der Ukraine. Beers Kampf galt dem Einfluss der streng talmudischen Rabbinen. Er versuchte auch die Liturgie zu ändern, kurz, eine verinnerlichende Reform des Judentums durchzuführen. Wir stehen also hier vor der geschichtlich bedeutsamen Tatsache, dass eine Reform des Judentums schon im 18. Jahrhundert versucht wurde und dass ihretwegen heftige Kämpfe innerhalb des Volkes Israel ausgefochten worden sind.[151])

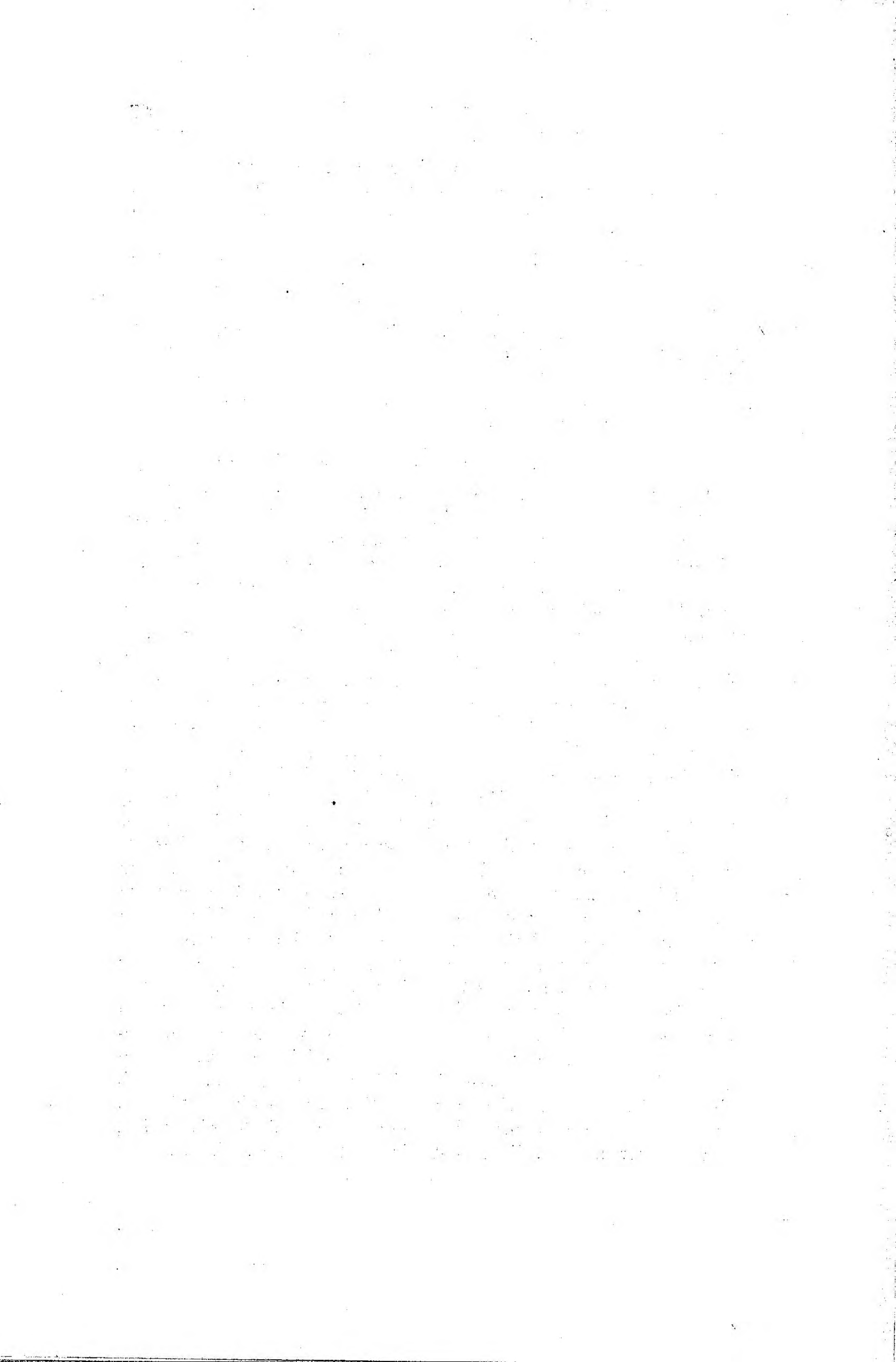
Die Bedeutung des Rabbi Beer von Meseritz besteht darin, dass er die Lehre des Zaddiks, des vollkommen Gerechten, in den Chassidismus einführte. Das Gebet des gewöhnlichen Frommen gelangt nicht bis zu Gott, es bedarf vielmehr eines Vermittlers. Dieser Mittler ist der Zaddik, der Liebling des Himmels, das Instrument, durch das Gott der Welt seine Gnadengaben schenkt. Der Fromme ist so durchaus auf seine Verbindung mit dem — selbstverständlich lebenden — Zaddik angewiesen. Er hat die Pflicht, den Zaddik zu lieben und auf sein Wort

zu hören. Während also im talmudischen Judentum die Fürbitte verstorbener Schriftgelehrter überaus bedeutsam ist, begegnet uns hier die Fürbitte des lebenden, vollkommenen Gerechten. Er ist eine Art von Messias, man könnte fast sagen, eine Abschlagszahlung auf den immer noch nicht erschienenen Messias. Durch seine Gegenwart und die beglückende Verbindung mit ihm wird das Peinvolle einer vergeblichen Messiaserwartung ausgeschaltet.[152])

Hören wir den Bericht eines Chassid über seinen Besuch bei einem dieser Gerechten: «Als ich zu ihm in sein Stübchen trat, um zu beten, hörte ich sein Gebet wie die Stimme von vielen Wassern, die Herzen der Hörer zerbrechend. Meine Haare sträubten sich, und ich vernahm eine flammende Stimme, wie ich bis dahin noch nie eine vernommen hatte. Mein Herz brach schier; denn ich erkannte mein Elend. Meine Gebete waren bis dahin ein Lippengeplapper. Nach dem Gebete ging ich in sein Zimmer. Er sah aus wie ein Engel Gottes, und ich wurde ganz von Ehrfurcht erfüllt. Ich blieb bei dem Gerechten bis zum Sabbath. Da sah ich sein reines und heiliges Leben, sah, wie er am Tische sass, und ich sagte zu mir selbst: ja, es ist wahr, was ich von ihm gehört habe; nicht die Hälfte von dem, was ich hier sah, hat man mir von ihm erzählt (1. Kön. 10, 7). Und ich wurde bewegt und warm, denn ich hatte Licht gesehen.»[153]) Im Laufe der Jahrzehnte und bis in die Zeit des ersten Weltkrieges wandelte sich das Zaddikentum dann freilich sehr wesentlich. Die Behausung war nicht mehr schlicht und die Umgebung nicht mehr so einfach wie am Anfang. Immer mehr stiegen die Wunderrebben, das heisst diese chassidischen Rabbis, denen man allerlei Wunder zuschrieb und noch mehr andichtete, zu Fürsten innerhalb ihres Jüngerkreises auf. Sowohl in der Ukraine als auch in Galizien und in der Bukowina führten sie einen wahrhaft orientalischen Hofstaat. Der Gerechte bekam Geschenke in Naturalien und vor allem auch in Geld, dafür war er ja der Mittler zwischen den Gläubigen und der höheren Welt. Das war für jüdisches Empfinden eine durchaus selbstverständliche Umwandlung von Geldwert in Gnadenwert, genau so, wie diese Dinge auch in der «Christlichen Wissenschaft» geordnet sind. Die Zaddike verfügten über alles, was zu einer fürstlichen Persönlichkeit gehört, bis hinunter zum Hofnarren. Gingen sie auf Reisen, so war das ein Ereignis für aber Tausende von frommen Juden. Sie strömten zu den Stationen, an denen der Rabbi durchkam, und jeder versuchte zum mindesten das Gewand des Gerechten zu berühren oder, noch lieber, seine Leiblichkeit zu betasten. Nur schon das vermittelte den Kontakt mit der höheren Welt. Man wird erinnert an die Geschichte vom blutflüssigen Weib in den Evangelien (Mat. 9, 18—26) und an die Verehrung, die den Aposteln entgegengebracht wurde (Apg. 5, 15 und 19, 12). Wo der Zaddik wohnt, ist ein Kommen und Gehen, besonders

auf den Sabbath hin. Da thront er an seiner Tafel, gekleidet in weissen Atlas als der Farbe der Gnade, das Haupt geschmückt mit einer silbernen spitzen Kappe. Mit ihm zu essen, ist Gnade. Alles, was er tut, ist vollkommen. Seine Worte sind Offenbarungen, seine Ratschläge Gottes Führung. So ist er der Seelenarzt und Berater von Tausenden, nicht nur in seiner nächsten Umgebung, sondern über die ganze Welt. Sein Rat wurde bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges oft telegraphisch eingeholt, auch von der Schweiz aus von seiten der betreffenden Chassidim-Juden. Freilich, wer bei ihm sein kann, steht dem Leuchten jener Welt näher. Er darf auch teilnehmen am heiligen (Männer-) Tanz. Kein Wunder, wenn von diesen Gerechten Unglaubliches erzählt wurde und wenn man ihnen das Unmögliche zutraute.

Wir haben also hier innerhalb des Judentums den Typus vollkommener religiöser Führerschaft vor uns. Der Zaddik ist für seine Anhänger Priester, Prophet und König zugleich. Die Aemter, die dem Messias zukommen, sind ihm anvertraut. Der Glaube an ihn ist durchaus Glaube, wie er eigentlich nur gegenüber Gott denkbar ist. Wir haben hier eine Art von Menschenvergötterung vor uns. Das führt uns wiederum hinein in die durch Rudolf Steiner begründete Anthroposophie. Ich war Zuschauer und Zuhörer Rudolf Steiners, als er im Goetheanum redete, nie mals aber irgendwie dessen Anhänger. Was ich sah und wahrnahm, glich vollkommen der Verehrung, wie sie innerhalb des chassidischen Judentums dem Zaddik entgegengebracht wird. Wir werden auch an die Art und Weise der «Christlichen Wissenschaft» erinnert. Die führenden Persönlichkeiten in ihr sind durchaus notwendige Mittlerpersönlichkeiten. Auch sie werden in allen Schwierigkeiten um Rat gefragt, und zwar nicht nur in bezug auf Leibesnöte und Krankheiten, sondern, genau so wie der Zaddik, auch in Geschäften, in Heiratsfragen und alle dem, was es dem Glaubenden wünschenswert macht, die Verantwortung von anderer Seite her sich zusprechen zu lassen, damit er selber entlastet sei. Diese Aehnlichkeiten sind darum nicht erstaunlich, weil die chassidische Denkweise über die ganze Welt zerstreut ist. Man denke nur an die mehr als drei Millionen Ostjuden, die im Laufe von vier Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aus Osteuropa durch unsere Länder hindurch nach Amerika auswanderten. Nicht wenige von ihnen blieben doch auch in anderen Ländern Europas hängen. Ausserdem stehen Anthroposophie und «Christliche Wissenchaft» dem Judentum durchaus offen. Beide gehören weder zur katholischen Kirche noch zu den Kirchen der Reformation, sondern sind Mischreligionen und dadurch Teiche, in dem sich jüdisches Abwasser ungestört ergiessen kann. Sie sind selbstverständlich nicht Judentum, aber beide haben jüdische Einschläge, ob wissentlich oder unwissentlich, steht mir nicht zu, zu entscheiden.



IV.

OSTJUDEN UND WESTJUDEN

21. Verschiedene Stämme

Wer mit der Sprache und mit den Erzählungen der Heiligen Schrift vertraut ist, weiss, dass das Volk Israel aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt war. Grundlegend waren die Namen der Söhne Jakobs (1. Mos. 49 und Jos. 13—22).[154]) Der Aufbau des ganzen Volkes bleibt denn auch stark bestimmt durch Eigenart und Eigenwillen dieser Stämme. Sie erlangen auch politische Einzelbedeutung, so im Benjaminiten Saul, dem ersten König, und erst recht in der glanzvollen Erscheinung des Königs David aus dem Stamme Juda. Daneben bleibt dem Stamm Levi das Vorrecht des Priestertums und des Tempeldienstes durch die «Leviten» vorbehalten. Hier gilt besonders Aaron, der Bruder Moses, als der hochverehrte Stammvater. Für jemanden, dem diese Dinge durchaus fremd sind, erscheint deren Nennung wertlos. Wer aber das Gespräch zwischen Judentum und Christentum durch die Jahrhunderte verfolgt, weiss, wie bedeutsam scheinbare Nebendinge sind. Wir lesen im Hebräerbrief (7, 11—17): «Wenn es nun Vollendung durch das levitische Priestertum gäbe, wozu wäre dann noch nötig, dass ein andrer nach der Weise Melchisedeks (1. Mos. 14, 18) zum Priester bestellt und dass er nicht Priester nach der Weise Aarons genannt wurde? Denn wenn das Priestertum wechselt, vollzieht sich mit Notwendigkeit auch ein Wechsel des Gesetzes. Der nämlich, über den dies gesagt wird, gehörte zu einem andern Stamm, aus dem keiner des Altars warten durfte; denn es ist offenkundig, dass unser Herr aus Juda hervorgegangen ist... Denn es wird über ihn bezeugt: Du bist Priester in Ewigkeit nach der Weise Melchisedeks.» Wenn die christliche Kirche bezeugt, Jesus Christus sei der Priester, der alleinige Hohepriester in Ewigkeit, so ist damit die Priesterordnung des Stammes Levi zerbrochen und ersetzt durch die Erwählung des Stammes Juda. Damit wird der Stolz aller der jüdischen Familien getroffen, welche von Priestern abstammen und daher die

Amtsbezeichnung Priester = Kohen (Kohn) als Familiennamen geerbt haben.

Das Judentum kennt aber nicht nur seine Stämme, sondern auch, wenigstens in kultivierten und geistig regsamen Kreisen, den eigenen Stammbaum bis weit zurück in graue Vorzeiten. Isaak Abravanel (1437 bis 1508), ein hochgebildeter, einflussreicher Jude am portugiesischen Hofe, der dann allerdings mit dem Regierungsantritt König Juans II. zur Flucht genötigt wurde und alles verlor, kannte seinen lückenlosen Stammbaum bis auf König David.[155]) Der in seinem Volk und im Glauben desselben verwurzelte Jude achtet auf seinen Stammbaum, weil das für ihn die heilige Wurzel seiner Persönlichkeit und seiner Familie ist. Umgekehrt wird dann der entwurzelte Jude sich bemühen, nicht nur seine persönliche Abstammung und Vergangenheit zu verwischen, sondern alle Stammbaumforschungen für wertlose Bemühungen zu erklären oder dergleichen Erscheinungen zu bewitzeln. Was er für sich nicht will, soll der andere auch nicht haben.

Dass sich die Ernennung der zwölf Apostel durch den Herrn Jesus Christus auf die zwölf Stämme des Volkes Israel bezieht, geht aus dem Zeugnis des Neuen Testamentes deutlich hervor. Die Zwölf werden feierlich erwählt und in ihr Apostelamt eingesetzt (Mat. 10, 1—5). Der Herr sendet sie nicht zu den Heiden aus, sondern zu den verlorenen Schafen Israels. Die Lücke, die durch den Verrat und den Tod des Judas Ischariot in die Zwölfzahl gerissen ist, wird durch Matthias ausgefüllt (Apg. 1, 26). So sind die Apostel des Neuen Bundes die eigentlichen Stammväter des Israel, das an den Messias Jesus Christus glaubt. Die christliche Kirche ruht nicht auf der Stammesordnung Israels, sondern auf dem apostolischen Zeugnis.

Wenn wir nun in den folgenden Abschnitten auch von gewissen Stämmen des Judenvolkes zu reden haben, also von den Ost- und von den Westjuden, so hat das mit dem bisher Gesagten keinen eigentlichen Zusammenhang. Es geschieht vielmehr im Interesse einer geschichtlichen Gruppierung. Man kann viele Erscheinungen der Judengeschichte und besonders das Verhalten der Juden in der neueren Zeit nur dann recht beurteilen, wenn man das Nötige über diese beiden Hauptzweige weiss. Dass in beiden die alte Stammesordnung, soll ich sagen: unterirdisch, weitergeht, versteht sich von selbst. Sie hat aber keinen Zusammenhang mit der Geschichte der genannten Hauptzweige. Ferner ist auch zu beachten, dass sich ausser den Ost- und Westjuden noch zahlreiche Absprengsel der Juden weit herum in der Welt vorfinden. Es gibt schwarze Juden in Indien. Es gibt die Lawambu-Juden an der Loangoküste in Afrika. Die Fallascha-Juden in Abessinien wurden in unsern Gegenden bekannt durch die Mission, welche durch

Martin Flad (geb. 1831) in heldenhafter Aufopferung und höchster politischer Dramatik gewagt wurde. Die Fallascha sind wahrscheinlich stammesmässig keine Juden, aber ihr Glaube gehört entschieden zum Judentum. Sie haben die Thora und die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes, während ihnen die Propheten durchaus unbekannt geblieben sind. Sie verehrten und verehren noch eine Art von Sonnengöttin unter dem Namen Sabbaths Sanbat; haben also gewisse Heidentumsbestandteile aus den Tagen der alten Propheten mitgenommen, oder mitbekommen. Man lese nach: Jer. 7, 18 und 44, 17 und 25. Den Talmud kennen die Fallascha nicht.[156])

Nicht vergessen seien auch die Trümmer des jüdischen Volkes in Nordafrika, bekannt unter dem Namen «Mograbim». Sie wohnen in Marokko, Algier und Tunis und haben in den Spannungen zwischen den christlichen Völkern in Spanien und Italien einerseits und den dort wohnenden Juden anderseits, eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Wie viele tausend Juden flohen durch jene Länder im Lauf der Jahrhunderte. Da fanden sie immerhin Stammesgenossen, die, wenn sie es ehrlich mit ihnen meinten, ihnen weiterhelfen oder doch wenigstens ein gutes Wort bei den mohammedanischen Behörden für sie einlegen konnten.[157])

22. Die askenazischen Juden

Was man so gemeinhin in Mitteleuropa von Juden zu kennen meint, bezieht sich fast durchgehend auf den Stamm, der den Namen askenazische Juden trägt. Die Bezeichnung «askenazisch» ist der Bibelstelle 1. Mos. 10, 3 entnommen. Dort wird ein Sohn Gomers «Askenas» benannt. Der Name Askenas bedeutet den jüdischen Auslegern: fremdes Volk. Die späteren Schriftgelehrten haben dann diesen Namen im besonderen verwendet, um die in Mittel- und Osteuropa lebenden Juden zu kennzeichnen. Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wollte man auf die dramatische und auch tragische Geschichte dieses Zweiges des Volkes Israel, deren dunkelste Blätter in unserer Gegenwart mit Strömen von Judenblut geschrieben werden, ausführlich behandeln. Jede Geschichte des jüdischen Volkes gibt hierüber reichlichst Auskunft.[158]) Da ich meine Aufgabe lediglich darin sehe, eine Wegleitung durch die gesamte Judenfrage zu geben, werden geschichtliche Daten der askenazischen Schicksale da und dort, wo sie gerade nötig sind, auftauchen, um das betreffende Problem zu erhellen und einer richtigen Beurteilung nachzuhelfen.

Hier haben wir einfach von der Vertreibung der Juden aus den Ländern Mitteleuropas nach dem Osten auszugehen.

Im Blick auf die staatliche Buntscheckigkeit der europäischen Karte und Geschichte handelte es sich hierbei um Bewegungen und Wanderungen durch etwa zwei Jahrhunderte. Es hält aber schwer, hier genaue Sicht zu erhalten, weil man wohl die Daten der Austreibungen aus verschiedenen Städten und Landschaften kennt, aber im einzelnen nur selten nachkontrollieren kann, wohin sich die Hunderte und Tausende von Juden verzogen haben. Wie es den Juden in der Schweiz erging, lasse ich in diesem Kapitel weg, will aber in einem späteren Kapitel das Versäumte nachholen.

Der Grund der Vertreibungen aus unseren mitteleuropäischen Gegenden lag im Niedergang des Adels und im Aufstieg des städtischen Bürgertums. Was die Juden lange als Monopol betrieben — fast könnte man sagen: betreiben mussten —, die Finanzierung der feudalen Ansprüche des Adels um jeden Preis, übernahmen gern die reich und stark gewordenen Städte — also sagen wir, um nur ein Beispiel von vielen zu nennen: Ulm —, weil sie erkannten, dass durch diese Geschäfte der gesamte Adelsbesitz in ihre Hand falle. Im Jahre 1384 gestattet der Rat von Bern seinen Burgern, Geldgeschäfte zu betätigen. Dementsprechend wurden 1392 die Juden aus der Stadt vertrieben.[159]) Man darf also nicht ohne weiteres die furchtbare Pestepidemie der Jahre 1347—1350 als Hauptursache der Ausstossung ansehen. Gewiss, man warf damals den Juden Brunnenvergiftung vor, man wollte auch zum Beispiel in Zofingen beobachtet haben, dass die Juden der Seuche weit weniger als die Christen erlagen.[160]) Vielmehr war die Beschuldigung willkommener Vorwand, um sich seiner Gläubiger auf einfachste Weise zu entledigen. In jenen Zeiten erlitten die Judengemeinden dem Rhein entlang, in Strassburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln, aber auch in Frankfurt und in Nürnberg, ihre Vernichtung. Es konnten nur wenige fliehen, die Mehrzahl wurde getötet. In der Stadt Basel kam das Unglück am 9. Januar 1349 über die Judengemeinde. Der Chronist berichtet: «Also wurden die Juden in ein Ow des Rheins (eine kleine Insel gegenüber dem St. Albankloster) in ein hölzin Häuslin zusammengestossen und jämmerlich im Rauch versticket. Viel junge Kinder wurden vom Feuer errettet und wider ihrer Eltern Willen getauft. Ihre Begräbnusse zwischen Gnadental und St. Petersplatz wurden zerstört, die aufgerichteten Grabstein mit den hebräischen Epitaphien nachmalen zermetzet und die Maur des inneren Stadtgrabens damit bedeckt.»[161]) Es scheint, dass mancherorts Kinder und schwangere Frauen vor dem Tode bewahrt wurden. Was aus diesen zwangsgetauften Judenkindern durch die vielen Städte hinab am Rhein geschah, erzählt kein Bericht. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie in christliche Familien bedenkenlos aufgenommen worden sind und sich so innerhalb derselben fortgepflanzt haben.

Die Austreibung der Juden aus deutschen Gebieten fällt in die Zeit zwischen 1400 und 1500. Die Reste der rheinischen Gemeinden flüchteten zunächst nach Schlesien; bayrische Juden kamen nach Böhmen und Oesterreich. Die Juden aus Mecklenburg und Brandenburg landeten in Prag, zum Teil aber auch bereits in Polen. In der Zeit von 1564—1618 waren Prag und Wien ausgesprochene Zentren dieses Flüchtlingsstromes, dessen Glieder hier wieder zu einem gewissen Aufstieg gelangten. Von 1506 an war es aber ganz besonders Polen, dem alles zufloss, was Schutz und Möglichkeit einer neuen Existenz suchte. Die Juden hatten unter Alexander Witowt, Fürst zu Litauen, die Gleichberechtigung mit den andern Bürgern des Landes erhalten. So war es nicht erstaunlich, dass alles, was irgendwie konnte, dorthin strebte. Freilich wurde ihre Handelsfreiheit bereits 1538 eingeschränkt. Ein Jahr hernach machte man sie zu Kammerknechten des Königs und des Adels; 1566 kam für die Juden der Ausschluss von den Aemtern; 1578 fing man an, ihnen bestimmte Städte zu verbieten; 1664 schlossen ihnen die Zünfte ihre Tore, und 1807 wurde diese zunehmende Einschränkung zum Abschluss gebracht, indem man sie völlig entrechtete. Das ist der äussere Rahmen der Geschichte der polnischen Juden.[162])

Die Entstehung des Typus, den man den polnischen Juden heisst, ist zum einen Teil erklärlich aus der Wirkung dieser äusseren Rechtsentwicklung, anderseits aus dem Umstand, dass Polen kein Bürgertum, also keinen Mittelstand im europäischen Sinne hatte. So waren denn ungezählte Tausende von Juden zwischen stolzem Adel und proletarisierten Bauernmassen eingeklemmt, ein Volk, das ausschliesslich Handel trieb und Handel treiben musste, ein Volk, dessen Lebensweise weithin durchaus armselig, proletarisch und denkbar ungesichert war, aber immerhin ein Volk des Bundes, des Gesetzes und der verborgenen Weisheit. Denn darüber muss sich der Aussenstehende im klaren sein: an Geistigkeit hat es diesem Volk nie gefehlt; im Gegenteil entwickelte sich gerade hier die jüdische Lebendigkeit zu besonderer Eigenart und zu unheimlicher Virtuosität. Wenn auch die Armut noch so sehr drückte, wenn eine Judenfamilie ständig unter der Pein des Mangels, ja der Schulden seufzte, der Sabbath wurde dennoch als Königin aller Tage gefeiert. Waren die Sabbathsleuchter samt den Sabbathsröcken auch verpfändet, der jüdische Geldverleiher gab jeden Freitag diese Pfänder heraus, um sie nach Beendigung des Sabbaths wieder in Verwahrung zu nehmen.[163])

So wurden im Laufe der Zeiten in den Gegenden von Osteuropa, also im westlichen Russland, in den baltischen Provinzen, in Polen, Galizien und in den östlichsten Teilen von Oesterreich mehrere Millionen Juden, die grösstenteils aus den alten deutschen Judengemeinden stammten, zusammengeballt. Da der Familiensinn bei frommen Juden stark und

zielsicher ist und weil das Geborenwerden von Kindern bei diesem Volk als wesentlicher Teil des Glaubenszeugnisses gilt, vermehrten sich diese jüdischen Volksmassen bedeutsam. Zur Zeit des ersten Weltkrieges kann man die Zahl der osteuropäischen Judenheit auf annähernd 7 Millionen schätzen. In dieses Judenreservoir schlug dann der Krieg solche Breschen, dass sich der Strom nach allen Seiten hin ergoss: ins russische Reich, wovon später zu reden sein wird, besonders aber nach Oesterreich und in überaus starkem Masse nach Deutschland. Es vollzog sich auch eine der mächtigsten Völkerwanderungen der Geschichte, indem wahrscheinlich 3 Millionen Juden nach den Vereinigten Staaten auswanderten, alles osteuropäische Juden, Talmudisten, Chassiden, aber auch viele Freidenker, nicht wenige auch als getaufte Christen. Diese Probleme werden wir später genauer untersuchen müssen.

23. Haartracht und Kleidersitte

Es mag übertrieben und gesucht erscheinen, über die Haartracht und über Kleiderfragen der östlichen Juden auch nur ein Wort zu verlieren. Wandert eine Familie aus Galizien aus und landet vorerst auf dem Weg über Wien in Zürich, später in Paris und zuletzt in New York, so werden Vater, Mutter und Kinder doch in nicht zu langer Frist genau so frisiert und gekleidet sein wie ihre Umgebung. Zugestanden! Aber diese polnischen Juden werden diese Verwandlung doch meistens mit einer gewissen Gezwungenheit vollziehen, mit einem übertriebenem Akzent. Die Art, wie das Ja zur neuen Umgebung gegeben wird, verrät irgendwie doch auch noch das Nein zur Eigenart der Vergangenheit, zu einer Vergangenheit, welche durch ein paar Jahrhunderte strengste, fromme Tradition dieser Familie war. Diese Ueberlegung ist für mich auch ein wesentlicher Grund, um dessentwillen ich zum Teil eine Art von Judentumskunde darzubieten versuche, weil doch das Einst auf der ganzen Linie auf die Art eingewirkt hat, wie der Jude sein Jetzt und Heute formt, beurteilt und vertritt. Die Gezwungenheit des Anders-sein-Wollens riecht nach polnischer Ghettoluft. Was ich damit sage, ist in keiner Weise ein antisemitisches Urteil, sondern einfach eine gesellschaftskritische Feststellung.

Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit des ersten Zionistenkongresses in Basel im Jahre 1897. Noch sehe ich die fremden Gestalten in merkwürdig feierlichen Gewändern, die Männergesichter mit den dunklen Augen und den schwarzen Bärten und das Bild Theodor Herzls, welches da und dort in einem Schaufenster zu sehen war. Diese rätselschwere Welt er-

regte meine Phantasie und meinen Wissensdurst. Die Haartracht des frommen Juden ist nach seiner Ueberzeugung biblisch geregelt. «Ihr sollt den Rand eures Haupthaares nicht rundum abscheren, auch sollst du den Rand deines Bartes nicht stutzen» (3. Mos. 19, Vers 27). Auf Grund dieser Bibelstelle duldet der Jude weder die Verwendung des Rasiermessers für sein Haupthaar noch den Versuch, durch Schaben dem Wachstum desselben Einhalt zu tun. Nur die Schere ist gestattet. Die Ostjuden haben dann ihrerseits ein weiteres Gebot hinzugefügt, indem sie sich rechts und links vom Gesicht Locken wachsen liessen.[164]) Bei Chassiden kam es aber vor, dass ein besonders Frommer seinem Bartwuchs überhaupt nie Einhalt gebot und so genötigt war, dessen Enden in seinen Gürtel zu stecken.[165]) So kam der Judenbart zur Ehre eines echt jüdischen Erkennungszeichens, unter Umständen freilich auch zu einem staatlich erzwungenen. Friedrich der Grosse von Preussen verordnete in seinem stark judenfeindlichen Judenreglement vom Jahre 1750, welches dann dreizehn Jahre hernach noch verschärft wurde, dass alle verheirateten Juden in seinem Lande Bärte tragen müssten. Als einer seiner reichen Juden um Befreiung von diesem Bartzwang bat, eine Bitte, die verständlich genug war in einer Gesellschaft, deren Herren nach dem Vorbild ihres Fürsten sich rasieren liessen, erhielt er einen abschlägigen Bescheid. Mirabeau, welcher im Todesjahr Friedrichs 1786 Berlin besuchte, nannte dieses Gesetz: loi digne d'un canibale.[166])

Auch die Haartracht der osteuropäischen Frauen ist geregelt, freilich nicht durch eine Bibelstelle, aber durch eine Weisung der Mischna (Ketobot 7, 6). Frauen sollen, wenn sie ausgehen, ihr Haar bedeckt halten. In Befolgung dieser Regel trugen die Mädchen bis zur Verheiratung ihr Haar ohne Bedeckung, die verheirateten Frauen aber legten sich Perücken auf. Sie mussten also ihre natürlichen Haare kurz halten, damit das Aufsetzen der Perücke überhaupt möglich war.[167]) Der christliche Leser wird erinnert an die Bibelstelle 1. Kor. 11, 10: «Deshalb soll die Frau eine Macht auf dem Haupte haben um der Engel willen.» Ob damit ein Schleier oder etwas Perückenartiges gemeint sei, wird schwerlich festzustellen sein. Wahrscheinlich erklärt sich auch aus dieser Bibelstelle die in unserm Volk allgemeine Sitte früherer Zeit, dass die Frauen Häubchen trugen und jedenfalls in bestandeneren Jahren ihr Haupthaar nie unbedeckt zeigten.

Die Kleidertracht der osteuropäischen Judenschaft zeigt offenkundig den Charakter der Kleidung aus ihrer deutschen Vergangenheit: ein kaftanartiges Gewand mit Gürtel, beides mehr oder weniger geschmückt. Die Juden nahmen also Sitten ihrer rheinischen Heimat in den Osten mit und hielten an ihnen in zähester Weise fest. Ja, ihre Tracht, die wir

fälschlicherweise für russisch halten, wurde ihnen zu einem Symbol ihrer Glaubenstreue. Durch das ganze letzte Jahrhundert verabscheute man in jedem frommen Judenhause «die deutsche Kleidung», die unverhüllten Hosenbeine und die kurze Joppe. Wie mancher Judenjunge, der in der Schule seinen andersgekleideten Kameraden gleichen wollte, musste mit den Eltern wegen der Länge seines Röckleins einen harten Kampf ausfechten! Zumal wenn Vater oder Mutter den Ehrgeiz hegten, aus ihm einen Rabbi zu machen, dessen langes faltiges Gewand nur schon äusserlich nach Heiligkeit und Geistigkeit roch. Hier spielte sich manche Jugendtragödie ab, von der man in unseren Gegenden keine Ahnung hat.[168])

Wenn nun aber der Jude auch hier den Schnitt zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit vollzieht, wenn ihm das Wegwerfen seiner Tracht zu einem Symbol der Absage vielleicht nicht nur an den Glauben seiner Väter, sondern überhaupt jeglicher Religion wird, dann liegt die Gefahr für ihn nahe, das grundsätzliche Gegenteil der Tracht, nämlich die jeweilige Mode, mit der ganzen Leidenschaft seines Geistes zu wollen und zu fördern. Weil er seine Tracht als Schande, als furchtbare Erinnerung an seine Vergangenheit empfindet, wird er, ausser es leiten ihn geschäftliche Interessen, eine Abneigung wider jegliche Tracht haben. Ist es nur ein zufälliges Zusammentreffen, dass das Verschwinden der Trachten in den Ländern, die in die Ideenwelt der französischen Revolution eingetaucht wurden, parallel läuft mit dem Kampf um die Gleichberechtigung der Juden mit den andern Bürgern? Damit seine Besonderheit verschwinde, musste der Jude kämpfen für das Allgemeine, das heisst in diesem Falle: für gleiche Kleidung aller Stände, gegen die Würde der Amtstracht und die Zeitlosigkeit der Volkstracht. So wurde er, treulich sekundiert von Geschäftsleuten seines Wirtsvolkes, bewusst ein Vorkämpfer für die ewig wechselnde Mode in der Kleidung. Der Jude wollte sich selber vergessen, und er begehrte in seiner geheimnisvollen Eigenart nicht mehr gesehen zu werden.

24. Der Jargon

Die Ostjuden haben nicht nur ihre Tracht und die Erinnerung an eine bedeutsame Vergangenheit aus ihrer mitteleuropäischen Heimat in die Fremde Osteuropas mitgenommen, sondern auch zwei Sprachen: das Hebräische und das Deutsche der damaligen Zeit, also der Zeit zwischen 1400 und 1500. Das Hebräische war und ist, sofern die Juden ihren Ueberlieferungen treu bleiben, ihre gottesdienstliche Sprache. Dass die Sprache des Himmels hebräisch sei, steht dem frommen Juden auf

Grund seiner biblischen Welt ausser Zweifel. So war denn auch durch längste Zeiträume diese Sprache, genau so wie das Gesetz, geheiligtes Vorrecht des Bundesvolkes, jedoch nicht für die Fremden. Für die Eigenen aber war sie Ehre vor Gott, in welcher die Erwähltheit betend hörbar wurde, und Möglichkeit eines von Fremden unbelauschten und unleserlichen Verkehrs mit den eigenen Volksgenossen. Zur Zeit eines Reuchlin und der Reformatoren war es keine einfache Sache, sich in die Geheimnisse des Hebräischen einführen zu lassen.

Nun aber haben die Juden auch das Deutsch des Spätmittelalters richtig exportiert und hier wenigstens zum Teil konserviert, genau nach den Regeln von Auswanderern, welche den Sprachtypus aus der Zeit ihres Wegzuges mitnehmen und zäh festhalten, fast möchte man sagen: mumifizieren, während in der alten Heimat die dort zurückgelassene Sprachform weiterlebt und im Laufe der Zeiten wesentlich anderen Klang und neue Wortbildungen annimmt. Nun aber wurde das Judendeutsch mit hebräischen Wörtern vermischt, es wurde auch von der hebräischen Sprachseele durchhaucht, es bekam den Klang und Tonfall des jüdischen Betens. Hinzu kamen allerlei Zuschüsse aus dem Slawischen und aus anderen Sprachen östlicher Gegenden. Etliche Ausdrücke sind aber im Laufe des 19. Jahrhunderts auch wieder zurückgekommen. Jedermann unter uns weiss, was die Worte bedeuten: Pleite, Ramsch, Kaffer, Spiesser, schnodderig. Sie stammen alle aus dem Jidischen oder, wie man gemeinhin sagt, aus dem Jargon. Wer sie verwendet, «mauschelt» wie ein Jude.

Damit aber unser Horizont die richtige Ausdehnung bekommt, müssen wir auch wissen, dass die Juden überall auch noch ihre Mischsprachen gebildet haben. Es gibt ein Jüdisch-Französisch, ein Jüdisch-Italienisch, vor allem aber ein Jüdisch-Spanisch. Diese letztere Mischsprache trägt den Namen Ladina. Sie ist das Erkennungszeichen der aus Spanien ausgewanderten sephardischen Juden in Saloniki und in Konstantinopel.[169])

Damit der Leser eine Ahnung dieses Jargons erhalte, falls er ihn noch nie aus dem Mund eines Juden vernommen hat, setze ich eine Uebersetzung aus dem Psalm 1, 1—3 hin. Die Uebersetzerin war Rosel Fischels in Krakau ums Jahr 1586.[170])

Zürcher Uebersetzung:	Jargon:
Wohl dem Manne, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen,	Wol dem man, der nit in der Reschoim (Frevler) rat geht, un in
noch tritt auf den Weg der Sünder,	weg der sünder nit er stet, in
noch sitzt im Kreise der Spötter,	gesess der speter nit er sizt,

Zürcher Uebersetzung:	Jargon:
sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn und über sein Gesetz sinnt Tag und Nacht.	neiert auf recht der Thora gibt er sein sin un wiz. Die recht Thora hält er in grosser acht, da ihnen lernt er Tag und Nacht.
Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und dessen Blätter nicht verwelken, und alles, was er tut, gerät ihm wohl.	Der selbig wert sein as ein baum der vun wasser nit stet weit, welcher sein ops gibt in seiner zeit. Sein blat werd nit vor valben und werden truken. Alles was er tut wert im got begliken.

Hören wir ein Beispiel aus neuerer Zeit. Selbstverständlich ist der Jargon auch Zeitungs- und Buchsprache. Wenn eben die Hälfte der Ostjuden dieses Idiom redet, so muss man auch in demselben zu ihm sprechen können und wollen. «Zu jener zait, wenn (als) der Bes ha-Mikdasch (Tempel) is noch gestannen, un di Jiden senen (sind) taki (slawisch = wirklich) noch gewen (gewesen) an (eine) emesse (wahrhaftige) Meluche (Königsherrschaft), un Goles (Exil) is gornid gewen wi heint (heute).» Oder aus einem Artikel des Jahres 1916 aus dem «Lemberger Tagblatt»: «denn die judische sprach wert sunem gressten teil fun der judischer befelwerung betracht als a religieze masora (Ueberlieferung), ja als a teil fun der religie allein.»[171])

Es sei mir gestattet, einen kleinen Vergleich zu ziehen zwischen Worten des Jargon und dem Basler Dialekt. Die Klangähnlichkeit würde beweisen, dass man auf beiden Seiten über einer gewissen ursprünglichen Reinheit der Lokalsprache gewacht hat, die Basler um ihrer Eigenart willen unter Abwehr gegen unerwünschte fremde Spracheinflüsse, und die Ostjuden, weil sie die von ihnen aus dem Oberrheinischen mitgenommene Sprache mumifizierten.

Jargon, Basler Dialekt, Schriftdeutsch:

eich - eich - euch / hecher - hecher - höher / derfer - Derfer - Dörfer behmen - Behme - Böhmen / unglikk - Ungligg - Unglück / glezer - Gleser - Gläser / techter - Dechter - Töchter / stedt - Stedt - Städte / merkwirdig - merkwirdig - merkwürdig / leffel - Leffel - Löffel / sokkelt - jogglet - schaukelt oder wackelt / birger - Birger - Bürger / zukinftig - zuekinftig - zukünftig / felker - Velker - Völker / awek - ewägg - fort / Keenig - Kenig - König / Laim - laim und Lett - Lehm / fiess - Fiess - Füsse.[172])

Damit aber meiner Vaterstadt um dieses bescheidenen Hinweises willen nicht irgendein jüdisches Gerüchlein nachgesagt werde, bringe ich noch eine erweiterte Liste von Jargon-Ausdrücken zu den wenigen Proben am Anfang dieses Kapitels, damit jeder Leser erkenne, wie sehr er unter Umständen den Mund selber voll hat von dergleichen.

Meschugge - Verwirrter / schofel - niedrig / Ganeff - Dieb / Moos - Geld / Mies - Verachtetes / Miesmacher - Nachrichtenmacher / schäkern - lügenhaftes Benehmen / ausbaldowern - auskundschaften / Schmiere stehen - Wache halten / Schlehmihl - jemand, der Pech hat / Nebbich - nicht bei euch.[173])

Und nun versetze man sich in die Lage von aber Tausenden von Ostjuden, wenn sie innert nützlicher Frist wirkliches Schriftdeutsch erlernen sollen. Sie beten Hebräisch, sie reden Jargon, dazu kommt noch Polnisch und Russisch. Da muss es uns nicht verwundern, wenn der Jargon-Tonfall und wenn die vom Hebräischen hergenommenen Sprachregeln im Jargon durch Jahre hindurch mitschwingen, besonders in Augenblicken der Erregung oder der unkontrollierten Gemütlichkeit. Die Anpassung auf diesem Gebiet ist wahrlich nicht so einfach. Erst derjenige ermisst ihr tiefes Gewicht, welcher diese Sprachprobleme genau erwägt.

25. Die sephardischen Juden

Der andere Zweig des jüdischen Volkes, von Judenfeinden meist weniger beachtet, in seiner kulturellen Entwicklung jedoch entschieden interessanter und einflussreicher als der askenazische, hat Spanien zum Wurzelboden. Die Rabbinen nannten das Land Spanien «Sefarad». Dieser Name ging auf die Juden in diesem Lande über, man nennt sie sephardische Juden. Dass sich die Rassenforschung und die kulturelle und sonstige Rassenschnüffelei mit Wollust auf die Probleme dieser verschiedenen Volkszweige des Judentums warf, kann man sich denken. Man wollte entdeckt haben, die Askenazim hätten Rundschädel und die Sephardim Langschädel. Man meinte, nur die spanischen Juden seien wirkliche Semiten, während die deutschen der germanischen Rasse zugezählt werden müssten. Dazu kam noch die grosse Not mit den blauen Augen und den blonden Haaren, indem durchgehend 10—13 Prozent der Juden diese Merkmale aufweisen. Was aus diesem grossen Wirrwarr, der nur zu stark mit Urteilen aufgefüllt und vergiftet ist, die unsachlich und vorgefasst sind, hervorgeht, ist ungefähr folgendes: Spricht man die Araber als Semiten an, so haben die Semiten Langschädel und dementsprechende Nasen. Beide Stämme der Juden, derjenige im Osten und

der spanische, sind kurzschädlige Typen. Die Juden als reine Semiten anzusprechen, ist darum kaum zulässig. Ein Antisemit ist, wenn man das Wort presst, ein Gegner der Araber. Das haben die Araber, die in diesen Dingen sehr feinhörig sind, immer so gehört. Antisemitisches Kriegsgeschrei in Europa kann darum in Gegenden und unter Menschenstämmen Folgen haben, die man nicht bedenkt. Man meinte den Juden, aber man schlug den Araber. Anderseits sind beide Judenstämme, die Ostjuden und die Westjuden, durchweg gleichartig. Sie sind gleichartig und in sich eigenartig. Aber die Besonderheit des jüdischen Volkes wird je und je nicht erfasst, wenn man ihr von der Seite der Rasse her beikommen will. Der mühsamere Weg, den wir uns bahnen, um die Eigenart dieses Volkes zu enträtseln, ist sicher der richtige Weg. Wer bis dahin mitgekommen ist, möge es sich nicht verdriessen lassen, weiterhin mitzulaufen und bis zum Ende durchzuhalten. Denn es müssen noch viel komplizierte Schlösser geöffnet werden, bis endlich alle Türen offen stehen und bis man die hinterste Ecke und das innerste Heiligtum durchleuchtet hat.[174])

Um die sephardischen Juden in ihrer Besonderheit zu erkennen, nehmen wir unsern Ausgangspunkt im Jahre 712, beim Einzug der Mohammedaner-Araber in Toledo. Ob die Juden den Moslem die Tore geöffnet haben, ist möglich, genau weiss man es nicht. Waren sie jahrzehntelang gequält und unterdrückt und mit Gewalt getauft worden, was Wunder, wenn sie die Araber als Befreier begrüssten! Nun folgten sechs Jahrhunderte des Friedens, des Wohlstandes, des kulturellen und des wissenschaftlichen Aufstieges für die Juden im maurischen Spanien. Mit den Mauren verband sie die Ablehnung jeglichen Bilderdienstes, die Ablehnung des Neuen Testamentes und der Glaube an den einen Gott. Beide Kulturträger waren auch in ihren Wurzeln dem Orient zugekehrt, und so kam eine jüdisch-arabische Kulturblüte hervor, welche in ihrem Glanz kaum überschätzt werden kann. Kalif Hakim veranlasste eine Uebersetzung der Mischna ins Arabische. Judengemeinden blühten nicht nur im Reich Granada auf, sondern auch im christlichen Teil Spaniens, ja bis tief hinein nach Südfrankreich. Dass diese Blüte sehr stark mit den finanziellen Vorrechten der Juden und ihrer Steuerfähigkeit zusammenhing, werden wir später näher untersuchen müssen. Und wie es zu gehen pflegt, wenn Friede im Lande ist, blühen Kunst und Wissenschaft. Vom jüdischen Philosophen Maimonides haben wir bereits vernommen. Er lebte zwischen 1135 und 1204 in Cordova, sein Grab liegt jedoch in Tiberias im Heiligen Lande. Maimonides hat aristotelische Gedanken auf die jüdische Glaubenshaltung übertragen und wurde darum von den strengeren Talmudisten heftig bekämpft. Aber es scheint, dass seine dreizehn Glaubensartikel im Laufe der Jahrhunderte doch gesiegt

haben und im allgemeinen zur Grundlage jeder jüdischen Glaubenslehre geworden sind. Ich gebe in Kürze einen Ueberblick über diese dreizehn Artikel des Rabbi Mose ben Maimon.

1. Die ursachlose Existenz Gottes.
2. Die Einheit Gottes.
3. Die Unkörperlichkeit Gottes.
4. Die Ewigkeit Gottes.
5. Gott ist allein anbetungswürdig, kein anderes Wesen, auch kein Engel.
6. Gott hat das Prophetentum mit besonderer Erkenntnis eingesetzt.
7. Mose war der grösste Prophet.
8. Thora und Ueberlieferung sind göttlichen Ursprungs.
9. Beide sind unversehrt.
10. Gott kennt Gedanken und Taten der Menschen.
11. Gott belohnt die Gesetzeserfüller und straft die Uebertreter.
12. Einst kommt der Messias aus Davids Stamm in Weisheit und Macht.
13. Die Toten werden wieder zum Leben kommen. Die Seele ist unsterblich.

Es ist gut, wenn man auch unter Christen diese Artikel, die ich gekürzt wiedergegeben habe, kennt, damit man sich beim Gespräch mit Juden unnötiger Illusionen entschlage, indem man weiss, wo die Grenze und damit die Front ist.[175]) Einen grossen Namen machte sich auch der jüdische Dichter Jehuda Halevi, der zwischen 1080 und 1145 ebenfalls in Cordova lebte und auf der Reise nach Palästina starb. Er wurde berühmt durch seine religionsphilosophische Dichtung Kusari, ein fingiertes Glaubensgespräch zwischen einem jüdischen Gelehrten und dem Haupt des tatarischen Volkes der Chasaren in Südrussland, dessen Fürst etwa um 740 mit seinem Volk zum Judentum übertrat.[176])

Wie stark die Stellung der spanischen Juden gegen das Ende dieser beispiellosen Blütezeit war, erhellt sich aus einer Schätzung, dass sie mit einer Million Glieder den Achtel der Bevölkerung ausmachten. Besonders in Aemtern der Finanzverwaltung mit ihrer ganzen Verästelung übten sie grosse Macht aus. Wir wollen auch nicht vergessen, dass sie durch Jahrhunderte hindurch beinahe ein Monopol der medizinischen Wissenschaft und hervorragenden medizinischen Könnens innehatten. Man mag bei irgendeinem Hofe anklopfen, ja auch in der päpstlichen Kurie, beinahe immer begegnet man einem jüdischen Leibarzt. Es würde sich eigentlich lohnen, die Geheimnisse der medizinischen Kenntnisse der damaligen Juden der Vergessenheit zu entreissen. Allein nun vollzog sich das, was sich in unheimlicher innerer Gesetzlichkeit je und je in der Geschichte des jüdischen Volkes wiederholt hat und was immer

wieder unfehlbar einzutreten pflegt. Die Juden missbrauchen ihre hohe einflussreiche Stellung. Sowohl ihr Luxus wie auch ihr arrogantes Wesen, verbunden mit den in ihren Händen vereinigten Machtbefugnissen, reizen das betreffende Land zur Gegenwehr. Es ist nicht einfach der Fanatismus, es ist auch nicht einfach die Intoleranz der Kirche, auch nicht der katholischen Kirche, welche die Verfolgungen auslösten, sondern die Haltung der Juden öffnete die Schleusen, durch die das Nein der anderen Volksteile und der christlichen Regenten durchbrechen konnte. Ich habe die feste Ueberzeugung, dass sich diese Tatsache aus den Geschichtsquellen Spaniens um 1350, aus den Zeugnissen unserer Vergangenheit zwischen 1300 und 1400 und aus der Zeit zwischen 1914—1933 herauslesen lässt. Machtmissbrauch erzeugt vergifteten Hass.

Der Sturm im christlichen Spanien brach etwa im Jahr 1391 los. Zuvor schon unterlagen die Juden gewissen Beschränkungen. Nicht wenige von ihnen hatten sich auch taufen lassen. Manche unter diesen in der Hoffnung, besonders auf der Leiter der katholischen Hierarchie emporzuklimmen, was auch durchaus möglich war. Ein Gesetz bestimmte, dass jüdisches Vermögen den jüdischen Nachkommen nicht zufalle, wenn ein Erbberechtigter Christ geworden sei, sondern diesem zukomme. Das Zeichen des Kampfes gab ein Pogrom, in dem die 30 000 Seelen zählende Gemeinde von Sevilla ausgelöscht wurde.[177]) Das Wort Pogrom stammt aus dem Russischen und heisst Verwüstung. Gemeint ist ein gewalttätiges Vorgehen innerhalb eines Volkes gegen einen bestimmten Volksteil in Form von Plünderung und Totschlag, wobei die amtlichen Organe meist entweder abwesend sind oder als Zuschauer ihre Billigung geben. Wer sich für die Einzelheiten des Kampfes wider das sephardische Judentum interessiert, möge sich in den betreffenden Abschnitten der Geschichtsbücher umsehen. Es gibt hier gute Einzeldarstellungen.[178]) Bei unserm Gang ist alles Geschichtliche, das herangezogen wird, immer nur Mittel zum Zweck. Wir wollen versuchen, überall und in jeder Erscheinung das Grundsätzliche zu erforschen und zu konstatieren, damit uns durch solche Erkenntnis der Weg durch die Dickichte und Sümpfe der Judenfrage ermöglicht werde. Die Tragödie der spanischen Juden stellt uns darum nicht einfach nur vor Geschehnisse, die in ihrer Härte ergreifend sind, sondern vor die sehr bedeutsame Erscheinung des Marranantums, ferner vor das Problem der Apostaten und ihrer Rolle innerhalb einer antisemitischen Welle und dann auch vor das weite Gebiet der Wanderungen der Sephardim und wie wir die Wirkung dieser Verpflanzung besonders wirtschaftsgeschichtlich zu deuten haben. Diese drei Probleme sollen nun in den folgenden Kapiteln behandelt werden.

26. Das Marranentum

Wir haben in einem früheren Abschnitt gehört, dass es dem Juden gestattet ist, in einer Lage, die seine Existenz gefährdet, nach aussen hin jegliche Gesetzesbeobachtung preiszugeben, um sich seinem Volk zu erhalten, indem im Grunde genommen seine Volkszugehörigkeit auch seine Glaubensgemeinschaft innerhalb des heiligen Bundes festlegte. Er zieht sich, wenn auch unter viel Not und Gewissensbeschwer, zurück auf eine innere und innerste Linie, macht aus seinem Bekennen eine Privatsache und kommt so zu einem Doppelleben. Hat er die Taufe unter Zwang und Drohung angenommen, so lebt er nach aussen wie ein Christ, im Falle der Sephardim als katholischer Christ, privat aber ist und bleibt er im Glauben ein Jude, ja vielleicht ein ernsterer und zäherer Jude als sein Stammesbruder, der in völliger Freiheit nach innen und nach aussen seines Glaubens leben darf. Dieses Doppelleben hat für den ernsten Juden allerdings die Schwierigkeit, dass er um der Speisevorschriften willen in seinem Hause zweierlei Küchen und dergleichen Nöte mehr haben muss. Bereits unter der harten Faust der Westgotenkönige Spaniens gab es eine nicht geringe Zahl von zwangsgetauften Juden, welche nur zum Schein Katholiken waren.[179]) Es handelt sich bei dieser überaus charakteristischen Erscheinung nicht um Verhaltungsmassregeln, welche nur für frühere Zeiten gegolten hätten. Ein einwandfreier Zeuge, Ferdinand Christian Ewald, ein getaufter Jude und Judenmisisonar von einem gewissen Format, berichtet, er habe im Jahr 1841 in Lissabon Juden getroffen, welche äusserlich katholisch praktizierten, privat aber Juden waren, die sich anschickten, sich nunmehr wieder ganz dem Judentum zuzuwenden.[180]) Es besteht somit die Möglichkeit, dass in Zeiten des äusseren Gewissenszwanges Teile des Judentums nach aussen hin als Bekenner verschwinden, um, sei es selber oder in ihren Nachkommen, nach Jahren und Jahrzehnten wiederum als Juden aufzutauchen. Das heisst aber niemals, dass nicht auch im Laufe der Zeiten grosse Teile des Judentums aus ehrlicher Ueberzeugung heraus und unter dem inneren Druck einer Glaubensänderung sich taufen liessen und so der Kirche wahrlich nicht zum Schaden gereichten.

Die Juden haben für Glieder ihres Volkes, denen man die Taufe unter irgendwelchen Umständen aufnötigte, den Namen: Anussim, das heisst: Gezwungene. Die Spanier nannten sie Christianos nuevos. Der Volksmund legte ihnen den Namen Marranos bei. Die einen bringen diesen Namen in Zusammenhang mit 1. Kor. 16, 22: «Wenn jemand den Herrn nicht liebt, so sei er verflucht. Marana tha.» Uebersetzt heissen diese aramäischen Worte: «Unser Herr, komm.»[181]) In Wirklichkeit

heisst Marranos: Schweine. Die Zahl dieser Scheinchristen war jedoch eher klein im Verhältnis zu den tausenden, die unter den Händen der Inquisition um ihr Vermögen und um ihr Leben gebracht wurden. Der Dominikanerorden feierte seine Triumphe. In Spanien war die Zeit der Autodafé gekommen (Autodafé heisst Glaubensakt). In einem einzigen Jahr wurden 2000 Ketzer, das heisst vor allem Juden, verbrannt (1482). Weil nun aber im Laufe der Jahrzehnte eben doch viele Juden, hohe Würden tragend, als Christen lebten, weil ferner durch Heiraten die Grenzen zwischen Christ und Jude bis zur Undeutlichkeit verwischt waren, mussten immer raffiniertere Methoden ersonnen werden, um die judaisierenden Christen ausfindig zu machen. Wahrscheinlich verlegte man sich weniger auf Stammbaumforschungen, in diesem Falle somit auf «Judennachweise», zum Unterschied von den «Arierausweisen» der Gegenwart, als vielmehr auf bis ins Feinste ausgearbeitete Schnüffelparagraphen, die freilich nur mittels einer Art von Geheimpolizei zur Anwendung kommen konnten. Wer sich am Vorabend eines Festes die Haare schneiden liess oder die Fingernägel spitzte; wer zur Zeit des Laubhüttenfestes Bekannten Früchte ins Haus schickte; wer beim Singen oder lauten Beten von Psalmen es unterliess, anzufügen: Ruhm sei dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geiste; wer seinem Kind nach Empfang der Taufe das Köpflein besonders an der Stelle abwusch, wohin am meisten Taufewasser gekommen war; wer vor einer Geschäftsreise seine Bekannten zu einem Essen einlud, galt als geheimer Jude und kam vor das Inquisitionsgericht. Starb jemand, so wurde erforscht, ob er im Augenblick des Sterbens gegen die Wand gewendet, oder ob man ihm hernach den Kopf gegen die Wand gekehrt habe. Im ersteren Falle galt das Judentum genau so erwiesen, wie auch, wenn man die Leiche mit warmem Wasser gewaschen, und erst recht, wenn man das verwendete Wasser sorgfältig ausgeschüttet hatte. Wen man erwischte, dass er sein Fleisch in Oel, statt in Speck auf den Herd tat, wurde als Anhänger des gottlosen Gesetzes des Mose gefangengenommen. Er riskierte Gut und Leben.[182])

Endlich aber mussten Geistlichkeit und Krone einsehen, dass die gänzliche Erledigung des Judentums mit diesen Mitteln nicht zum Ziele führte, und so wurde denn die Ausweisung der bis dahin standhaft gebliebenen Reste der jüdischen Gemeinden beschlossen. Die Austreibung begann am 2. August 1492. Etwa die Hälfte der Juden, das heisst rund 100 000, wandten sich nach Portugal. Von ihren Schicksalen werden wir noch hören. Eine kleinere Gruppe flüchtete nach Navarra, eine andere Gruppe nach Neapel. Der bedeutende Rest ging über Nordafrika meistenteils in die Türkei. Der Abschied muss eine furchtbare, innerhalb des sephardischen Judentums unvergessene Tragödie gewesen sein. Viele Familien versuchten, selbst die Grabsteine ihrer Ahnen mitzunehmen.

Selbstverständlich wurden auch, wohl behütet, Thorarollen und allerlei heilige Gegenstände weggeführt, wahrscheinlich auch Schmuck und Geldeswert, soweit er sich tragen und verbergen liess. Da die Araber in Nordafrika vermuteten, die Flüchtlinge könnten vielleicht Edelsteine verschluckt haben, schnitten sie ihnen die Leiber auf, um sie berauben zu können. Und dennoch blieben die Ueberlebenden, deren Zahl zwischen 200 000 und 300 000 liegen dürfte, ihrer spanischen Heimat merkwürdig verbunden durch ihre spanisch-hebräische Sondersprache und durch ihre Repräsentation einer ausgesprochen spanischen Hochkultur. Besonders das letztere blieb nicht ohne Folgen in den Ländern, welche damals kulturell weit unter Spanien standen, wie Deutschland und Holland.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1519, im Anbruch der Reformationszeit, in Flandern Hof hielt, erbat sich eine Abordnung von Marranen eine Audienz und bot dem Monarchen 800 000 Golddukaten an, wenn er ihnen die Rückkehr nach Spanien wieder gestatte. Allein unter dem Einfluss des Grossinquisitors Ximenes gab der Kaiser einen abschlägigen Bescheid. In den folgenden Jahren ging der Kampf wider die Reste der judaisierenden Christen mit unverminderter Strenge weiter und versickerte erst im 18. Jahrhundert.[183])

27. Juden gegen Juden

In diesem Kampf des spanischen Staates, angetrieben durch die katholische Kirche, spielten getaufte Juden eine Rolle, welche nicht übersehen werden kann. In den Jahren 1412—1417 hielt Papst Benedikt XIII., ein ehemaliger Dominikanermönch, zu Tortosa in Catalonien glänzenden Hofstaat. Er wurde freilich nicht allgemein als Papst anerkannt, und so musste er sich bei seinen Hauptgönnern besonders beliebt machen. Er wählte hiezu den Kampf wider die Juden. Sein Almosenier war ein Andreas Beltraco, ein getaufter Jude. Sein Hauptratgeber und Vorkämpfer Josua aus Lorca, ein Talmudgelehrter und Arzt, welcher in der Taufe den Namen Geronimo de Santa Fé (Hieronymus vom heiligen Glauben) annahm. Dieser Mann führte das berühmte Glaubensgespräch zu Tortosa 1413 so durch, dass die Juden mit allen Mitteln juristischer Beredtsamkeit und bedrängt von staatlicher Gewalt unterliegen mussten.[184]) Noch berüchtigter hatte sich ein anderer Abtrünniger gemacht, der ehemalige Rabbiner Salomo Halevi aus Burgos. Bei seiner Taufe schmückte er sich mit dem Namen Paulus de Santa Maria, abgekürzt Paul von Burgos. Als solcher war er Vormund und Erzieher des minderjährigen Juan II.[185]) Das sind nur drei Männer, unter deren

Namen und Vollmacht aber Tausende von Juden ins Elend gestürzt wurden. Wie viele ehemalige Juden aber mögen ihnen Helferdienste geleistet haben und verdienten sich an ihren standhaft gebliebenen Stammesgenossen einen Judaslohn!

Es könnten auch andere Beispiele aus der Judengeschichte angeführt werden. Tiberius Julius Alexander, Sohn eines jüdischen Oberzollaufsehers in Aegypten, ein Zeitgenosse Jesu Christi, war Bankier und als solcher Vermögensverwalter mehrerer Mitglieder des Kaiserhauses in Rom. Er stiftete massiv-goldene Türbeschläge für den Tempel in Jerusalem. Einer seiner Söhne, wir sind ihm bereits einmal begegnet, war 45—48 unserer Zeitrechnung Prokurator in Palästina, 66 römischer Präfekt in Aegypten und Generalstabschef des Titus bei der Eroberung von Jerusalem und der Zerstörung des Tempels, den sein Vater so wunderbar hatte schmücken lassen.[186]) Und auf welche Weise hatte sich dieser Abtrünnige den römischen Machthabern beliebt gemacht? Die beiden Söhne des jüdischen Patrioten Juda Galiläus, welche an der Spitze eines Aufstandes gestanden hatten, liess er ans Kreuz schlagen, und die drei übrigen Söhne liess er fangen und ebenfalls hinrichten, ein Jude gegen Juden. Dieser Mann war ein Neffe des grossen jüdischen Philosophen Philo.

Wie ein Schatten schleicht diese Not dem jüdischen Volke durch alle Zeiten nach. Kurz vor der französischen Revolution befanden sich in Avignon kümmerliche Reste einer jüdischen Gemeinde, richtige askenazische Ghettojuden; arm und wenig geachtet. Ebenso litt der andere askenazische Zweig im Elsass unter mancherlei erniedrigenden Beschränkungen. Aber beide waren fest in ihrer Glaubenshaltung und hielten unbedingt zu den Vorschriften ihrer talmudischen Tradition. Der führende Kopf der Elsässer Juden, Cerf-Berr (Isaak Berr, 1744 bis 1828), hielt sich strengstens von jeglicher Tischgemeinschaft mit Andersgläubigen fern. In Bordeaux aber blühte in Wohlstand und Ansehen eine sephardische Judengemeinde, die «Portugiesen», wie man sie nannte und wie sie sich auch gerne nennen liessen, weil ihre glaubenstreuen Ahnen seinerzeit über Portugal nach Südfrankreich gekommen waren. Jetzt aber lebten sie völlig frei von ihren Traditionen und unterschieden sich höchstens in ihrem Reichtum von ihrer französisch-christlichen Umgebung. Aus dieser Gemeinde heraus war auch eine Niederlassung sephardischer Juden in Paris gegründet worden. Der Vertreter dieser Spaniolen oder Portugiesen, Gradis, pflegte ohne Bedenken mit den Männern der neuen Zeit in Paris Tischgemeinschaft. Ja, seine Kreise hintertrieben auch, wo sie konnten, eine Besserstellung der askenazischen Stammesbrüder, weil ihnen diese armen Volksgenossen ein Dorn im Auge waren. Während sie sich selber in Paris ungesorgt und frei bewegen

konnten, unterstunden die Elsässer Juden und diejenigen aus Avignon den beschämendsten polizeilichen Ordnungen. Eine Sonderinspektion galt eben diesen «Strolchen und Juden» (Inspection des escrocs et des juifs).[187])

Ich rede von solchen Dingen nicht darum, weil der jüdische Charakter etwa treuloser oder hinterhältischer wäre als der Charakter anderer Völker. Es soll damit auch nicht ein Stich geschehen in der Richtung auf den Talmud. Ich weiss auch sehr wohl, dass mit diesen wenigen Beispielen eigentlich doch nur etwas Kleines und Unschönes dem Dunkel der Vergangenheit entrissen und ins Licht der Gegenwart gezogen ist. Was soll also damit bewiesen sein? Kann das nicht auch unter Christen vorkommen? War Friedrich Nietzsche nicht auch ein lutherischer Pastorssohn? Ich will mit diesem Hinweis auf die Tatsache, dass im Kampf wider die Juden nicht selten abgefallene Juden eine besonders verhängnisvolle und vergiftende Rolle spielen, lediglich zeigen, wie kompliziert die ganze Erscheinung des Kampfes wider die Juden ist. Der Antisemitismus liegt nicht selten in Händen, wider die er sich mit mehr Grund eben auch richten könnte. Wer besonders laut wider die Juden schreit, steht leicht im Verdacht, Grund dazu zu haben. Dass der der Ehrliche sei, der laut schreit: «Haltet den Dieb», muss erst noch bewiesen sein.

28. Die spanischen Juden auf der Wanderschaft

Als die annähernd 100 000 Seelen zählenden Judenflüchtlinge aus Spanien im benachbarten Portugal um Einlass baten, waren sie keineswegs sonderlich willkommen. Taxen öffneten ihnen die Schlagbäume der Grenze, und die einheimischen Juden begrüssten sie mit offenkundiger Frostigkeit, weil sie eine «Ueberjudung» befürchteten.[188]) Bereits ein Jahr später erfolgten Ausweisungen (1493), gemeiner Schacher mit Schiffsplätzen, Bereicherung der dunkelsten Elemente auf Kosten der um ihr Leben abermals fliehenden Juden! Wer die Kopfsteuer nicht bezahlen konnte, wurde als Sklave verkauft. Frauen und Mädchen wurden zwangsweise angeheiratet, natürlich von Christen, von echten Portugiesen. Eine Schiffsladung mit Judenkindern spedierte man nach der Insel St. Thomas, damit die Judenbüblein und -mädchen dort ungehindert richtig katholisch auferzogen werden könnten. Die meisten erlagen allerdings dem mörderischen Klima. Aber die eigentliche Entscheidung, ob die spanischen Emigranten in Portugal bleiben könnten oder nicht, fiel zusammen mit der Vermählung König Manuels im Jahr 1495 mit Isabella der Jüngeren von Kastilien. Heiratsbedingung des spanischen Hofes war: Vertreibung der Juden aus Portugal. Die portugiesischen Granden zögerten, darauf einzugehen, weil sie eine Schädi-

gung für ihr Land befürchteten. Sie sahen das Entweder-Oder so: Entweder genau so wie in Spanien schroffste Durchführung der Idee: Ein Staat, ein Volk, ein Glaube und Aufblühen der nordafrikanischen Maurenstaaten durch die dorthin flehenden Juden, oder Duldung der spanischen Juden, aber unter Preisgabe der Ideologie einer absoluten Gleichschaltung in Portugal nach spanisch-katholischem Muster. Man traf zunächst eine Mittellösung. Die Juden erhielten den Auswanderungsbefehl bis zum Oktober 1497. Inzwischen mussten alle Jugendlichen vom 4.—20. Lebensjahre die Zwangstaufe erdulden. Man machte also hier wiederum Marranen. Nun aber erfolgte eine Spaltung der Judenheit Portugals, und damit stehen wir abermals vor einem besonders dunklen Kapitel des Problems: Juden wider Juden. Die einheimischen Juden Portugals erwirkten durch die Vermittlung des Papstes für sich die Duldung. Die Zugewanderten aber mussten zum Lande hinaus. Was sich dann bei dieser Austreibung ereignete, kann man sich in seiner Furchtbarkeit kaum vorstellen. Allein, auch die Zurückgebliebenen waren ihrer Freiheit nicht sicher. Zur Zeit des Erdbebens von Lissabon, am 1. November 1755, schmachteten Tausende von Juden in den Kerkern der Inquisition. Die Gefängnismauern sprangen auf, und viele retteten sich in die Freiheit und aus dem Lande, indem sie englische und holländische Schiffe, die im Hafen lagen, bestiegen.

Es war die Zeit, da Portugal infolge eines Handelsvertrages im Jahre 1703 in die Abhängigkeit von England gekommen war. Könnte man nicht mit einem gewissen Recht fragen: Weshalb? Was waren die Gründe? Jedenfalls spitzten sich allerlei Entwicklungen so zu, dass der fähige und wohlgesinnte Minister Carvalho, Marquis von Pombal, 1759 die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal veranlasste, weil sie eines Mordversuches gegen König Joseph I. (1750—1777) beschuldigt worden waren.[189]) Von diesem König Joseph wird erzählt, er habe Minister Pombal gefragt, ob man die Neuchristen, also die Marranen, in seinem Lande, die man infolge früherer Massenzwangstaufen erhalten hatte, nicht durch einen besonderen Hutzwang öffentlich zeichnen solle. Am nächsten Tag brachte Pombal drei gleichartige Hüte vor den König. Auf die Frage, für wen sie bestimmt seien, erwiderte der Minister: «Der eine ist für den Grossinquisitor, ein anderer für mich und der dritte für Eure königliche Hoheit.» Er wollte damit eindeutig feststellen, dass jüdisches Blut in den Adern aller zu finden sei.[190])

Die Judenpolitik Portugals schlug ihre Wellen bis nach Amerika. Brasilien war 1624 von Holland aus durch sephardische Juden aufgesucht worden. Sie lebten dort als Plantagenbesitzer und Grosshändler. Als die Portugiesen 1654 den Holländern Brasilien abjagten, mussten die Juden fortziehen. Sie wandten sich zum Teil nach Guyana.

Der Aufstieg von Suriname mit Paramaribo nahm seinen Anfang. Ein anderer Zweig landete in Nordamerika und gründete dort Neu-Amsterdam, das spätere New York, die Stadt, die heute mehr als 3 Millionen Juden umschliesst.[191])

Bedeutsamer war ein anderer Flüchtlingsstrom von annähernd 100 000 Seelen, der sich über Sizilien als Zwischenstation, zum Teil auch über Neapel, direkt nach Griechenland und besonders nach der Türkei ergoss. Im Gebiet von ganz Griechenland siedelten sich spanische und portugiesische Juden an. Albanien, Serbien, Bulgarien erhielten jedes seinen Teil. Kreta und Korfu wurden Siedelungsbrücken gegen Venedig und in der Richtung nach Livorno, dessen neue Judenkolonie wesentlich zum Aufblühen dieser Stadt beitrug. Kurz, der ganze Levantehandel kam zu einem grossen Teil unter die Kontrolle dieser Judenheit und befruchtete alle Länder jener Gegend. Nicht geschichtlich verbürgt, aber dem Sinn nach richtig, ist der Ausspruch, welcher Sultan Bajazet II. (1481—1512) zugeschrieben wird: «Ihr irrt euch, wenn ihr diesen König (Ferdinand von Spanien) für klug haltet: ruiniert er doch sein eigenes Land, um dem unsrigen zum Wohlstand zu verhelfen.»[192])

Der jüdische Dichter Samuel Usque besang die neue Heimat mit den etwas überschwenglichen Worten: «Das grosse Türkenreich tat sich weit vor uns auf. Offen stehen vor dir, du Sohn meines Volkes, die Tore der Freiheit: du darfst dich ohne Scheu zu deinem Glauben bekennen, du kannst ein neues Leben beginnen, das Joch der dir von den christlichen Völkern aufgezwungenen verkehrten Lehren und Bräuche abschütteln und dich zu der uralten Wahrheit deiner Vorfahren zurückfinden.» In der Mitte des 16. Jahrhunderts waren in Konstantinopel etwa 40 000 Juden mit 40 Synagogen ansässig. Sie setzten sich freilich aus verschiedenen Judenstämmen zusammen; allein es scheint, dass doch die Sephardim die tonangebende Oberschicht bildeten. Bestanden auch innerhalb ihrer Reihen starke Spannungen, so hinderte das die hervorragende Rolle im Gastland nicht. Fachmänner auf dem Gebiete der Rüstungsindustrie, Marranen, errichteten Kanonen- und Pulverfabriken. Sie waren die technischen Instruktoren für jegliche Art von Feuerwaffentechnik der die Christenheit immer mehr bedrohenden türkischen Grossmacht. Der französische Reisende Nicolay, welcher 1551 den Gesandten seines Königs nach Konstantinopel begleitete, schreibt: «Zum grössten Schaden der Christenheit machen diese Leute (die spanischen und portugiesischen Juden) die Türken mit den verschiedenen, die Kriegsausrüstung betreffenden Eetdeckungen vertraut.» Er erzählt auch von ihren auf viele Sprachen eingerichteten Druckereien, und dass sie um ihrer Sprachkenntnisse willen durchgehend als Dolmetscher Verwendung fänden. Es ist überaus lehrreich, die Türkengefahr und die gewich-

tige Erscheinung der Türkenkriege von diesem Standort aus zu sehen. Martin Luther wusste sehr wohl, warum er die Juden mit den Türken in Schicksalsgemeinschaft wider die Christenheit erkennen musste.[193]) Die Juden hatten, auch im Hinblick auf Palästina, mit der Türkei auf die richtige Karte gesetzt. 1517 entriss Selim I. dem ägyptischen Herrscher Syrien und Palästina. Damit öffneten sich in ungeahnter Weise selbst die Tore der alten Heimat für zufluchtsuchende Juden. Davon machten damals nicht wenige Gebrauch.[194])

Von spanischen und portugiesischen Juden in Bordeaux und in den Niederlanden haben wir bereits etwas vernommen. B o r d e a u x wurde erst später zu einem besonders wichtigen Sammelpunkt und erlebte ohne Zweifel dadurch seinen glänzenden Aufschwung. Aber das Hauptziel waren die N i e d e r l a n d e, ein Staatswesen der Glaubensfreiheit und der grundsätzlichen Ablehnung der spanisch-katholischen Vorherrschaft. A m s t e r d a m bekam seine berühmt gewordene Judenkolonie.

Einen tiefen Einblick in die geistigen Verhältnisse der holländischen Judengemeinde gewähren die Schicksale des U r i e l D a c o s t a (1585 bis 1640). Sein jüdischer Vater lebte als strenger Katholik und als ernster Christ in Oporto. Er selber hatte als Jurist das Amt eines Schatzmeisters einer Stiftskirche inne. Allein das Studium der Heiligen Schrift machte ihn irre an der katholischen Kirche, er floh nach Amsterdam und liess sich durch Beschneidung ins Judentum aufnehmen. Der Marranenabkömmling hatte also den Weg zurückgefunden. Nun aber mass er auch Glauben und Leben der Rabbinen an der Heiligen Schrift, erkannte den ganzen Schaden des Pharisäismus und veröffentlichte eine Schrift: «Prüfung der pharisäischen Traditionen, verglichen mit den geschriebenen Gesetzen.» Er wurde in den Bann getan, hernach unter Druck gesetzt, liess sich wieder aufnehmen, um, wie er sagte: «Unter Affen ein Affe zu sein.» Das gab seinem Glauben nun vollends den Todesstoss. Er musste jahrelang von seiten seiner Glaubensbrüder Hass und Schmach erdulden. Endlich liess er sich zu öffentlicher Busse in der Synagoge herbei, legte ein Sündenbekenntnis ab, erhielt 40 Rutenstreiche weniger einen, ging nach Hause und erschoss sich. Dacosta war ein Vorläufer von Baruch Spinoza. Es ist heilsam, wenn man bei der Behandlung der Sephardim in den verschiedenen Ländern auch diese inneren Kämpfe und Spannungen betrachtet und nicht nur nach wirtschaftlichen Dingen Ausschau hält.[195])

Von Amsterdam aus zogen spanische Juden nach F r a n k f u r t a m M a i n und nach H a m b u r g, kaum aber weiter hinein in die deutschen Lande. Alle geschichtlichen Zeugnisse stimmen darin überein, dass sie nicht nur andere, vor allem stolzere Synagogen hatten als ihre armen askenazischen Brüder, dass sie auch, um ihrer fremden

Sprache willen, eine Kaste für sich bildeten, sondern dass sie überhaupt eine ausgeprägt höhere gesellschaftliche Schicht repräsentierten. Sie waren Grossbürger. Wenn ich recht sehe, hat besonders ihre W o h n k u l t u r einen nicht zu übersehenden Einfluss auf die europäische Lebenshaltung ausgeübt. Die Höhe einer Wohnkultur hängt stark mit der Möglichkeit des Luxus, mit Welthandel und vor allem mit städtischem Empfinden zusammen. Zu allen dreien hatten die spanischen Juden zwischen 1550 und 1700 engste Beziehungen. Die Wohnkultur stand auch in den alten reichen Provinzen des römischen Reiches entschieden auf höherer Stufe als nördlich der Alpen, woselbst die Völkerwanderung und die wohntechnische Anspruchslosigkeit des Mittelalters tiefste Spuren hinterliessen. Indem nun die Sephardim in unsere Länder kamen, brachten sie, auch wenn sie teilweise verarmt waren und neu anfangen mussten, ihre Kulturgewöhnung in die Gastländer mit. Besonders das Bürgertum schaute aufmerksam auf die Bequemlichkeit und Schönheit, vielleicht auch auf die Protzigkeit jüdischer Inneneinrichtungen. Bilder aus der Zeit der jüdischen Dame Glückl von Hameln (1646 geboren, 1724 zu Metz gestorben) zeigen hohe, gepolsterte Lehnstühle im Esszimmer, Vitrinen mit feinem Porzellan und Silbergeschirr, Leuchter, die den sogenannten Holländer Hängelampen durchaus ähnlich sind, schöne Teppiche und andere Mittel der Repräsentation und der zur Schau gestellten persönlichen Wohlhabenheit.[196]) Ist es nicht erstaunlich, dass Spinoza in seinem «Tractatus politicus» (zirka 1677) schreiben kann: «Die Hebräer sind nämlich vor den andern Völkern darin ausgezeichnet gewesen, dass sie alles, was zur Sicherheit des Lebens gehört, glücklich zuwege gebracht haben... Ihre Auserwählung, Berufung bestand in dem zeitlichen Glück, in den Annehmlichkeiten des Lebens.»[197]) Wenn wir aber diese Linie weiter verfolgen, so war der Preis für dieses Gewinnen der Welt mit ihren Annehmlichkeiten zugleich auch ein Verlieren der Seele (Mat. 16, 26). Zum grossen Unterschied von den askenazischen Juden erlagen die spanischen Juden viel rascher dem F r e i d e n k e r t u m und einem hinter Reichtum sich verbergenden Nihilismus. Von den «Portugiesen» in Altona um 1851 sagt ein guter Gewährsmann, «sie sind roh und unwissend».[198]) Selbstverständlich darf ein solches Urteil nicht verallgemeinert werden. Aber, dass die spanischen Juden sowohl dem Reformjudentum als auch einer völligen Auflösung aller Glaubenspositionen weit weniger Widerstand leisteten als ihre Brüder aus dem Osten, ja sogar diese Entwicklung begünstigten, ist unzweifelhaft. Ich kann es mir nicht anders denken, als dass besonders von den Sephardim Frankreichs, Paris voran, starke Wirkungen in dieser Richtung ausgingen. «Die Ersten werden die Letzten sein» (Mat. 20, 16)!

Unsere Uebersicht wäre ohne einen Blick auf E n g l a n d unvollständig. Im Jahre 1290 wurden alle Juden übers Meer aufs Festland gejagt.

Sie wandten sich nach Frankreich, Flandern und Deutschland. In einer längeren Zwischenzeit gelang es nur einzelnen Juden, wieder nach England zu kommen. Bekannt wurde der Arzt Rudrigo (Roger) Lopez, ein spanischer Jude, der 1586 Leibarzt der Königin Elisabeth war. Mit dem Jahre 1655 wurden auch andere «Portugiesen» zugelassen. Es seien die Familien Carjaval, Robles, da Fonseca, Dormido und Cocares genannt. Sie bildeten eine ausgesprochene Herrenschicht, welche unauffällig ihren Geschäften und ihren herrenmässigen Ansprüchen lebte. Sie hatten weltweite Beziehungen. Die Insel Barbados lag ganz in ihren Händen und brachte ihnen grosse Reichtümer ein. Wiederum begegnet uns ein Arzt, Fernando Mendez, einst Professor der Medizin im portugiesischen Coimbra, Leibarzt des Königs Joao IV.; nach seiner Vertreibung abermals Leibarzt, nunmehr Karls II. von England. Er stirbt unter dem Namen Moses Mendez am 26. November 1724. Seine Tochter heiratete ihren Vetter, den Bankierssohn Da Costa. Noch einer sei genannt: Diego Moses Lopez Pereira (1700—1759). Er wird, sechsundzwanzigjährig, spanischer Baron d'Aguilar, kommt mit seinen vierzehn Kindern samt grossem Gefolge 1757 nach London und hinterlässt eine aussergewöhnlich ausgebreitete Nachkommenschaft, welche im Laufe der Zeiten die gesamte englische Oberschicht durchsickert. Wir sehen, wie sehr das Bild von den Schicksalen der spanischen Juden demjenigen der Ostjuden stark entgegengesetzt ist. Dort, im Osten, lebt der arme Jude, dessen geistige Heimat der Talmud oder die Kabbalah sind, und der sich mit Ramschhandel, Schnapsbudenbetrieb und allerlei Kleinkram befassen muss. Hier aber schreitet der reiche, ja der immer wieder reichwerdende Jude durch alle Länder, die ihm offen stehen und fährt in die fernsten Erdteile. Seine geistige Welt ist kaum seine fromme Vergangenheit, sondern eine ausgesprochene Diesseitigkeit in Wohlstand, Lebensschönheit und Ehre inmitten seiner Umgebung.[199])

29. Der Anteil der Juden an der Verlagerung wirtschaftlicher Kraftzentren

Unsere Ausführungen zeigten uns die beiden grossen Geschichtstatsachen von der Vertreibung der askenazischen Juden aus Mitteleuropa nach dem Osten und der sephardischen Juden aus Spanien. Siedelten sich die ersteren grösstenteils im offenen Lande an, so finden wir die letzteren, organisiert zu sehr selbstbewussten Gemeinden, mehr in Städten wie Saloniki, Konstantinopel, Livorno, Bordeaux, Amsterdam, Hamburg und in gewissen Kolonialzentren des ganzen amerikanischen Kontinentes. Brachten wohl auch nur wenige wirkliche Kapitalien mit, so ver-

fügten sie doch über Kenntnisse und Fähigkeiten und über die für die Juden besonders bezeichnende Verbindung von verstandesscharfer Geistigkeit, zähester Willenskraft und grosser Beweglichkeit. Standen sie oder ihre Vorfahren im Lande, das sie austrieb, zum Teil an Schlüsselstellungen des wirtschaftlichen Lebens, so war anzunehmen, dass auch die Nachfahren sich kaum mit untergeordneter Tätigkeit begnügen würden. Diese Ueberlegung stellt uns vor die Frage, ob gewisse Verlagerungen der wirtschaftlichen Kraftzentren mit diesen Wanderungen der Juden organisch zusammenhängen. Eine Verlagerung von Süden nach Norden ist zwischen 1500 und 1600 unverkennbar: von Italien-Spanien nach England-Holland und Deutschland. Anderseits ist eine Verlagerung von West nach Ost, was der Austreibung der askenazischen Juden entspräche, kaum festzustellen. Aber den wirtschaftlichen Aufstieg von Brasilien, von Mittelamerika und dann auch von Nordamerika kann man sicher mit einer gewissen Begründung mit der Zerstreuung der sephardischen Juden in Zusammenhang bringen. Von der Befruchtung der Türkei durch die jüdischen Einwanderer haben wir bereits gehört.[200])

Nun aber waren die Juden keineswegs die einzigen wandernden Kaufleute jener Zeitepoche, wie eben auch Spanien nicht das einzige Land war, das aus Glaubensgründen einen Teil seiner Einwohner bedrängte und zur Auswanderung zwang. Das Nebeneinander von Staaten mit ausgesprochener Gleichschaltungstendenz in Glaubenssachen und von Staaten mit mehr freiheitlichen und toleranten Ansichten musste die Aus- und Zuwanderung gerade besonders tüchtiger Volksteile begünstigen. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich im Jahre 1685 hatte die Auswanderung von mindestens 500 000 Hugenotten zur Folge. Das war vielleicht der vierte Teil aller evangelischen Christen Frankreichs, sicher aber der wertvollste Teil derselben.[201]) Dass diese Auswanderung für den französischen Staat ein wirtschaftlicher Verlust und für andere Staaten ein ebensolcher Gewinn war, erhellt aus den vielen Quellen, die hier erschlossen werden konnten. Im 16. und 17. Jahrhundert verliessen ferner reformierte Schotten ihre Heimat, ebenfalls wegen Glaubensbedrückung. Sie siedelten sich in Ostpreussen und in Posen, Krakau und Bromberg an. Ein Zeugnis aus dem Jahre 1795 lautet: «Die Stadt Posen hat ihren ehemaligen Glanz und die Grösse ihres Handels demjenigen Teil seiner Einwohner zu verdanken, welcher aus Schottland emigriert war und unter Erhaltung vieler Privilegien sich allhier als Kaufleute etabliert hatte.»[202]) Die Krefelder Seidenindustrie wurde durch Reformierte aus Holland gegründet, Webereien in Brandenburg durch Hugenotten, andere Industrien im Breisgau durch katholische Italiener.[203]) Solche Beispiele lassen sich in Fülle beibringen. Sie zeigen, dass wirtschaftliche Verlagerungen nicht nur und nicht ausschliesslich den Wanderungen der Juden zuzuschreiben

sind, sondern dass das auf das Konto der Emigranten im allgemeinen zu buchen sein wird.

Hingegen müssen wir doch fragen, ob in dieser Sache die Juden eine Sonderstellung einnehmen, ob die Ausstossung von Bestandteilen dieses Volkes, sagen wir einmal, ein Verlustgeschäft für den betreffenden Staat ist, und ob anderseits ihre Aufnahme wirklicher Gewinn oder letzten Endes ebenfalls ein Verlust oder doch eine Gefahr sein könnte. Ich bin mir durchaus bewusst, dass das überaus ernste Fragen sind und dass deren Beantwortung nur im Geiste tiefster Verantwortung geschehen kann. Was den möglichen Verlust für einen Staat, der sich der Juden entledigt, bedeutet, so müsste man hier vor allem fragen, warum man das Band zwischen den Juden und den andern Bürgern zerschnitt. In Spanien gescha es um der Idee der katholischen Totalität willen: Ein Staat, ein Volk, ein Glaube. Die Folge der Austreibung der Juden war ihre Enteignung und Beerbung durch die Krone und durch die herrschende Kirche. Diese innere Entwicklung hatte aber in Spanien entschieden einen allgemeinen Niedergang als bittere Frucht zur Folge. Aber anfänglich merkte man sicher nichts davon. Die Wirkungen zeigten sich erst nach Jahrhunderten. Wer die Juden austreibt, muss sich darüber klar sein, dass er damit nur einen Bruchteil dieses Volkes vorübergehend schädigt, dass er aber dadurch nicht nur diesen Bruchteil, sondern alle Juden, die ihrer Zusammengehörigkeit bewusst sind, in eine unverkennbare Gegnerschaft hineintreibt. Den Abfall der spanischen Kolonien in Amerika wie auch der portugiesischen Kolonien darf man sicher mit der brutalen Behandlung der Juden auf der iberischen Halbinsel in Zusammenhang bringen.

Wir kommen nun auf die andere Frage, ob die Aufnahme von Juden, welche vertrieben wurden, für den betreffenden Staat ein Gewinn oder ein Verlust ist. Schärfer ausgedrückt, ob sie zur Gefahr werden können. Die Geschichte zeigt, dass sich diese Frage von Staat zu Staat durchaus verschieden beantwortet. Für Holland und England waren die zugewanderten Juden sicherlich ein Gewinn und keine Gefahr. Für Frankreich waren sie bis zur französischen Revolution Gewinn, im 19. Jahrhundert und besonders in der neueren Zeit Gefahr. Zwischen beiden Weltkriegen war der Einstrom der Ostjuden für Deutschland nicht weniger als für Oesterreich ein ausgesprochener Verlust und deutlichste Gefahr. Die Türkei hatte von den Sepharden reichen Gewinn und keinerlei innere Gefährdung. Wie ist dieser Unterschied zu erklären? Ich sehe ihn so: Wo ein gesunder starker christlicher Bürger- und Mittelstand die

tonangebende, im wesentlichen staatstragende Bevölkerungsschicht ist, ist eine Verjudung kaum zu befürchten. Wo aber nur oberste Klassen und unterste Klassen vorhanden sind, so dass der Staat, sei es von Cliquen oder von einer augenblicklichen Regierungspartei, geleitet wird; schieben sich die Juden zwischenhinein, und dann kann Gefahr im Anzuge sein. So war es in Frankreich von 1870—1939 und in Deutschland von 1914—1933. Wir sind ja mehrmals vor die Tatsache gestellt worden, dass die alteingesessenen Juden sich am allermeisten wider die Zuwanderung fremder Stammesgenossen zur Wehr setzten. Sie wussten, was auf dem Spiele stand, wenn zuviele hereingelassen wurden, zumal wenn dieser neue Zustrom in geistiger und kultureller Hinsicht einer tieferen Schicht der Lebenshaltung zugehört. Es wird abzuwarten sein, wie sich in den Vereinigten Staaten die gut 3—4 Millionen Ostjuden im Laufe der nächsten Jahrzehnte wirtschaftlich und kulturell auswirken werden. Dass dieser mächtige Einwandererstrom den alteingesessenen Judenfamilien nur willkommen sei, bezweifle ich sicher mit Recht. Es handelt sich bei diesen Ausführungen um alles andere als um antisemitische Ueberlegungen. Es sind rein geschichtliche Messungen und Wägungen. Sie sind freilich dadurch veranlasst, dass wir es unter den Strömen von wandernden Völkern bei den Juden immerhin mit einem Sonderfall zu tun haben, weil dieses Volk ein eigenstes Geheimnis mit sich bringt und in sich trägt.

Man hat auch schon sehr laut betonen wollen, die Juden hätten den Kapitalismus gegründet, gefördert, und sie seien so dessen eigentliche Väter. Ein Gleiches wurde auch schon dem Calvinismus zur Last gelegt. Ueber das letzte Problem gibt es genug gute Literatur. Ich verweise gerne auf sie.[204]) Nach meiner Ueberzeugung ist die Erscheinung des Kapitalismus viel zu weitschichtig, als dass man sie so ungeheuerlich vereinfachen und auf einen einzigen Nenner bringen dürfte. Sie hatte sicher nicht nur eine Wurzel, sondern deren sehr viele. Die Erschliessung der Gold- und Silbergruben in Oesterreich und Deutschland hat mit den Juden rein nichts, mit dem Aufkommen kapitalistischen Geistes aber ziemlich viel zu tun. Hinzu kam die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien, das Erwachen der germanischen Völker nach der Renaissance, die Entstehung der modernen Großstaaten und der modernen Heere. Die Fortschritte der Technik mit ihren Hochöfen und Schleusen und vieles mehr haben alle den Boden umgepflügt, dass der Same kapitalistischen Denkens und Unternehmens aufgehen und Frucht tragen konnte. Das alles aber hängt grundsätzlich nicht mit den Juden zusammen, auch wenn sie mancherorts beim Umpflügen des Bodens mit dabei waren. Der Kapitalismus, wie ihn in besonders eindrücklicher Weise das 19. Jahrhundert erlebte und erlitt, hat auch ganz bestimmte Formen des Staates zur Voraussetzung. Die Bevor-

rechtung des privaten Eigentums und des privaten Handels setzt einen durchaus liberalistischen Staat voraus. Nun war dieser letztere allerdings auch das grosse Hochziel der Juden, nicht aber nur um wirtschaftlicher Interessen willen, sondern damit sie auf der ganzen Linie die Gleichstellung mit den andern Bürgern erhielten. Die Freiheit im Staate war das Mittel zum Zweck. Freilich fiel damit die andere Frucht gleichzeitig in den Schoss aller Nutzniesser dieser grundstürzenden Umwälzung: das Recht zum unbeschränkten privaten Besitz und zum nicht mehr beschränkten privaten Handel. Die Juden haben hier überall mitgewirkt. Sie jedoch als eigentliche Väter des Kapitalismus anklagen zu wollen, ist gleich schief geurteilt, wie wenn man den Calvinismus mit dieser Schuld behaften wollte.

Wir müssen uns nochmals, diesmal eingehender, dem Emigrantenproblem zuwenden. Der Emigrant ist ein Menschentyp, der es wagte, um seiner Ueberzeugung willen Heimat und Existenz zurückzulassen, um als Fremder unter Fremden zu versuchen, sein Leben neu aufzubauen. Was ihm Tradition war, ist versunken; was ihn in der neuen Umgebung als Tradition einengen könnte, ist für ihn jedenfalls nicht gemütsbeschwert. Grundsätzlich ist er frei, auch wenn er praktisch durch Fremdengesetze noch so sehr eingeschnürt sein sollte. Vor ihm steht eine Zukunft, die er sich erkämpfen muss, koste es, was es wolle. Er ist also auf seinen technischen und von nüchternem Willen geleiteten Verstand ebenso angewiesen wie auf seine Arbeitsamkeit und anfänglich auf seine Sparsamkeit. Das sind aber ganz allgemein die Voraussetzungen für ein Emporkommen, sei es des Rücksichtslosen, sei es auch des Tüchtigen und Wertvollen. Ein Beispiel aus einem andern Kulturkreis sind hiefür die Parsen in Indien, nicht weniger die Armenier in der Türkei, aber auch die Pilgerväter in den Vereinigten Staaten.[205]) Näher liegt uns in der Schweiz die Fülle von Belegen aus der Geschichte der reformierten Locarner Glaubensflüchtlinge und der bereits erwähnten hugenottischen Refugianten aus Frankreich.[206]) Aber nun müssen wir dennoch wiederum die Frage stellen, ob die Juden unter den Emigranten eine Sonderstellung einnehmen, ob sie etwas mitbrachten oder mitbringen, was sie von den andern so unterscheidet, dass dieses Besondere auch eine eigene Wirkung hat. Ich wähle als Beispiel den getauften reformierten Juden Marco Perez, geboren 1527, gestorben in Basel 1572. Er war in Antwerpen Präsident des Konsistoriums der flämischen Calvinistengemeinde. Als angesehener Grosshändler, der über mehrere Millionen verfügen konnte, finanzierte er Wilhelm von Oranien. Aus seiner geheimen Druckerei gingen 30 000 Exemplare der Institutio Calvins nach Spanien. Allein, erst der Vertrieb einer kleinen Schrift wider die Inquisition nötigte ihn zur Flucht. Etwa um 1567 kam er nach Basel. Er hatte bald am neuen Orte einen

bemerkenswerten Handel mit Stoffen und dergleichen ins Leben gerufen. Seine weltweiten Beziehungen setzte er voll und ganz ein. Ja, man hat den Eindruck, Perez habe versucht, das Handelszentrum Antwerpen auf Basel umzuschalten. Er wollte eine Seidenfabrik eröffnen, erhielt aber keine Erlaubnis dazu. Aber es tauchten dennoch in jenen Jahren die ersten italienischen Samtweber in der Rheinstadt auf. Bald aber regte sich auch der Widerstand in den zünftischen Kreisen. Man klagte wider Perez über die Billigkeit seiner Waren, über sein unheimlich gutes Lager und über die prompte Bedienung. Besonders die Billigkeit und der dadurch gesteigerte Umsatz erregten Unwillen. Anderseits genoss Perez völlige gesellschaftliche Anerkennung bei den Gebildeten und Vornehmen der Stadt und erwarb sich mit seiner aussergewöhnlichen Wohltätigkeit gegenüber den Bedürftigen einen Namen, der nicht vergessen wurde. Seine Gattin, eine aus spanischem Adel entsprosste Lopez, liess ihm in der Peterskirche eine Grabtafel setzen, zog aber zwei Jahre hernach wieder fort und lebte bis zu ihrem Tode (etwa 1583) als Mitglied der holländisch-reformierten Gemeinde in Köln.[207])

Perez ist ein typisches Beispiel, eines unter sehr vielen, eines auch unter weniger erfreulichen. Dass seine Wirtschaftsgesinnung so sehr auffiel, kann darin seinen Grund haben, dass er seiner Zeit, die im Zunftgeist eingepanzert war, um Jahrhunderte vorauseilte. Man darf hier wohl auch auf die grossen Fugger in Augsburg hinweisen, von denen Aehnliches zu sagen ist. Aber es zeigt sich nun doch auch bei Perez etwas, das auffällt, der Grundsatz: grosser Umsatz, kleiner Gewinn, im Unterschied zu der Regel der Gewerbe- und Handelsgesinnung der Zünfte: grosser Gewinn auf kleinem Umsatz. Es zeigt sich auch die auffallende Steigerung des ganzen Handelsbetriebes. Gewiss, das ist auf das Konto internationaler Beziehungen ersten Ranges zu setzen. Hier aber kommt doch die eine Hauptsache ans Licht. Ein Jude ist nie nur ein Jude. Der Jude gehört zu seinem Volk. Ist er auch am Ort seiner Zuflucht wirklich ein Fremder, so ist er dennoch Glied seines Volkes und hat Brüder und Helfer überall. Das unterscheidet ihn weithin von anderen Emigranten und verschafft ihm einen unverkennbaren Vorteil. Gewiss, die Taufe kann das radikal abschneiden. Aber bei Perez war das sicherlich kaum der Fall. Die Steigerung des Handels beruht auch noch auf dem, was nach meiner Ueberzeugung nun wirklich ein jüdischer Anteil sein kann: auf der Dynamik des Handels. Der Jude kennt keine Statik, keine gleichbleibende, ruhige Handelsusance, wohl aber ständig angetriebene Rotation. Wie ihm das Geld, wir hörten schon davon, nicht Besitz, sondern Ware ist, so ist der Handel nicht einfach Mittel zum Leben, sondern lebendigstes Leben an sich, daher die unterbietende Billigkeit, daher die Reklame, daher immer neue Unternehmungen, daher die Unruhe, die das Geschäft um des

Geschäftens willen so emporsteigert, dass es alles andere überschattet, ja zu einem Götzen werden kann. Hier liegt nach meiner Ueberzeugung das Besondere.[208])

Zum Schlusse dieser wichtigen Untersuchung innerhalb unseres Ganges durch die Judenfrage müssen wir diese Besonderheit doch noch ein wenig einklammern. Der Jude hat ein feinstes Witterungsvermögen für wirtschaftliche Wirklichkeit und nicht weniger für persönliche Sicherheit. Er kommt dahin, wo er sicher ist, gesichert zu sein, und wo er weiss: hier lässt sich etwas machen. Lassen sich also irgendwo Juden nieder, so ist das ein Beweis für Handelsmöglichkeiten und Lebensfähigkeit auch für die andern. Zieht der Jude fort, so ist dieser Ort für ihn nicht mehr interessant, entweder weil er für sein Vermögen oder für sein Leben fürchtet, oder weil er vor allen andern erkennt, dass sich hier nicht mehr in gewinnbringender Weise Handel treiben lässt. Genau so kamen viele handeltreibende Juden nach St. Gallen, bewirkten die unglaubliche Heraufsteigerung der dortigen Stickerei-Industrie und verliessen die Stadt, als sie erkannten, dass die veränderte Weltmode und die übertriebene innere Konkurrenz den Niedergang brachten. Genau so zogen schon nach dem Ende des ersten Weltkrieges nicht wenige Judenfamilien aus der Schweiz fort, eine weitere Welle kurz vor dem Zusammenbruch Frankreichs. Als aber andere Juden ahnten, in welcher Weise sich dieser zweite Krieg entwickeln könne, kamen sie wieder zu uns und stellten so unserm Land in aller Stille das Zeugnis aus, dass bei uns eine gewisse Sicherheit gegeben und Handel unter Gewinn möglich sei. Jedenfalls ist es lehrreich, die freiwilligen Wanderungen mit der gleichen Aufmerksamkeit zu betrachten wie die erzwungenen.

V.

DAS GEHEIMNIS DES VOLKES ISRAEL

30. Das von Gott erwählte Volk

Die Verschiedenheit des jüdischen Volkes von allen andern Völkern ist und bleibt ein unlösbares Rätsel, wenn man sie nur mit rein menschlichen Maßstäben erfassen will. Ich hoffe, mit meinen bisherigen Ausführungen wenigstens soviel erreicht zu haben, dass jeder Leser davon überzeugt ist, dass die ausschliessliche Anwendung einer Rassentheorie auf die Judenfrage dieselbe niemals löst, sondern verwirrt. Ich hoffe auch, ein zweites Ziel erarbeitet zu haben, dass wir mit einer rein geschichtlichen Betrachtung auch nicht auskommen können. Weder die vergleichende Rassenkunde noch die vergleichende Weltgeschichte und auch nicht die vergleichende Religionsgeschichte sind imstande, die geheimsten Türen zum Rätsel dieses Volkes zu öffnen. Sollten meine Darlegungen bis zu diesem Punkte dieses freilich negative Resultat bei jedem Leser wirklich gewonnen haben, so ist das etwas Grosses. Nur schon das wäre ein schöner Lohn für die Mühe eines umfänglichen Gespräches über die Judenfrage und für die wahrlich nicht kleine Kunst, zu versuchen, einen richtig konstruierten Kompass durch die Judenfrage zusammenzustellen. Wer mir als Leser bis dahin vielleicht anfänglich widerwillig, dann aber mit einer gewissen Zustimmung gefolgt ist, den bitte ich herzlich, es zu wagen, mit mir auch die erst recht bedeutsame Wegstrecke abzuschreiten, die nun kommt. Ich stelle meine Bitte an den Nichttheologen. Dass ich es ihm oft genug schwer machen musste, und dass er Gedankengänge hörte, die ihm sicher oft genug fremd und lebensfern erscheinen mochten, weiss ich wohl. Er habe auch weiterhin Geduld und lerne so theologisch mancherlei verstehen, das ihm bisher der Beachtung nicht wert war. Ich stelle meine Bitte auch an den Theologen. Er wird sich wahrscheinlich mit Vorliebe auf diejenigen Abschnitte meines

Buches stürzen, welche mitten durch das heutige theologische Gespräch über die Judenfrage führen. Ihm sei gesagt, dass das, was nun theologisch hier auch ausgeführt werden muss, bereits von andern Theologen im wesentlichen ausführlicher und besser dargelegt wurde. Wenn also in einem Abschnitt der Literaturnachweis nicht nur eine öffentliche Kontrolle für die Zuverlässigkeit der Behauptungen ist, sondern ein dankbares Benützen und ein sehr ernstes Hinweisen auf sorgfältigere Arbeiten, so geschieht es hier. Anderseits muss sich mancher Theologe bei mir damit abfinden, dass es nach meiner Ueberzeugung unzulässig ist, bei der Behandlung der Judenfrage auf dem theologischen Altar alles andere zu opfern, so dass nur noch Theologie übrig bleibt. Auch hier hat die Theologie zu dienen, nicht aber zu herrschen. Sie soll der richtigen Wahrheitserkenntnis entscheidend dienen; aber sie darf nicht alle anderen Erkenntnisse als nebensächlich abtun wollen.[209])

Das Zeugnis der Heiligen Schrift sagt eindeutig: die Juden sind das von Gott erwählte Volk. Der lebendige Gott hat die Juden aus dem Sklavenhaus in Aegypten befreit (2. Mos. 20, 2). Er hat mit ihnen den Sinaibund geschlossen. Sie sind angenommen, aus Gnaden, an Sohnes Statt. Ihnen ist gegeben «die Gegenwart Gottes und die Bündnisse und die Gesetzgebung und der Gottesdienst und die Verheissungen», sagt der Apostel Paulus (Röm. 9, 4). Ihnen ist der Weinberg anvertraut, das heisst Gottes geoffenbartes Heil unter allen Völkern hier auf Erden, und sie sind in diesem Weinberg die berufenen und beauftragten Arbeiter. Sie haben die Ehre dieser heiligen Arbeit, aber auch deren Verantwortung, indem sie die Frucht dem Herrn des Weinbergs abzuliefern haben. Dieser Herr ist der lebendige Gott (Mat. 21, 33—43). Wir lesen in der Heiligen Schrift: «Denn du bist ein dem Herrn, deinem Gott, geweihtes Volk; dich hat der Herr, dein Gott, aus allen Völkern, die auf Erden sind, für sich erwählt, dass du sein eigen seiest. Nicht weil ihr zahlreicher wäret als alle Völker, hat der Herr sein Herz euch zugewandt und euch erwählt — denn ihr seid das kleinste unter allen Völkern —, sondern weil der Herr euch liebte und weil er den Eid hielt, den er euren Vätern geschworen. So sollst du den erkennen, dass der Herr, dein Gott, der wahre Gott ist, der getreue Gott, der den Bund hält und die Huld bewahrt denen, die ihn lieben und seine Gebote halten bis ins tausendste Geschlecht, dem aber, der ihn hasst, ins Angesicht vergilt, indem er ihn verderbt.» (5. Mos. 7, 6—10.) — Wir halten daneben die majestätischen Worte: «Und nun, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, so sollt ihr vor allen Völkern mein Eigentum sein; denn mein ist die ganze Erde. Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern werden und ein heiliges Volk.» (2. Mos. 19, 5 und 6.) Es liessen sich noch viele Stellen der Heiligen

Schrift anführen, welche alle auf diese Erwählung des Volkes Israel hinweisen. Wir begnügen uns mit diesen wenigen, weil sie uns ausreichend das Nötige sagen. Die Judenfrage bleibt jedem Menschen, der nicht an einen lebendigen Gott, der sich uns geoffenbart hat, glaubt, Rätsel und Aergernis. Wer sich anderseits in persönlichem Herzensglauben unter die Hand auch seines Vaters im Himmel beugt, kann die Riegel an den innersten Türen der Judenfrage auch nicht zurückstossen, wenn er von seinem Glauben aus einfach mit christlichem Mitleid auszukommen meint. Es genügt auch nicht, wenn er ausschliesslich auf die Passion Jesu Christi blickt und nur von hier aus das Gespräch mit dem Juden führen will. Der einzig richtige Ansatz ist vielmehr die Grundlage aller Gottesoffenbarung, die Erwählung Gottes über dem Volk Israel. Dieser erwählende, heilige Wille zeigt sich in der Form vollkommen freier Gnade. Weder durch menschliche Würdigkeit noch durch menschliche Auszeichnung anderer Art, auch nicht durch Gerechtigkeit oder Frömmigkeit ist die Erwählung auf dieses Volk gezogen worden oder an dasselbe geknüpft, sondern als reine, majestätische, anbetungswürdige Gnadenwahl, die sich mit unverkennbarer Absichtlichkeit diesem menschlichsten aller Menschenvölker, diesem, wie alle andern auch, verlorenen Sündervolke zuwendet, in starker Bundestreue und in freier Barmherzigkeit. Daraus ist die erschütternde Wirklichkeit gerade des Alten Testamentes zu erklären. Das Bundesvolk wird nicht geschont. Es wird ihm alles aufgedeckt. Seine Gerechten werden in all ihrer Ungerechtigkeit, seine Frommen in aller Gottlosigkeit gezeigt, damit man wisse, es ist ein Gnadenbund, freier majestätischer Zugriff Gottes, gültig für Zeit und Ewigkeit. So bedeutet nun aber die Erwählung ein Doppeltes, wie es aus den obigen Bibelworten deutlich zutage tritt: Segen und Trost durch alle Zeiten, oder aber Gericht und Verderben, wiederum durch alle Zeiten. Erwählung und Verwerfung sind die beidseitigen Zeichen auf der einen und nämlichen Münze. Der sie halten und brauchen muss, steht unter beidem. Aber der Bund bleibt bestehen. So geht denn ein Fallen und Aufstehen durch die ganze Heilsgeschichte der Schrift. Ueber allem aber ist und bleibt der majestätische Bundesgott: der Herr. Er ist König und bleibt König. Das Volk aber ist nicht einfach sein Bundespartner, sondern sein Eigentum und als solches zu königlichem Priestertum berufen. Das ist keine Ebenbürtigkeit, wohl aber Dienstpflicht, gottesdienstliche Ehrenpflicht. Wenn der Jude glaubt, Gott habe die Erwählung gleichsam aus der Hand gegeben und den Juden zur Verfügung gestellt, indem er sich als Jude fortzupflanzen habe, durch Heirat und Kindererzeugen verfüge er über diese eigenartige Aussonderung, so

verkennt er die Zeugnisse der Heiligen Schrift und entehrt die Heiligkeit von Gottes Gnadenwahl. Hier setzte ja auch der Protest des Täufers Johannes ein: «Meinet nicht, bei euch selber sagen zu können: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken.» (Mat. 3, 9.)

Wenn wir das Alte Testament lesen, so begegnen uns in ihm die hervortretenden Gestalten besonderer Zeugen und Wächter der Gnadenwahl Gottes über Israel. Wir blicken auf die Reihe der Propheten, eines Jesaja, eines Jeremia, eines Micha und anderer. Wir schauen auf die eigenartigen Gestalten der Führer des Gottesvolkes: Mose, Josua, Simson und auf die ragenden Fürstengestalten eines David, eines Salomo und Hiskia. Wir sehen die Priester Samuel und Esra. Sie alle sind mit menschlichen Maßstäben unmessbar. Jeder Versuch, auch nur eine dieser Gestalten so zu verstehen, wie man Könige, Priester, Führer oder Propheten anderer Völker zu beurteilen gewöhnt ist, verführt entweder zu einem falschen Lob oder zu ungerechtem Tadel. In der Regel kommt man auf diesem Wege zu einer Art von Bibelkritik, durch die der wahre Wert des biblischen Zeugnisses glatt zerstört wird. Die sogenannte religionsgeschichtliche Betrachtung der Heiligen Schrift und in diesem Fall des Alten Testamentes wird immer unter das Urteil aus dem 1. Korintherbrief (2, 14) geraten: «Ein natürlicher Mensch aber nimmt die Dinge, die des Geistes Gottes sind, nicht an; denn Torheit sind sie ihm, und er kann sie nicht erkennen, weil sie geistlich beurteilt werden müssen.» Wollen wir die Zeugen und Wächter der Gnadenwahl Gottes richtig verstehen, so müssen wir sie erkennen als Modelltypen der göttlichen Heilsgeschichte. In sich selbst sind sie nicht begreifbar. Der Sinn ihrer Erscheinung liegt nicht in ihnen. Er kommt anderswoher. Sie selber haben kein Licht, aber sie stehen in einem bestimmten Licht und strahlen so ein besonderes Licht aus. An ihnen wird das Modell: Priester, Prophet, König dargestellt. Sie sind also jeder in seiner menschlichen Eigenart innerhalb der Heilsgeschichte Platzhalter für einen andern. Platzhalter für einen, der kommen soll und der wirklich auch gekommen ist; ja, der auch einst wiederkommen wird. Diese Gestalten gehören in den ganzheitlichen Zusammenhang der Offenbarung Gottes, deren tragender Sinn seine Gnadenwahl von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, fleischlich verkörpert im Volk Israel. Sie empfangen also ihren Sinn allein aus dieser Wahrheit. Es gehen tausend Wege durch das Alte Testament. Sie führen aber alle zu einem einzigen Ziel, weil sie von diesem einen Ziel her auch vor der Zeit bestimmt sind. Es treten viele Namen auf und es wird mancherlei gesprochen in diesem eigenartigen Buch der Offenbarung Gottes. Aber alle Namen und alle Worte sind auf einen einzigen Namen ausgerichtet und in ihm ist gött-

liche Weisheit und Kraft. Dieser Name ist Jesus Christus, der wahre Messias.[210])

In der neuesten theologischen Literatur zur Judenfrage wird immer wieder mit äusserster Hartnäckigkeit auf die Stelle im Johannesevangelium gezeigt: «Das Heil kommt von den Juden» (4, 22). Das heisst jedenfalls zunächst soviel, dass die heilsuchende Menschheit das wirkliche Heil, das ihr hilft, nicht lösen kann vom Judenvolk. Wer Heil sucht und finden will, kommt mit dem Rätsel «Juden» in Berührung. Nicht nur so, dass er das Alte Testament innerhalb des Kanons der Heiligen Schrift annehmen muss, und auch nicht nur so, dass es ihm verwehrt bleibt «ja» zu sagen zum Heil, aber «nein» zu sagen zum Juden, dass ihm somit als Christ der Antisemitismus verwehrt bleibt, sondern dass er wissen muss: die Gnadenwahl Gottes über dem Volke Israel ist keine andere Gnadenwahl als die, von der allein auch wir andern leben können und durch die wir gerettet werden, diese Gnadenwahl mit ihrem grundlosen freien Erbarmen und mit ihrem majestätisch-freien Gericht. Und wie alle Wege im Alten Bund hinweisen auf den einen Namen Jesus Christus, so sind innerhalb unseres Heiles wiederum alle Wege ausgerichtet auch auf ihn, als den Mittelpunkt von Gottes Gnadenwahl. Der Apostel Paulus vergleicht sein Volk mit einem Baum, von dem Aeste ausgebrochen sind. Das sind die grossen Teile seines Volkes, welche Christus Jesus nicht als den wahren Messias annehmen. Die christliche Kirche vergleicht Paulus mit eingepfropften Zweigen, die nun an Stelle der abgehauenen wachsen und Frucht tragen sollen. Nun sagt er: «Wenn die Wurzel heilig ist, dann sind es auch die Zweige. Wenn jedoch einige der Zweige ausgebrochen worden sind, du aber, der du von einem wilden Oelbaum stammst, unter ihnen eingepfropft worden bist und an der saftreichen Wurzel des Oelbaumes mit Anteil bekommen hast, so rühme dich nicht wider die Zweige; rühmst du dich aber wider sie, so wisse: nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich» (Röm. 11, 16—18). Die christliche Kirche steht nicht nur auf dem Boden des Judentums, ohne irgendwie das zu sein, was man gemeinhin Judentum heisst, sondern die Kirche lebt von diesem Boden, sofern dieser Boden Leben aus der ewigen Gnadenwahl Gottes hat, die sich kundtut in der Offenbarung über Israel. Der Vorrang des Volkes Israel ist nicht zu übersehen, noch abzuleugnen. Paulus schreibt der Christengemeinde zu Rom: «Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der daran glaubt, dem Juden zuerst und auch dem Griechen» (1, 16). Er sagt aber auch vom Gericht Gottes, das ausbricht wider alles ungerechte Wesen: «Trübsal und Angst über die Seele jedes Menschen, der das Böse vollbringt, über den Juden zuerst und

auch über den Griechen» (Röm. 2, 5—9). Der «Grieche» ist hier einfach Sammelbegriff für die Christen aus den nichtjüdischen Völkern. Wir müssen hier einer eigenartigen Männergestalt des 2. Jahrhunderts gedenken, des Marcion. Er trat etwa im Jahr 144 n. Chr. aus der Christengemeinde in Rom aus und gründete eine eigene Kirche, in der er als sanctissimus magister (allerheiligster Meister) Verehrung genoss. Marcion glaubte, den auffallenden Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament nur so lösen zu können, dass er den wahren und guten Gott vom Gott des Alten Testamentes grundsätzlich schied. Aus diesem Gegensatz heraus suchte er auch das Leben Jesu verständlich zu machen und schrieb seinen Tod dem Kampf zwischen beiden Gottheiten zu. Was aber dem Ganzen zugrunde lag, war die Ueberzeugung der völligen Neuheit und Selbständigkeit des Christentums gegenüber dem Judentum. So kam Marcion nicht nur zu einer Verwerfung des Alten Testamentes, sondern auch zum textlichen Angriff auf die Stellen des Neuen Testamentes, die sich nicht in sein antijüdisches System einfügen wollten. In der oben angeführten Römerbriefstelle (1,16) strich er das Wörtlein «zuerst». Dass er damit die Grundlage der paulinischen Glaubenshaltung zerstörte, merkte er in seinem Eifer nicht, sondern war überzeugt, Paulus allein richtig verstanden zu haben. Ja seine Anhänger legten die Stelle Mat. 20, 21 so aus, in der Wiederkunft Christi werde Paulus zur Rechten, Marcion aber zur Linken des Herrn erscheinen.[211])

Wenn wir von der Erwählung Israels reden und damit bezeugen, dass es Gott also wohlgefallen hat, das Heil in diesem Gefäss der Menschheit zu schenken, so übertragen wir damit nicht einen Glaubenssatz der christlichen Kirche anmassend auf die Juden, sondern wir bekennen gemeinsam mit allen frommen Juden die gleiche Offenbarungswahrheit. Es sind aber die Juden, die nun hier eine deutliche Grenze ziehen. Der Jude sagt: «Le salut ne peut venir que d'Israel lui-même», das heisst, das Heil kann allein von Israel selber kommen. Es ist keineswegs nur der Träger oder auch das Gefäss des Heils; es ist sein Bevollmächtigter.[212]) Das Heil wird hier im Einheitsgedanken des Glaubens an den einen Gott, im Monotheismus, gesehen. «Le Monothéisme c'est notre vérité.» Darin sieht ein heutiger jüdischer Rabbiner das Heil für das ganze Abendland, sofern alle Menschen «guten Willens» es annehmen und sich so zur Humanität führen lassen wollen. Der Glaube an die Gnadenwahl hat sich hier eigenartig verengt und unheimlich zum Sendungsbewusstsein einer einzigen Idee und einer einzigen Frucht dieser Idee vereinfacht. Hören wir noch ein anderes Zeugnis aus dem jüdischen Lager. «Israel ist auserwählt, nicht zu besonderem Recht und nicht zur Herrschaft, sondern zu besonderer Verpflichtung, dem Wort Gottes offen zu stehen und das Leben zu heiligen, das

Joch des Gottesreiches auf sich zu nehmen, es mit der Reinheit des Glaubens und Lebens ernst zu nehmen.»[213]) Beide Zeugnisse, so verschieden sie klingen, sind dennoch Blätter am gleichen Gedankenzweig, indem auch der erste Zeuge sagt: «L'heure est enfin venue de demander au monde civilisé la réhabilitation morale de la pensée millénaire d'Israel.» Das heisst: die Stunde hat geschlagen, von der zivilisierten Welt die sittliche Wiederanerkennung der israelitischen Idee des tausendjährigen Reiches zu verlangen. Ich glaube, so sei dieser Satz richtig ausgelegt und verstanden. Bekennen wir als christliche Kirche: das Heil kommt von den Juden, so treten wir damit nicht allein mit den Judengegnern in ein entscheidendes Gespräch, sondern noch vielmehr mit den Juden selber. Indem wir uns dem Juden zuwenden und unserseits das «zuerst» betonen, sehen wir, wie der Jude sich abwendet. Marcion strich dieses «zuerst», um das Christentum vor dem Judentum zu retten. Der Jude streicht es, um das Judentum vor dem Christentum zu schützen.

31. Als die Zeit erfüllet war

«Als aber die Erfüllung der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, von einem Weibe geboren, dem Gesetz unterworfen, damit er die dem Gesetz Unterworfenen loskaufte, auf dass wir die Annahme an Sohnes Statt erlangten» (Gal. 4, 4 u. 5). Wir bekennen, Jesus von Nazareth ist der Christus, der Gesalbte Gottes. Er ist der ewige Prophet, der ewige Hohepriester und der ewige König, er der Messias Israels, auf den das gesamte Zeugnis des Alten Bundes zeigt, und als solcher ist er der Heiland der ganzen Welt. Von ihm berufen und in ihr heiliges Amt eingesetzt, begründen seine Abgesandten, die Apostel, die Kirche als das wahre Israel aus Juden und Heiden, für die Juden und für die Heiden. Die Heilsgeschichte empfängt durch die Geburt des Herrn ihren Einschnitt, von dem wir das Recht nehmen, unsere christliche Zeitrechnung zu ordnen: vor Christi Geburt und nach Christi Geburt. Das ist eine, wenn man will, horizontale Geschichtsordnung. Sie ist bedingt durch das Wunder der Erscheinung Jesu Christi als eines vertikalen Zeichens, von oben nach unten: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit, wie sie der einzige Sohn von seinem Vater hat, voll Gnade und Wahrheit» (Joh. 1, 14).

Beides wird vom Judentum mit eindeutiger Gebärde abgewiesen. Zunächst die horizontale Zeitordnung: der Jude kennt keine Zeitmitte, sondern nur ein Ziel.[214]) Wohl weiss er von der Erscheinung Jesu Christi. Er weiss von ihr nur zu gut. Sie ist ihm aber verhängnisvollste Episode zwischen dem messianischen Verheissungswort des

Alten Testamentes mit seinen eigenen messianischen Hoffnungen. Dementsprechend hat er auch für sich eine andere Zeitrechnung als die Christenheit. Abgewiesen wird aber erst recht das vertikale Zeichen. «Das Judentum hängt an keiner Persönlichkeit.» Das Ideal absoluter Vollkommenheit ist allein Gott. Von den Grossen Israels blieben nur die Worte, weil sie von Gott sind. Dementsprechend will das Judentum auch nichts wissen von einer Einzelerlösung. Es erwartet dafür Vollkommenheit und Heil für die Volksgesamtheit, freilich erst am Ende der Zeiten.[215])

Auf Grund dieser Stellungnahme ist es begreiflich, dass das Judentum das Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Sohn Gottes und dem wahren Messias rundweg ablehnen muss. Es widerstreitet seinem Gottesglauben, der jegliche Inkarnation, jede Fleischwerdung Gottes grundsätzlich ausschliesst. Der Jubel der Heiligen Nacht ist dem Juden ein tiefeinschneidendes Glaubensärgernis, ja eigentlich eine Gotteslästerung. Bei den Ostjuden galt der Heilige Abend als besonders unheilig. Es durften an ihm keine religiösen Schriften gelesen werden. Der 24. Dezember wurde also bewusst weltlich gehalten. Freilich hatten die jüdischen Schüler einen freien Tag, und das schätzten sie sehr.[216])

Die Juden haben aber nie geleugnet, dass Jesus von Nazareth ein Sohn ihres Volkes sei. Was Paulus den Römern schreibt (9,5): «Die Israeliten, von denen Christus dem Fleisch nach herstammt», ist bei ihnen unbezweifelt. Wäre er das nicht gewesen, die Talmudisten der ersten Jahrhunderte hätten sich kaum mit ihm beschäftigt. Auch die neuesten Arbeiten von jüdischen Gelehrten rütteln nicht an dieser nicht nur geschichtlichen, sondern erst recht heilsgeschichtlich wichtigen Tatsache.[217]) Es sei auch in diesem Zusammenhang an einen Ausspruch erinnert, der sicher mit Grund Voltaire zugeschrieben wird. Er soll über Jesus gesagt haben: «Ja, das ist das Eigentümliche dabei, dass er ein Jude war und dass seine Nachfolger keine sind.»[218]) Wenn von judenfeindlicher Seite behauptet wird: «Christus ist aus dem nichtjüdischen Stamm der Galiläer hervorgegangen, und seine Lehre bildet als übermässiger Idealismus den schroffsten Gegensatz, ja gerade die Umkehrung der jüdischen Selbstsuchtslehren; die Juden empfinden daher Jesus als einen Feind und Verhöhner ihrer Anschauungen und hegen bis auf den heutigen Tag den tiefsten Hass gegen ihn»,[219]) so kann man sich gewiss auch über dergleichen Behauptungen einfach hinwegsetzen und damit zeigen, man nehme sie nicht ernst. Es darf aber nie vergessen werden, wie auf dem ganzen Gebiet der Judenfrage gerade derartige Aussprüche unheimlich haften bleiben und durch Jahrzehnte hindurch nachwirken können. Das ist mit ein Grund für uns, hier alles genauer anzusehen.

Wir wollen zunächst erfahren, welches Urteil die Juden, abgesehen vom Zeugnis des Neuen Testamentes, über Jesus von Nazareth gehabt haben.[220]) Man muss die Stellen im Talmud schon mühsam zusammensuchen, bis man Spuren der Erscheinung Jesu findet. Allein ein gewisses Schweigen ist gerade auf Seiten des führenden Judentums auch ein Reden. Vergleicht man aber alle die Aussprüche, die mit wirklicher Sicherheit über Jesus, über die Apostel und über die werdende christliche Kirche zu finden sind, so sieht man, wie das Urteil über Jesus eine Umgestaltung im Sinne einer Verschärfung erfuhr. Anfänglich wurde er lediglich als Ketzer angesehen, immer aber als echter Jude. Wäre er kein Jude gewesen, so hätten sich die grossen Talmudisten wahrhaftig in ihren Lehrschulen nicht mit ihm beschäftigt. Man muss eben diesen Stolz des schriftgebildeten Juden auch kennen, um die Unmöglichkeit der Uebertragung germanischer Wunschträume auf die Gestalt Jesu abzuwerten. Jesus war den Talmudisten auch mehr als ein Prophet aus den Heiden. Es wurde ihm auch anfänglich die Seligkeit nicht abgesprochen. Bis zur Niederwerfung des grossen Aufstandes unter Bar Kochba war jedenfalls das Verhalten zu den Jüngern Jesu entschieden feindlicher als zu Jesus. Von den Jüngern fürchtete man eine völkische Gefahr, um der Aufnahme von Heidenchristen willen. In dieser Richtung wurde schneller abgebrochen.

Erst um das Jahr 200 richtet sich ein merklicher Hass auch wider den Herrn selber. Nun wird ihm vorgeworfen, er habe sich zum Gott gemacht. Wohlverstanden, dies wird nicht der Kirche oder etwa Paulus, sondern ihm selber vorgeworfen. Die Juden haben viel Sinn für mündliche Ueberlieferung. Ich halte darum gerade diese Zeugnisse für bedeutsam, auch zur Beurteilung der Dogmengeschichte der ältesten Zeit. Fragen wir, was der Talmud über Jesus von Nazareth weiss, so erhalten wir folgendes Resultat:

Talmud:	Evangelien:
Jesus ist ein Kind der Liebe, sein Vater war ein gewisser Pandera.	Er ist geboren aus Maria, der Jungfrau. Luk. 1, 27.
Er vollbringt wirkliche Wunder, aber durch Zauberei.	Er tut Wunder, nach dem Urteil der Juden durch teuflische Vollmacht. Zum Beispiel: Mat. 9, 34.
Er spottet über die Weisen seines Volkes.	Die Weherede wider die Schriftgelehrten und Pharisäer. Mat. 23.
Jüngernamen sind: Matthaj und Nakkaj sowie Toda.	Jünger sind: Matthäus und Thaddäus. Der Evangelist Lukas. Mat. 10, 3.

Talmud:	Evangelien:
Er starb am Rüsttag des Sabbaths, am 14. Nisan.	Johannes 19, 14.
Sein Name ist Jeschu, oft auch einfach «Ein Gewisser».	

Das Auftauchen jenes geheimnisvollen Pandera, als des illegitimen Vaters Jesu, wird auch von jüdischer Seite her so erklärt, dass man das griechische Wort für Jungfrauengeburt: Partheno-genesis, falsch gehört oder nicht verstanden habe, so dass es in Verbalhornung zu einer Männerfigur «Pandera» wurde. Dieses Gespenst hat sich leider als sehr lebensfähig erwiesen. Man lese einmal in den Welträtseln von Ernst Haeckel nach, was er hierüber schreibt.[221]) Haeckel zitiert aus einer apokryphen Schrift die Worte eines Geschichtsschreibers: «Josephus Pandera, der römische Hauptmann einer kalabresischen Legion, welche in Judäa stand, verführte Mirjam von Bethlehem, ein hebräisches Mädchen, und wurde der Vater von Jesus.» Welche apokryphe Schrift gemeint sei, wird nicht gesagt. Hingegen verweist Haeckel auf den grossen Christenfeind des 2. Jahrhunderts, Celsus. Diese Sache wird noch interessanter, wenn wir das Büchlein: «Toldoth Jeschu ha-nozri... etc.», dessen ganzer Titel übersetzt lautet: «Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahr 3760 seit Erschaffung der Welt», zur Hand nehmen.[222]) Dieses Büchlein ist wahrscheinlich im 13. Jahrhundert entstanden, enthält aber inhaltlich eine gewisse Ausmalung der talmudischen Gedanken über Jesus von Nazareth. Es ist das Schändlichste, was über Jesus gesagt worden ist. Dass gerade diese Quelle Haeckel dazu dienen muss, um die arische Abstammung Jesu nachzuweisen, ist, höflich gesagt, beklagenswert. Ein guter Kenner des Judentums sagt, dieses Büchlein sei in niederen jüdischen Volksschichten stark verbreitet, und man habe es da jeweilen am Weihnachtsabend gelesen, also eine wichtige Quelle, wenn man wissen will, wie die Judenmassen über Jesus dachten, und, sofern sie nichts wissen vom Neuen Testament, wie sie auch heute noch denken. 1714 wurde die preussische Regierung von seiten der getauften Juden Wenzel und Katz nicht nur auf dieses Büchlein: «Geschichte des Gehenkten», aufmerksam gemacht, sondern es wurde ihr auch gemeldet, dass bei der Nennung des Namens Jesu auch ausgespien werde, worauf die Rabbinen Berlins eine behördliche Weisung zur Unterdrückung von dergleichen Glaubensäusserungen erhielten. Wenn die christliche Kirche jubelnd bekennt: «O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Welt ging verloren, Christ ist geboren, freue, freue dich, o Christenheit», so schadet es nichts, wenn wir bedenken, welch weiten Weg Tausende von Judenherzen zurücklegen müssen, bis sie die für sie im Morast stehende Gestalt des Herrn in diesem Licht überhaupt nur sehen können.

Verlassen wir diese Niederungen, in denen sich jüdisches und anderes Proletariat unter Zustimmung des Freidenkertums die Hand reichen; steigen wir auf eine höhere Ebene, so sind wir Zeugen eines ganz anderen Streites um die Erscheinung Jesu von Nazareth. Beide Parteien sind sich hier darüber einig, dass Jesus nur ein aussergewöhnlicher Mensch gewesen sei. Der Gesprächspartner auf christlicher Seite wäre in diesem Fall der Arianismus, der uns schon früher als politischer Gönner des Judentums begegnete, oder dann in neuerer Zeit der in Glaubenssachen links stehende Flügel der Theologie und Kirche. Es geht hier auch um die Frage nach dem Vorrange der sittlichen Forderungen Jesu und um die Frage nach deren qualitativer Höhe. Anders ausgedrückt: wer war der Lehrer von Jesus, und: ist der Schüler über seinen Lehrer hinausgewachsen? Kannten die Juden das Gebot der Nächstenliebe? Lehrten sie vollends auch Feindesliebe? Ist die sittliche Lehre Jesu Original oder übernommen und von ihm besonders eindrücklich vertreten? Die Abhängigkeit Jesu von den Rabbinen behauptete Ernest Renan in seinem Buch «Vie de Jésus». Ich lese hier den Satz: «Hillel fut le maître de Jésus»[223]) Ein Beweis fehlt. Auch der Bahnbrecher der jüdischen Reformbewegung im 19. Jahrhundert, Abraham Geiger (geb. 1810, gest. 1874), behauptet die Abhängigkeit Jesu von Hillel. Dieser aussergewöhnliche Schriftgelehrte, aus Babylon stammend, lebte zwischen 30 v. Chr. und 10 n. Chr. Er galt mit Recht zu jener Zeit als die grösste Autorität in geistlichen Dingen zu Jerusalem. Nun aber wird man den Beweis für eine wirkliche Abhängigkeit auf Grund der bisher bekannten Quellen schuldig bleiben. Aber die hinter diesem Gespräch sich bergende Absicht bleibt doch auch offenkundig: Jesus soll seine Einzigartigkeit verlieren. Er darf ein Tugendlehrer gewesen sein, vielleicht ein besonders leuchtender, um des Ernstes, der Schönheit und der Kraft seiner Worte und Gleichnisse willen. Aber, was er sagte, kann man bei Juden und, wer weiss, sogar in China genau gleich oder noch tiefsinniger hören. Wer Jesus Christus auf diese Ebene herunterzerrt, muss ihn seines göttlichen Geheimnisses entkleiden und sieht sich genötigt, die Kritik am Neuen Testament so anzuwenden, dass alles das abgeschnitten wird, was zum Zeugnis der Kirche: Jesus Christus wahrer Mensch, auch das andere hinzufügt: Jesus Christus wahrer Gott. Dieser Kritik der Evangelien begegnen wir denn auch prompt überall dort, wo der Kampf gegen die Göttlichkeit Jesu ernst wird. Ich verweise auf die Gestalt von Rabbi Samuel, auch Zemach Duran genannt (kabbalistisch abgekürzt Raschbaz). Man weiss von ihm, dass er 1391 die Insel Mallorca verlassen musste, nach Algier floh und hier seine Pfeile wider das Neue Testament spitzte und abschoss. Er starb offenbar hochbetagt 1444. Rabbi Samuel behandelte

den Widerspruch zwischen den Evangelien und der Lehre des Apostels Paulus, spricht von der Besessenheit Johannes des Täufers, polemisiert gegen die Uebertriebenheit der sittlichen Forderungen Jesu und «führt die evangelische Legende ad absurdum». Es sei auch erinnert an den Voltaire aus der Zeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts, Isaak Troki, einen Mann, von dem der wirkliche Voltaire wahrscheinlich gelernt hat.[224])

Sollte in einem Gespräch über die Originalität der Lehre Jesu der Siegespreis Jesus zufallen, wie es ein christlicher Theologe, dem diese Dinge wichtig sind, anstreben muss, so beginnt der Kampf um die Frage nach der Einheit von Forderung und Lebenshaltung. Es geht um den Beweis der angewendeten Nächstenliebe und der wirklichen Feindesliebe. Das klingt alles sehr banal, aber das sind doch die Tummelplätze der Vulgärtheologie unserer christlichen Kreise, und zwar besonders der gebildeten, weil diese nicht wissen, dass sie sich damit durchaus im Zauberkreise einer unbestreitbaren Verjudung des christlichen Glaubensstandes verloren haben. In der Regel wird dann in Jesus die Verwirklichung eines sittlichen und religiösen Ideales, wenn auch mit gewissen Ueberspitzungen, anerkannt. Aber man schreitet, eingehüllt in den Mantel der Nächsten- und Feindesliebe, eigentlich an ihm vorbei und weiss sich mit dem anständigen Juden durchaus eins.[225]) Diese Einigung geht immer auf Kosten der Ehre und der göttlichen Würde Jesu Christi. Es ist der Wahrheit mehr gedient, wenn uns der Jude kompromisslos sagt: «Er (Jesus) brachte Israel Vernichtung durch das Schwert, Zerstreuung des Verlassenseins und ihre Erniedrigung, er veränderte das Gesetz und verführte viele, ein Wesen neben Gott zu verehren.»[226]) Ebenso wissen wir, woran wir sind, so der ernste, nicht billig paktierende Jude bekennt: «Es kommt niemand zum Vater (Joh. 14, 6). Anders aber, wenn einer nicht zum Vater zu kommen braucht, weil er schon bei ihm ist. Und dies ist der Fall des Volkes Israel, nicht des einzelnen Juden. Die Entwicklung des Judentums geht an Jesus vorbei, nicht durch ihn hindurch.»[227]) Hier fällt die wirkliche Entscheidung, während das andere nur Schauspiel für das Publikum auf den obersten Rängen ist. Die Worte des Herrn: «Ich bin das Licht der Welt, das Brot des Lebens, der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich bin die Auferstehung» — und seine vollmächtige Deklaration: «Ich aber sage euch», das sind die Grenzsteine (Mat. 5, 17—44, Joh. 6, 47—8, 12—11, 25—14, 6). Hier empfängt das Volk Israel die Enträtselung seines besonderen Geheimnisses, indem es in dem zum Frieden kommt, der der gute Hirte ist über die irregehenden Schafe Israels, oder aber es muss sein Geheimnis als eine Verbindung von Erwähltsein und Verworfensein durch die Zeiten tragen, leidend und Leiden bereitend, eine dämonische Verzerrung der Passion

des Herrn, übertragen auf ein ganzes Volk, ihn fliehend und dennoch ihm niemals entrinnend.

32. Wir predigen Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Aergernis

(1. Kor. 1, 23)

Wenn wir die Grenzscheide zwischen dem, was man das Leben Jesu von Nazareth nennen kann und seinem Leiden und Sterben überschreiten, so wollen wir die Vielen bedenken, die sich hier umwenden und weggehen. Keine geringe Zahl von Christen vereint sich hier, ohne sich dessen bewusst zu sein, mit den ernsteren und tieferblickenden Juden. Beide gemeinsam anerkennen die ragende Persönlichkeit Jesu, allein über seinen Tod schweigen sie sich lieber aus. Rabbi Jakob Emden in Altona schrieb 1757: «Der Stifter des Christentums hat den Heiden eine grosse Wohltat erwiesen, dass er die Abgötterei von ihnen entfernte, sie zum noachitischen Siebengebot verpflichtete und dazu ihnen eine Morallehre gab. Diese Gebote sind die Verbote des Götzendienstes, der Gotteslästerung, der Unzucht, des Blutvergiessens, des Raubes, des Fleischgenusses von lebenden Tieren und positiv das Gebot der Gerichtsbarkeit (1. Mos. 9, 1—7).[228]) Das ist immerhin eine bescheidene Verbeugung vor dem Herrn. Mehr kann man hier nicht erwarten, ist doch schon die Niedrigkeit Christi ein so unübersehbares Zeichen seiner Erscheinung, dass sich an ihr alle diejenigen Glieder des Judenvolkes stossen mussten, welche einen siegreichen Messiaskönig, und nur einen solchen, erwarteten. Nicht erst mit der Passion und in ihr vollzieht sich die Ablehnung des Christus Jesus durch das Volk Israel. Was der Evangelist sagt: «Er kam in das Seine und die Seinen nahmen ihn nicht auf» (Joh. 1, 11), liegt wie ein Schatten über der ganzen Erscheinung des Herrn. Als Sohn des Weinbergbesitzers, als Bevollmächtigter der Königsherrschaft Gottes betritt er den Weinberg, um von den Arbeitern die schuldige Frucht zu heischen. «Als jedoch die Weingärtner den Sohn sahen, sagten sie untereinander: Dies ist der Erbe; kommet, lasset uns ihn töten und sein Erbgut behalten. Und sie ergriffen ihn, stiessen ihn zum Weinberg hinaus und töteten ihn» (Mat. 21, 38 und 39). Das Zeugnis aller Evangelien ist darin eindeutig, dass das Leiden und Sterben des Herrn nicht eine zufällige Katastrophe war, ausgelöst entweder durch ein ganz ungerechtfertigtes Messiasbenehmen des Herrn selber oder aber durch einen Justizirrtum. Das Nein der massgebenden Kreise des jüdischen Volkes begleitete vielmehr von Anfang an den Herrn auf Schritt und Tritt. So hat ihn sein eigenes Volk tatsächlich

verworfen. Barrabas wurde freigebeten, über Jesus aber geschrien: «Hinweg mit ihm und kreuzige ihn» (Joh. 19, 15). Als der weltliche Richter, der Sitte gemäss, seine Hände öffentlich wusch zum Zeichen, er trage an einer möglichen Ungerechtigkeit keine Verantwortung, rief das Volk: «Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder» (Mat. 27, 25). Wenn wir hier und schon häufig Sätze aus dem Neuen Testament bringen, so wollen wir dessen eingedenk sein, dass Millionen von Juden durch alle Zeiten nur schon das Vorhandensein eines Neuen Testamentes ganz unbekannt war und auch heute sicher aber Tausenden noch unbekannt ist. Die meisten Juden lebten ausschliesslich in katholischer Umgebung, wussten also vom Christentum meist nur Bilderdienst, Zeremonien, Judenhass und was man ihnen zu Hause über Christen sagte. Auch diese besondere Not hängt mit der Verwerfung Jesu Christi und seiner Auslieferung zur Kreuzigung zusammen. Aus der geschichtlichen Verwerfung damals ist hernach eine grundsätzliche Verwerfung herausgewachsen.

Dennoch ist es den Juden gegenüber schwerstes Unrecht, sie mit einer Schuld am Tode Christi zu behaften. Die Christenheit hat sich an den Juden darin in tausendfältiger Weise versündigt, dass sie dieselben besonders in der Passionswoche Schmähungen und Demütigungen aller Art aussetzte. Es wurden auch allenthalben Hetzpredigten nicht nur wider sie, sondern in ihrer polizeilich angeordneten Anwesenheit gegen sie gehalten. Man wundert sich nicht, wenn im Jahre 1862 in Rom über die Aufmerksamkeit der Juden in diesen lästerlichen Gottesdiensten geklagt wird: «Einige hören sie, die übrigen sind Tiere, was sie eigentlich alle sind.» Man tat dann zum Teil schon in alten Zeiten, zum Teil erst im 19. Jahrhundert, den Schikanen Einhalt und begnadigte die Juden zu einer jeweilen am Palmsonntag zu entrichtenden Geldbusse, so in Beziers 1160 in der Höhe von vier Pfund Silber, so in Rom 1862, wobei vier Blumensträusse, in welchen das Geld stecken musste, an vier Senatoren abzuliefern waren.[229]) Es klingt sehr verständig und überzeugend, wenn Moses Mendelssohn wegen der Schuld am Tode Jesu an Lavater in Zürich schrieb: «Scheint es doch, als wenn man noch immer von uns dieserhalb Rechenschaft forderte. Was weiss ich's, was meine Vorfahren vor 1700—1800 Jahren in Jerusalem für gerechte oder ungerechte Urteile gefällt haben. Ich kenne auch so manche, die mit mir noch weitergehen und auf die Aussagen christlicher Zeugnisse die Unschuld jenes Religionsstifters sowie die sittliche Güte seines Charakters wohl anerkennen.»[230]) Aber das sind doch auch unheimlich stolze Worte eines jüdischen Aufklärungsphilosophen, der sich sehr erhaben fühlt über Jesus von Nazareth. Gewiss, er ist an diesem Tod so wenig geschichtlich schuldig wie irgendein Christ, aber als Sünder ist er dennoch, wie wir alle, gleich verhaftet in

der Schuld, um derentwillen Christus am Kreuze hing. Christus ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29). Es ist sicher kein Zufall, dass das Lamm im Laufe der Zeiten aus dem Bereich der jüdischen Frömmigkeitsübung weggenommen wurde. Das Essen eines Lammes beim Passah kam immer mehr in Abgang. Ich schreibe das dem Bestreben zu, jegliche Aehnlichkeitsberührung mit christlichen Glaubensvorstellungen zu meiden und auszuschalten. Das Kreuz des Herrn ist den Juden eben doch das noch viel furchtbarere Aergernis als die Erscheinung Jesu als solche.

Das hängt mit der messianischen Erwartung der Juden zusammen. Der Gedanke an ein mögliches Leidenmüssen des erwarteten Messias ist freilich vorhanden. Allein es handelt sich nur um ein zeitweiliges Unterliegen im Kampf wider die Feinde, nicht um einen Sühnetod, nicht um das Erdulden des Kreuzes. Hier setzt sich das Judentum aufs energischste wider die christliche Auslegung von Jesaja 53 zur Wehr. Dieses berühmte Kapitel vom Knecht Gottes, in welchem der Christ das eigentliche Evangelium vom Sühnetod Christi in der Form einer Verheissung liest, deutet der Jude durchaus auf sein eigenes Volk. Sein Volk ist der leidende Gottesknecht, nicht aber ein kommender Messias.[231]) Maimonides sagte: «Wenn er (der Messias) Glück hat, den Tempel an seiner Stätte baut und die Versprengten Israels sammelt, so ist er gewiss der Messias; und wenn er kein Glück hat oder er wird getötet, so ist er gewiss nicht der verheissene Messias.»[232]) Das Kreuz Christi ist und bleibt dem Juden ein aussergewöhnlich hartes Aergernis. Er sieht in der christlichen Deutung des Kreuzes eine Entwürdigung Gottes. Genau so, wie ihm das Zeugnis des Herrn von seiner Gottessohnschaft (Mat. 26, 63—65) eine Gotteslästerung ist, so muss er auch von seinem formalistischen Gottesbegriff aus, der jeglichen Gedanken an die Fleischwerdung ausschliesst, das von sich weisen, was Paulus den Christen in Korinth geschrieben hat: «Alles aber kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich selbst versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung verliehen hat. Denn Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich selbst, indem er ihnen ihre Uebertretungen nicht anrechnete und in uns das Wort der Versöhnung legte. So sind wir nun Gesandte für Christus, indem Gott durch uns ermahnt; wir bitten für Christus: Lasset euch versöhnen mit Gott! Er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit Gottes würden» (2. Kor. 5, 18—21). Welch ergreifenden, ganz besonders tiefen Klang haben diese Worte, wenn man sie hört im Gespräch mit dem Judentum!

Alledem entsprechend wird von den Juden beides abgelehnt: die Erlösung in Christus, mit dem Hinweis, dass man einer persönlichen

Erlösung nicht bedürftig sei. Und es wird auch Jesus selbst der Ehrenname eines Erlösers abgesprochen, denn die Erlösung durch ihn ist ja ausgeblieben. Folglich kann er nicht der Messias sein. Erlösung mag einst kommen in der Vollendung aller Dinge, also in der Endzeit Gottes, oder dann in einer Wiederherstellung Israels. Wir sehen, dass der Erlösungsgedanke durchaus kollektiv volksmässig gefasst ist und mit dem Gedanken an persönliche Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde rein nichts Gemeinsames hat.[233])

Was aber die Versöhnung betrifft, so haben wir vom jüdischen Versöhnungstag bereits andern Ortes gehört. Er ist eine Art Feilschen um Erlass der aufgelaufenen Unterbilanz. Und dennoch hat wenigstens der Jude, der an alten Frömmigkeitsformen noch festhält, einen Brauch, der uns zu denken geben muss. Ich meine das Kapores-Schlagen am Morgen vor dem Versöhnungstag. «Die Männer nehmen einen Hahn, die Frauen eine Henne, schwingen das Tier dreimal um den Kopf und sagen dreimal: Dieser sei meine Stellvertretung, dieser sei mein Ersatz, dieser sei meine Auslösung. Dieser Hahn (oder Henne) gehe in den Tod, ich aber möge in ein glückliches, langes Leben und in Heil eingehen.» Die weiteren Ordnungen dieser Sühnezeremonie lauten: Man schlachte das Tier vor Sonnenaufgang, weil dann die Barmherzigkeit Gottes am grössten ist. Man tut gut, die Tiere loszukaufen und das Geld den Armen zu geben. Man werfe die Eingeweide auf die Dächer oder in den Hof, wo die Vögel sie wegholen können. Die Tiere werden hernach geschlachtet und gegessen.[237]) So wurde für Millionen Juden das Aergernis des Kreuzes ersetzt durch das Kapores-Schlagen. Wir lesen im Johannesevangelium (9, 39—41): Jesus sprach: «Um ein Gericht herbeizuführen bin ich in diese Welt gekommen, damit die Nichtsehenden sehen und die Sehenden blind werden. Einige der Pharisäer, die bei ihm waren, hörten dies und sagten zu ihm: Sind etwa auch wir blind? Jesus sprach zu ihnen: Wenn ihr blind wäret, hättet ihr keine Sünde. Nun aber sagt ihr: Wir sehen. Eure Sünde bleibt.»

33. «Ihr nehmt unser Zeugnis nicht an!»

Als der Herr Jesus Christus seine zwölf Apostel aussandte durch das ganze jüdische Land, zu zwei und zwei zu wandern und zu verkündigen: «Das Reich der Himmel ist genaht», erteilte er ihnen die Weisung: «Gehet zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel» (Mat. 10, 7 und 6). Er bereitete sie auch auf bösen Widerstand vor: «Ein Jünger ist nicht über den Meister noch ein Knecht über seinen Herrn. Es ist genug für den Jünger, dass er ist wie sein Meister und der Knecht wie sein

Herr. Haben sie den Hausherrn Teufel geheissen, wieviel mehr seine Hausgenossen» (V. 24 und 25). Aber der Ruf zur Busse und die Einladung zur königlichen Hochzeit werden ausgeschlagen. Die erstgeladenen Gäste verachten den freundlichen, ehrenvollen Ruf, die frohe Botschaft, das Evangelium ist ihnen ein Aergernis (Mat. 22, 5). So werden nun die Diener des Königs erneut ausgesandt, zuerst, um die Armen, die Krüppel, Blinden und Lahmen hereinzuführen, zuletzt aber auch noch Bettler und Landstreicher, «damit mein Haus voll werde», so lautet die grossherzige Weisung des Königs (Luk. 14, 21—23). Ueber die Erstgeladenen jedoch wird das gerechte Urteil gesprochen: «Keiner jener Männer, die eingeladen waren, wird mein Gastmahl zu kosten bekommen» (V. 24). Dieses Urteil ist noch schärfer ausgedrückt in den Worten: «Ihr werdet sehen Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes, während ihr hinausgestossen seid» (Luk. 13, 28). Nicht erst in der Apostelgeschichte wird erzählt, dass das Zeugnis der christlichen Boten von den Juden abgelehnt wurde, vielmehr geschieht diese Abwehrgebärde unter den Augen des Herrn. Israel verwirft seinen Messias und es verschliesst sich der Botschaft des Evangeliums durch die Apostel des Herrn. Das hat zur Folge, dass «Zweige ausgebrochen werden» (Röm. 11, 17). Der Baum des Bundesvolkes, der Baum Israels, das ganz und gar unter der Gnadenwahl Gottes steht, erleidet durch dieses Nein eine tiefgreifende Veränderung. Die Wurzel bleibt, etliche Zweige bleiben auch; denn nicht wenige Juden bekennen sich zu Jesus Christus als ihrem Herrn und Heiland. Aber viele und schöne Zweige des Baumes werden ausgebrochen und fallen zur Erde. Ein abgebrochener Zweig ist eigentlich zum Absterben verurteilt. Dieser Sinn des Bildes hat sicher auch seine Bedeutung, allein er darf nicht gepresst werden.

Ein noch ernsteres Bild der Lage enthüllt uns die Apostelgeschichte. Die geistlichen Behörden des Judentums in Jerusalem antworten auf den apostolischen Zeugendienst mit scharfem Verbot, ja mit Inhaftierung, freilich vergeblich (Apg. 4—6). Der Diakon Stephanus, in dessen geistesmächtigem Wirken wohl zum ersten Male die eigentliche Gefahr ins Blickfeld tritt, wird gesteinigt (Apg. 6 und 7). Saulus von Tarsus wird mit Vollmachten eingesetzt und organisiert wider die werdende christliche Kirche eine blutige Verfolgung (Apg. 8, 1—3 und 9, 1 und 2). Aber gerade mit ihm kommt die grosse Wende. Der Auferstandene erwählt ihn zu seinem Apostel (Apg. 9), und nun trägt er das Evangelium von Stadt zu Stadt und von Land zu Land und baut die christliche Kirche, deren Fundament die Propheten und Apostel sind, deren Eckstein aber Jesus Christus ist (Eph. 2, 20). Immer jedoch wird den Juden, wo sie auch seien, das Evangelium zuerst angeboten. Paulus und Barnabas sagen es frei heraus: «Euch

zuerst musste das Wort Gottes verkündigt werden; da ihr es von euch stosst und euch des ewigen Lebens selbst nicht für würdig achtet, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden. Denn so hat uns der Herr geboten: Ich habe dich zum Licht der Heiden gesetzt, damit du zum Heil gereichest bis an das Ende der Erde» (Apg. 13, 46 und 47). So sehr diese schroffe Ablehnung der Botschaft von Christus Jesus durch sein Volk für den Apostel die tiefste Wunde in seine Seele riss, wovon die entscheidenden Kapitel 9—11 im Römerbrief ein erschütterndes Zeugnis ablegen, so wusste er doch auch, dass dies nicht an ihm und an der Art seiner Predigt lag, sondern beschlossen war im Willen des Herrn selber, und dass er hier in der Schicksalsgemeinschaft der christlichen Kirche vor einem Geheimnis des Reiches Gottes stehe, ja vor dem eigentlichen Geheimnis des Volkes Gottes Israel. Paulus erzählt von einer ihm zuteil gewordenen Vision folgendes: «Als ich aber nach Jerusalem zurückgekehrt war und im Tempel betete, geschah es, dass ich in eine Verzückung geriet und ihn sah, wie er zu mir sprach: Eile und geh schleunig aus Jerusalem fort, denn sie werden von dir ein Zeugnis über mich nicht annehmen» (Apg. 22, 17. 18).

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Führer des Judentums längere Zeit hofften, die Urgemeinde in Jerusalem erledige sich von selbst. Sie für sich allein konnte vom Judentum aus als eine gewisse Form von Ketzerei angesehen werden. Das fiel unter die Bezeichnung «Minim» oder «Minäer», also Juden, die in ihrem Glauben irre gehen, aber vielleicht belehrbar bleiben und zurückkehren. Aber die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden und die Gründung einer Kirche aus Juden und Heiden musste ihnen doch die Augen öffnen für dieses ganz andere. So scheint es denn, dass sich eine erste klare Abgrenzung infolge der Christenverfolgung unter Kaiser Nero (54—68 n. Chr.) vollzog.[235]) Hinter alledem stehen aber die grundsätzlichen Vorgänge. Wir sehen die Tatsache, dass die Juden den wahren Messias Jesus Christus verworfen haben und durch alle Jahrhunderte ihr Judentum damit in seiner Existenz sichern wollten, dass sie auf dessen Verwerfung beharrten. Wir stehen vor der weiteren Tatsache, dass sie das Zeugnis der Apostel und damit das Zeugnis der christlichen Kirche ebenfalls ablehnten. Es sind zwei «Nein», die sich gegenseitig bedingen und unter sich zusammenhängen. Der in neuerer Zeit da und dort auftauchende schüchterne Versuch, das «Nein» gegen Jesus Christus dadurch in ein an gewisse Bedingungen geknüpftes «Ja» umzuwandeln, indem man die Vollmacht des apostolischen Auftrages bestritt und das Zeugnis des Neuen Testamentes unter schärfste Kritik stellte, hat nie zu einem auch nur einigermassen christlichen «Ja» gegenüber Jesus Christus

geführt. Man kann nicht die Apostel opfern, um so den Sittenlehrer Jesus gewinnen zu wollen.

Nun aber haben wir es bei diesem doppelten Nein des Judentums nicht einfach mit einem menschlichen Verhalten zu tun, das aus einer entscheidungsvollen Wahl in menschlicher Freiheit herausgeflossen wäre. *Das Geheimnis ist nicht ein rein menschliches oder gar völkisches Geheimnis. Es ist ein Geschehen auf Grund von Gottes Ratschluss.* «Gott hat alle zusammen in den Unglauben hineingebannt, um an allen Barmherzigkeit zu erweisen» (Röm. 1, 32). Die Verwerfung des Christus durch die Juden hat nämlich *die Annahme der Heiden* als Christen zur Folge. Weil Zweige ausgebrochen werden, können andere Zweige von einem wilden Oelbaum eingepfropft werden. Das geschieht wiederum, wie bei Israel, in freier, majestätischer Gnadenwahl, in völlig freiem Erbarmen Gottes. So besteht die christliche Kirche als eine Gemeinschaft der Glaubenden an Jesus Christus durch die Gnade Gottes aus Juden-Christen und aus Heiden-Christen. Der Blut-Bund der Beschneidung ist ersetzt durch das unschuldige Bundes-Blut des Lammes Gottes. «Ist Gott nur der Juden Gott? Nicht auch der Heiden? Ja, auch der Heiden, weil ja Gott nur einer ist, der die Beschnittenen aus Glauben und die Unbeschnittenen durch den Glauben gerechtsprechen wird» (Röm. 3, 29, 30). Den Weg, den das Volk Israel eigentlich im Gehorsam zu seinem wahren Messias hätte beschreiten sollen, wird nun durch die christliche Kirche begangen. Die Verengerung der Gnadenwahl Gottes über Israel zu einer jüdisch-völkischen Angelegenheit mit ihrer Gefahr einer völkischen Selbstgerechtigkeit ist gesprengt: das Evangelium von Jesus Christus, dem um unserer Sünde willen gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen auferstandenen Heiland, ist die frohe Botschaft für alle Welt, für jedes Volk: ja auch abermals für die Juden mit ihrem Talmud oder auch ohne ihren Talmud.

Aber die christliche Kirche darf den Preis nie vergessen, den die Sprengung der Fesselung der Gnadenwahl Gottes im Judentum gekostet hat. Sie soll nicht nur «hinblicken auf den Anfänger und Vollender des Glaubens, Jesus» (Heb. 12, 2), sondern sie möge wohl bedenken, «die Strenge Gottes wider die, die gefallen sind» (Röm. 11, 22). *Der neue Bund ist in Wirklichkeit der alte Bund.* Der Verfasser des Barnabasbriefes sagt hier sehr richtig: «Ihr Bund ist auch unser Bund.»[236]) Für das Volk Gottes aus Israel und für das Volk Gottes aus den Heiden ist alle Gerechtigkeit vor Gott eine geschenkte, eine zugesprochene Gerechtigkeit durch den Glauben, empfangen aus Gnaden allein (Röm. 3, 23—31). So wenig der Jude auf seine Gerechtigkeit pochen kann; dem Christen aus dem Heiden ist das Pochen und Rühmen

ebensowenig gestattet. Darum steht der letztere unter der ernsten Warnung: «Infolge ihres Unglaubens sind sie ausgebrochen worden; du aber stehst eingepfropft infolge deines Glaubens. Sei nicht hochmütig, sondern fürchte dich! Denn wenn Gott die natürlichen Zweige nicht verschont hat, wird er wohl auch dich nicht verschonen. Darum sieh die Güte und die Strenge Gottes an: gegen die, welche gefallen sind, die Strenge, gegen dich aber die Güte Gottes, sofern du bei der Güte verharrst; denn sonst wirst auch du herausgeschnitten werden» (Röm. 11, 20—22).

Israel ist nicht verworfen, es ist verhärtet. Es ist wichtig, gerade hier den genauen Wortlaut des apostolischen Zeugnisses sorgfältig zu beachten, sonst steht man in Gefahr, in gewissenloser Weise und gegen den biblischen Befund von einem Fluch über die Juden zu reden, ja von einem unaufhebbaren Fluch. Der Apostel Paulus schreibt: «Was Israel erstrebte, das hat es nicht erlangt, die Auserwählten aber haben es erlangt; die übrigen dagegen sind verstockt worden, wie geschrieben steht: Gott hat ihnen einen Geist der Betäubung gegeben, Augen, damit sie nicht sehen, und Ohren, damit sie nicht hören, bis zum heutigen Tag» (Röm. 11, 7 und 8). Das Wort, welches meistens mit «verstockt» übersetzt wird, heisst eigentlich: verhärtet. Es wird im Sprachgebrauch der antiken Medizin gebraucht, um eine Hautverhärtung, das Verlieren der Empfindungsfähigkeit, zu bezeichnen.[237]) Aber trotzdem ist der Bund auch über Israel nicht aufgehoben; denn das Nein gegenüber dem Evangelium zwingt Gott nicht auch seinerseits, mit einem Nein der Verwerfung zu antworten. Es gibt Vergebung auch für die Sünde der Lästerung gegen den Sohn Gottes (Mat. 12, 31). Ueber dem verblendeten Volk Israel gelten die Klageworte, aus denen ewiges Erbarmen aufleuchtet: «Den ganzen Tag habe ich in Liebe meine Hände ausgebreitet gegen ein ungehorsames und widerspenstiges Volk» (Jes. 65, 2 und Röm. 10, 21).

Wenn wir nun alles das ernsthaft überlegen, kommen wir zu dem Schlusse, dass jegliche Form von Antisemitismus innerhalb der christlichen Kirche ausgeschlossen sein muss. Grundsätzlicher Judenhass, mit allen seinen verhängnisvollen vergifteten Früchten, ist Entehrung des Herrn Jesus Christus, der ein Jude war, ist Entehrung des apostolischen Zeugnisses, ist Vergessen des Preises, um dessentwillen wir Christen sind, ist Ungehorsam wider das Wort Gottes des Alten und Neuen Testamentes und Ablehnung der Gnadenverheissung über Israel, die nach wie vor gilt. Antisemitismus zerstört auch die geistlichen Grundlagen der christlichen Kirche, weil der Bund Gottes Erbarmen über alle Völker ist. Wir lesen im Brief an die Christen in Galatien: «Denn ihr alle seid Söhne Gottes durch den Glauben an

Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft worden seid, habt Christus angezogen. Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Weib; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus. Wenn ihr aber Christus angehört, seid ihr ja Abrahams Nachkommenschaft, Erben gemäss der Verheissung» (Gal. 3, 26—29). Wir werden noch in späteren Abschnitten besonders auf diese klaren Weisungen und Zeugnisse des Neuen Testamentes zurückkommen müssen, wenn wir von der Mission unter Israel und von der Taufe von Juden, die an Christus glauben und ihm nachfolgen wollen, zu sprechen kommen.

Wir gelangen aber, so wir alles Gesagte überblicken, auch noch zu einem zweiten, nicht weniger folgenschweren Schluss. Die Verhärtung des Judenvolkes, infolge der Verwerfung Christi und der Ablehnung des apostolischen Zeugnisses, hat für das Judenvolk selber zunächst zwei klare Folgen. «Ihre Gedanken wurden verhärtet. Denn bis zum heutigen Tage bleibt dieselbe Decke auf der Vorlesung des Alten Testamentes, und sie wird nicht aufgedeckt, weil sie nur in Christus abgetan wird, sondern bis heute liegt, sooft Mose vorgelesen wird, eine Decke auf ihrem Herzen» (2. Kor. 3, 14 und 15). Dem Juden ist das Alte Testament zu einem Rätselbuch geworden. Er hat den Schlüssel verloren. Der Schlüssel ist denen anvertraut, die an Christus glauben. In Wirklichkeit ist eben nicht mehr das Alte Testament das Buch des Juden, sondern der Talmud, und wenn er diesen preisgibt, hat er überhaupt nichts mehr. Die andere Folge der Verhärtung zeigte sich bald genug. Sie trat bereits im Aufstand des Bar-Kochba in Erscheinung. «So milde nun Bar-Kochba gegen die Römer verfuhr, so schonungslos behandelte er die Judenchristen, die sich weder am Krieg beteiligt hatten noch seine Messianität anerkennen wollten. Die sich weigerten, Jesum zu verleugnen, wurden mit der harten Strafe der Geisselung belegt.»[238]) Die Synagoge wird zur unerbittlichen Gegnerin der christlichen Kirche. Das Judentum wird, wenn es kann, widerchristlich, antichristlich. Hier erwächst nun der Kirche, ob sie es will oder nicht, ein Feind aus Grundsätzlichkeit. Diese Feindschaft ist nicht freizusprechen von zeitweiligen Ausbrüchen des Hasses. Jedenfalls ist der mögliche Hass von seiten der Juden älter als irgendwelche Form von Verfolgung der Juden durch die Christen. Die furchtbaren Verfolgungen mögen den Hass geschürt und unlöschbar gemacht haben, aber er sitzt tiefer, er hat seine Wurzel in der Verhärtung der Juden als der Folge ihrer Verwerfung des Evangeliums.

Viel zu reden gab im Gespräch zwischen Synagoge und Kirche je und je jener Teil des täglichen Gebetes, von dem gesagt wird, er sei wider die

Christen gerichtet. Der besagte Teil dieses sogenannten Achtzehn-Gebetes lautet: «Nicht blühe eine Hoffnung der Verfolgern! Das Reich des Uebermuts entwurzle rasch in unseren Tagen! Es mögen Nasoräer und die andern Abgefallenen in einem Augenblick vergehen! Sie seien aus dem Buche der Lebendigen getilgt, und mit den Frommen sollen sie nicht aufgeschrieben werden. Gepriesen seist du Herr, der du die Frechen beugst.»[239]) Ich stelle fest, dass die eine meiner jüdischen Quellen den Satz gegen die Nasoräer weglässt. Weshalb wohl? Ich stelle ferner fest, dass die zweite jüdische Quelle, die mir zur Verfügung steht, zitiert: «Und die Nozrim (Judenchristen) und die Minim (sonstige jüdische Ketzer) sollen plötzlich umkommen.» Beide versuchen also eine Abschwächung. Die eine, indem sie nur die Hälfte mitteilt, die andere, indem sie glauben machen will, es handle sich nur um ein Gebet wider Judenchristen. Die Judenchristen haben aber im Laufe von bald 2000 Jahren nicht eine so grosse Rolle gespielt, dass man um ihretwillen diese Gebetsstelle beibehalten musste. Wir machen den Juden sicher keinen Vorwurf, wenn sie gegen uns in verwünschender Weise gebetet haben oder es da und dort noch tun. Das mögen sie vor Gott verantworten. Aber sie sollen so ehrlich sein und zu ihrem Nein stehen. Die Synagoge ist für die christliche Kirche weder ein Leichnam noch eine Mumie noch ein Ueberrest alter Zeiten und anderen Glaubens, der nichts zu bedeuten hätte. Sie ist für uns eine Grenze, eine Front, ja unter Umständen eine Gefahr. Das ist kein antisemitisches Urteil, sondern einfach Feststellung einer ernsten Wahrheit.

34. «Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden» (Mat. 21, 42)

Jesus, der Christus, ist der Eckstein der christlichen Kirche. Die Ehre und Würde, die ihm sein Volk verweigerte, hier hat er sie inne in göttlicher Vollmacht. Das Volk aber, das durch den Heiligen Geist den Glauben an ihn empfängt, ist zum heiligen Tempel geworden, nicht ein Gotteshaus, mit Händen bereitet. Paulus schreibt der korinthischen Gemeinde: «Der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr» (1. Kor. 3, 17). Was das für den Lebenssinn des einzelnen glaubenden Christen bedeutet, steht im 1. Petrusbrief 2, 5: «Lasset euch selbst wie lebendige Steine aufbauen als ein geistliches Haus, zu einer heiligen Priesterschaft, um geistliche Opfer darzubringen, die Gott angenehm sind durch Jesus Christus.» Die Glieder der christlichen Kirche sind so nicht mehr Fremde und Beisassen, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes (Eph. 2, 19).

Wer also zu dieser Kirche Jesu Christi gehört, ist Miterbe geworden am Reichtum der Gnadenwahl des Bundesvolkes. Er ist in eine Nutzniesserschaft eingesetzt, die ihm ursprünglich nicht zukam, die ein anderer Erstbegnadeter innehatte, aber ausschlug. So kann nun das Volk der Kirche Jesu Christi angesprochen werden: «Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, damit ihr die herrlichen Taten dessen verkündigt, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat, euch, die ihr ehemals kein Volk waret, jetzt aber Gottes Volk seid, die ihr nicht begnadigt waret, jetzt aber begnadigt worden seid» (1. Pet. 2, 9 und 10). Man könnte also sagen, dass dem Israel nach dem Fleische, nunmehr ein wahres Israel nach dem Geiste und durch den Heiligen Geist zur Seite getreten ist, die christliche Kirche neben die Synagoge. Aber dieses wahre Israel ist nicht vollmächtiger Besitzer über das ihm aus Gnaden zugefallene Erbe, sondern Nutzniesser, ja man könnte auch sagen: der Treuhänder unter Verantwortung gegenüber dem alleinigen Erben, welcher ist Jesus Christus. Den Juden wird vom Herrn gesagt: «Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volk gegeben werden, das dessen Früchte bringt» (Mat. 21, 43). Alles das ändert aber an der ursprünglichen Berufung und Erwählung des Volkes der Juden nichts. Die Gnade des wahren Israel steht auch ihm offen, wenn es sie annehmen will. Wenn man in der Kirche vom wahren Israel spricht, so bedeutet das nicht eine Erniedrigung des jüdischen Volkes oder seine Ausstossung, sondern das ist Verheissung über der Kirche und über Israel in der Synagoge und ebenso Gerichtsernst über Synagoge und Kirche. Der Geist des Widerchrists kann auch in der Kirche aufstehen und versuchen, den Tempel des Herrn zu zerstören, und die Decke kann vom verblendeten Volk Israel hinweggenommen werden. Aber das Hinübernehmen der Bezeichnung «Israel» in den Sprachschatz des kirchlichen Bekennens erlaubt der Kirche, sich in Gebet und Lied als Israel zu bezeichnen. Luther singt: «Ob bei uns ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade; sein' Hand zu helfen hat kein Ziel, wie gross auch sei der Schade. Er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird aus seinen Sünden allen.»[240])

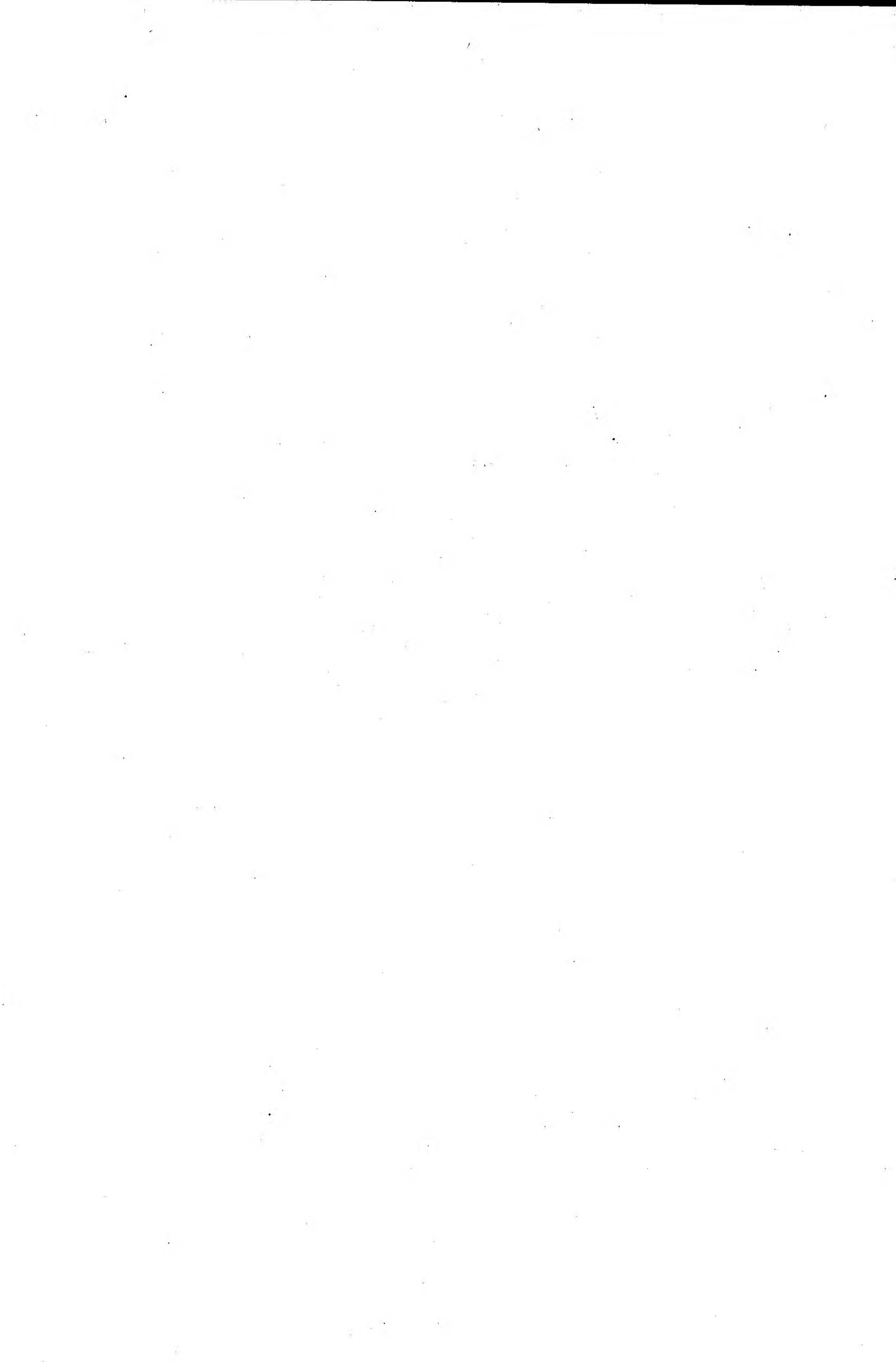
Ein wesentlichster Teil dieser zur Nutzniessung anvertrauten Erbschaft ist das Alte Testament. Es ist die Bibel des Herrn Jesus Christus und ebenso die Bibel der christlichen Kirche. Ich bitte, ernstlich zu bedenken, dass die ersten Christen anfänglich das Neue Testament nicht hatten. Die Zeugnisse dieses letzteren waren zuerst mündliche Ueberlieferungen und allmählich auch Briefe der Apostel. Ihr Fundament aber war für sie genau so wie für die Juden das Alte Testament. Aus ihm beteten sie, aus ihm lasen sie das Zeugnis des Christus Jesus. Mit

ihm bekannten sie: Es steht geschrieben. Der Herr sagt den Juden: «Ihr durchforscht die Schriften, weil ihr meint, in ihnen ewiges Leben zu haben, und diese sind es doch, die von mir zeugen» (Joh. 5, 39). Der Auferstandene öffnet den Emmausjüngern die Geheimnisse der Schrift des Alten Testaments: «Musste nicht der Christus dies leiden und dann in seine Herrlichkeit eingehen? Und er begann bei Mose und bei allen Propheten und legte ihnen in allen Schriften aus, was über ihn handelt» (Luk. 24, 26 und 27). Genau so gehen alle Apostel auch vor und nicht anders der Diakon Philippus gegenüber dem Kämmerer (Apg. 8, 30—33). Dem Herrn Jesus Christus war das Alte Testament die Bibel. Aus ihr lehrte er, aus ihr betete er, auch am Kreuz. Es ist das Wort seines Vaters. Darum ist auch das Alte Testament mit heiligstem Recht in die Nutzniesserschaft der christlichen Kirche übergegangen und bildet gemeinsam mit dem Neuen Testament den Kanon der Heiligen Schrift. Es wäre sinnlos, das Alte Testament als Judenbuch zu brandmarken oder ihm zweiten Rang neben dem Neuen einzuräumen. Jede Beschneidung des biblischen Kanons hat je und je zu einer Gefährdung der christlichen Kirche geführt, sei es zu einer Schwärmerei oder zu offenkundigem Unrecht. Die christliche Kirche hat sich darum in ihrer Auseinandersetzung mit dem Judentum, sofern sie sich ihres Auftrages ganz bewusst war, nie des Alten Testamentes geschämt, sie hat es vielmehr reichlich gebraucht, auch als Schwert des Geistes. Es ist hier nicht der Ort, über die besonderen Schwierigkeiten, die das Alte Testament bietet, sich auszusprechen. Hier muss auf die entsprechende Literatur verwiesen werden. Zudem ist es eine alte Regel, dass, wer über das Alte Testament strauchelt, auch mit dem Neuen nicht fertig wird.[241])

Weil aber mit der wachsenden christlichen Kirche das Alte Testament in ganz besonderer Weise, neben dem Judentum und eigentlich gegen dasselbe, gottesdienstliche Bedeutung erhielt, zogen sich die Juden immer mehr auf ihre Auslegung der Thora, auf die Mischna und hernach auf den ganzen Talmud zurück. Das war ihre Festung, das war der Riesenzaun um ihr Gesetz. Hier zeigte sich am allerverhängnisvollsten die innere Wirkung ihres Neins zur Erscheinung Christi und zum Evangelium der Kirche. So vollzog sich in der Glaubenshaltung des Judentums eine Art von innerer Spaltung: hier die Gesetzlichkeit und dort die Hoffnung. Die Hoffnung aber musste reinlichst ferngehalten werden von allem, was irgendwie christlich aussehen konnte, und so wurde die Hoffnung völkisch-national. Um ihren Glauben zu retten, versteiften sich die Juden auf die Rettung des Volkes. Sie hofften für sich. Sie hofften aber nicht mehr in der heiligen Ordnung der Verheissung Gottes. Das ergab nun ein Doppeltes. Einerseits stieg die Gestalt des Schrift-

gelehrten empor zu unerhörtem, allein-vollmächtigem Ansehen. Das heisst, der Thora-Jurist wurde inthronisiert, in scharfem Unterschied zu den Evangelisten und Hirten in der christlichen Kirche. Anderseits war alles auf das mögliche Auftauchen des immer heisser erwarteten Messias gespannt, des Inbegriffs alles Irrationalen, des personifizierten Wunders, anstelle des Gesetzes. Das Alte Testament ist so dem Judentum auseinandergefallen in einzelne Bestandteile, von denen jeder in seiner Art sowohl sinnvoll als auch sinnlos sein kann. Möge ein Bild aus unserem technischen Zeitalter das, was ich sagen möchte, richtig veranschaulichen. Um der Verwerfung des Christus willen ist dem Judentum das Alte Testament zu einem Film geworden, den zu entwickeln es nicht mehr Vollmacht und Material hat, den aber die christliche Kirche, um des Glaubens an Christus Jesus willen, in bestens entwickeltem Zustand anvertraut erhielt und ihn jederzeit richtig vorzeigen kann, wenn sie es nur will und wenn sie es wagt.[242])

Wir haben bereits gehört, wie die katholische Kirche im Jahr 1240 die Verbrennung von 24 Wagenladungen Talmud veranlasste. Auch sonst wurde oft genug Jagd gemacht auf diese eigenartigen Bücher. Ich sehe in dem, was Martin Luther am 10. Dezember 1520 vor dem Elstertor in Wittenberg wagte, eine Tat, die in einem gewissen Sinnzusammenhang zu alle dem steht. Luther verbrannte päpstliche Gesetzbücher samt der gegen ihn gerichteten Bulle des Papstes. Soll die christliche Kirche eine Kirche des Evangeliums sein, so gehört alles das, was die Kirche zu einem Institut geistlicher Gerichtsbarkeit macht, ins Feuer. Dem Talmud entspricht stark der juristische Charakter der katholischen Kirche, freilich mit dem Unterschied, dass hier klare Gesetze und Regeln in Gültigkeit stehen. Aber der Bevollmächtigte in der katholischen Kirche ist Priester und Kirchenjurist in einer Person, ähnlich dem Rabbiner der Synagoge. Es ist unverkennbar, dass die katholische Kirche einen Teil des jüdischen Erbes in dieser Richtung unter Preisgabe einer evangelischen Haltung und des Gehorsams gegenüber dem Schriftwort übernommen hat. Nicht umsonst gilt auch hier die Tradition gleichviel wie die Schrift. Nicht umsonst spielt auch hier die Vernünftigkeit der Grundwahrheiten eine durchaus gleiche Rolle. Nicht umsonst steht oben der Papst, durchaus vergleichbar dem Hohepriester. Nicht umsonst ist die Judenfrage für die katholische Kirche nie brennend geworden, es sei denn, dass sie ihr mit Machtmitteln, unter Beihilfe katholischer Staaten, entgegengetreten sei. Die Tat Martin Luthers vor dem Elstertor war ein Schlag wider den Geist der Synagoge in der Kirche, die ihn mit ihrem Bann belegte, weil er auf Grund der Heiligen Schrift es wagte, das volle und ungebrochene Evangelium von Jesus Christus wieder auf den Leuchter zu stellen.



VI.

TOTE ODER LEBENDIGE HOFFNUNG

35. Die messianische Erwartung der Juden

In der biblischen Zeit erhofften die Juden sowohl die Erscheinung eines persönlichen Messias als auch das mit dessen Auftreten beginnende Zeitalter eines messianischen Reiches. Dieses Sehnen ist schön ausgesprochen im Stoßseufzer der Emmausjünger am Abend des Ostertages: «Wir aber hofften, er (Jesus Christus) sei es, der Israel erlösen sollte» (Luk. 24, 21). Israels Hoffen ist in seiner echten Fassung stets auf die Gestalt eines glorreichen Messiaskönigs ausgerichtet. Der Name Messias kommt vom hebräischen Wort «Maschiach» und heisst: der Gesalbte, griechisch: Christos, deutsch: Heiland. Gemeint ist der von Gott für sein auserwähltes Volk gesalbte König. Das Hoffen richtete sich sowohl auf ihn, damit er als Erlöser und Retter fremdes Joch zerbreche, als auch auf den Anbruch seines Friedensreiches in Gerechtigkeit, in unbestrittenem Wohlstand und in Ehre für sein Volk. Die messianische Erwartung der Juden hat bei genauerem Zusehen zwei Seiten: eine ausgesprochen national-völkische und eine mehr allgemein heilsgeschichtliche, man könnte auch sagen: eine religiös-politische Seite und eine fromme Glaubensseite. Die Spannung zwischen beiden zittert auch im Neuen Testament nach. Ich erinnere an den greisen Simeon im Tempel zu Jerusalem. Er wartete auf den Trost Israels (Luk. 2, 25). Wir hören von der stürmischen Frage des Volkes angesichts der Gestalt Johannes des Täufers, ob er der erwartete Messias sei, und von seinen Antworten (Luk. 3, 15). Hinzu kommen die verschiedenen Rufe beim Einzug Jesu in die Heilige Stadt (Luk. 19, 38) und die heftige Abwehrgebärde der führenden Juden. Ich erinnere vollends an das Entsetzen der jüdischen Behörde, als Pilatus es wagte, den gekreuzigten Jesus von Nazareth als König der Juden zu bezeichnen (Joh. 19, 15).

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhang des Passahgottesdienstes bei den Juden zu gedenken. Die Feier findet zu Hause statt. Die Juden heissen sie: «Pessach», das heisst: Vorüberschreiten, Verscho-

nung, weil nach 2. Mos. 11 und 12 das an die Türpfosten gestrichene Blut des Pessach-Lammes das Erkennungszeichen für den Gerichtsengel Gottes war, der beauftragt war, jeden Erstgeborenen der Aegypter zu töten. Um dieses Blutzeichens willen schritt der Engel an den Häusern der Juden vorüber. Das Pessach-Mahl aber war das Zeichen des Aufbruches und damit der Anfang der Befreiung aus der Sklaverei Aegyptens. In der Pessach-Festzeit geniesst der fromme Jude «Brot des Elends» (5. Mos. 16, 3). Diese Mazza oder Mazzen bestehen aus Weizenmehl mit Wasser gemengt, Sauerteig ist ausgeschlossen. Dazu werden bittere Kräuter in Essig dargeboten. Ein Teig aus gehackten Aepfeln, Feigen, Nüssen und Mandeln soll ferner an die Ziegel gemahnen, die in der ägyptischen Sklaverei mühsam erarbeitet werden mussten. Der Hausvater hebt die Mazzen hoch und sagt im Abschluss seiner vorgeschriebenen Mahn- und Erinnerungsworte: «In diesem Jahr sind wir Knechte, im kommenden Jahr sind wir Freie.» Von den vier Weinbechern, aus denen getrunken werden soll, gilt der erste der Befreiung aus der Knechtschaft, der zweite der Erlösung von der Sklavenarbeit, der dritte der Loslösung von aller Abhängigkeit von Aegypten und der letzte der Einsetzung des jüdischen Volkes als «Volk des Ewigen». Ein fünfter Becher aber wird von einem der Söhne zur Türe hinaus auf die finstere Gasse gehalten, bestimmt für den Vorläufer des Messias, den Propheten Elia, falls er bereits unterwegs sei, was den Anbruch der messianischen Zeit bedeuten würde.[243]) (Mal. 3, 23.)

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die messianische Erwartung der Juden durch die Erscheinung des Christus und durch das Erstarken der christlichen Kirche ganz bedeutend beeinflusst wurde. Wie wir hörten, erhielt die national-völkische Linie entschieden die Oberhand. Jedenfalls wirkte sie durch alle Jahrhunderte hindurch wie eine Art verborgenen Sprengstoffes. Scheinbar war sie gar nicht da. Wenn aber durch irgendein Ereignis Feuer an die entscheidende Stelle kam, so erfolgte unfehlbar die Explosion. Die Zahl der angeblichen jüdischen Messiasse geht in die Hunderte. Wieviel Erregung, wieviel himmelstürmendes Hoffen, wieviel Erschütterung des Alltags und hernach welche Flut von Enttäuschung und Beschämung birgt diese eigenartige Geschichte: Hunderte von Lichtern, nie aber das Licht, tausendfache Rufe: «Siehe hier, siehe dort!» (Mat. 24, 23), tausendfache Verblendung und Irreführung, und hernach die grausam-heilige Not der Eingeklemmtheit zwischen talmudischer Gesetzlichkeit und Bedrängnis in einer Umgebung, die fremd ist und fremd bleiben muss.

Immerhin ist es wertvoll, die jüdischen Belehrungen über den zu erwartenden Messias, fern jeglicher Sicht auf Christus, anzuhören, Man nimmt an, der Messias stamme von Juden ab, die

unter Christen wohnen. Er wird das mächtige Edom — die Christenheit — zu Boden stürzen, die Juden von den Höllenstrafen befreien, ihnen neues Recht und Gesetz schaffen und den Tempel aufbauen. Die Spitze wider die Christenheit ist erklärbar und entschuldbar beim Gedanken an die grausamen Bedrückungen der Juden durch die Christenheit. Dass in das jüdische Hoffen auf den Messias auch der Gedanke an den Wider- oder Antichrist hineinspielt, kann uns nicht wundern. Von der einen Seite wird der Antichrist selbst als Messias bezeichnet, ein Sohn Josephs. Eine andere Quelle gibt ihm den Namen Armillus. Dieser letztere wäre der Anführer der Christen und als solcher der erklärte Feind des wirklichen Messias Israels, welcher ein Sohn Davids genannt wird. Armillus verfolgt die Juden aufs grausamste. Zuletzt aber greift Gott selber ein und rettet sein gequältes Volk aus aller Not. Es wird also unterschieden zwischen einem unterliegenden und einem siegenden Messias. Beidemal aber sind die Gedanken durchaus politisch-national gerichtet. Eines ist klar: der Messias wird eigentlich nie ohne Beziehung auch zum Christentum gedacht. Er ist auch immer der Vollstrecker von Gottes Heilsgedanken am alten Bundesvolk. Darin stimmt jüdisches Hoffen mit biblischer Verheissung durchaus überein. «Gott hat sein Volk nicht verstossen, das er zum voraus ausersehen hat» (Röm. 11, 2). Es fragt sich allerdings, wie sich diese endgültige, ja endzeitliche Wendung über Israel auswirke und wer dann der Bevollmächtigte sei.

Die Verzögerung der Erscheinung des Messias hat die Juden begreiflicherweise reichlichst gequält und zu mancherlei Vermutungen angereizt. Hier haben die Kabbalisten und in ihrem Gefolge die chassidischen Juden besonders viel Bedeutsames wissen wollen. Der Messias, dessen Gestalt vorzeitlich (praeexistent) und also überzeitlich gedacht wird, wartet im Paradies und muss dort oft wegen des Wartenmüssens getröstet werden.[244]) Immerhin versuchen die Frommen, durch besonders eifriges Beten seine Ankunft herbeizuzwingen. Denn jederzeit wäre ja die Möglichkeit gegeben. In jedem Zeitalter leben 36 Gerechte. Einer unter ihnen ist der Messias. Solange jedoch das Volk seiner Offenbarung nicht würdig ist, darf er seine Herrlichkeit nicht zeigen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass zuvor die Gesamtzahl aller menschlichen Seelen aus der Gotteswelt zur Verleiblichung in Kindern kommen muss. Die Geburt von Judenkindern, besonders von Knaben, ist darum für das Hoffen der Frommen von grösster Wichtigkeit. Aber wann wird die Zahl voll sein? Dem neutestamentlichen Jubelruf: «Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn» (Gal. 4, 4) steht hier gegenüber: Wenn die Geburtenzahl erfüllet ist![245]) Freilich wird das Ausbleiben den Frommen gelohnt, sie erhalten eine Art von Gnadenentschädigung, einen Dividendenbonus. Dass daneben das Jahr des Auftretens des Messias eifrigst berechnet wurde, wird niemanden wundernehmen, der schon

etwas von kabbalistischen Künsten weiss. Wir werden noch sehen, wie sich das auswirkte. Alles, was in dieser Hinsicht innerhalb der christlichen Kirche, besonders in sektiererischen Kreisen, im Blick auf die erhoffte Wiederkunft Christi gesagt wird, steht irgendwie im Zusammenhang mit diesem kabbalistischen Hoffen und Rechnen.

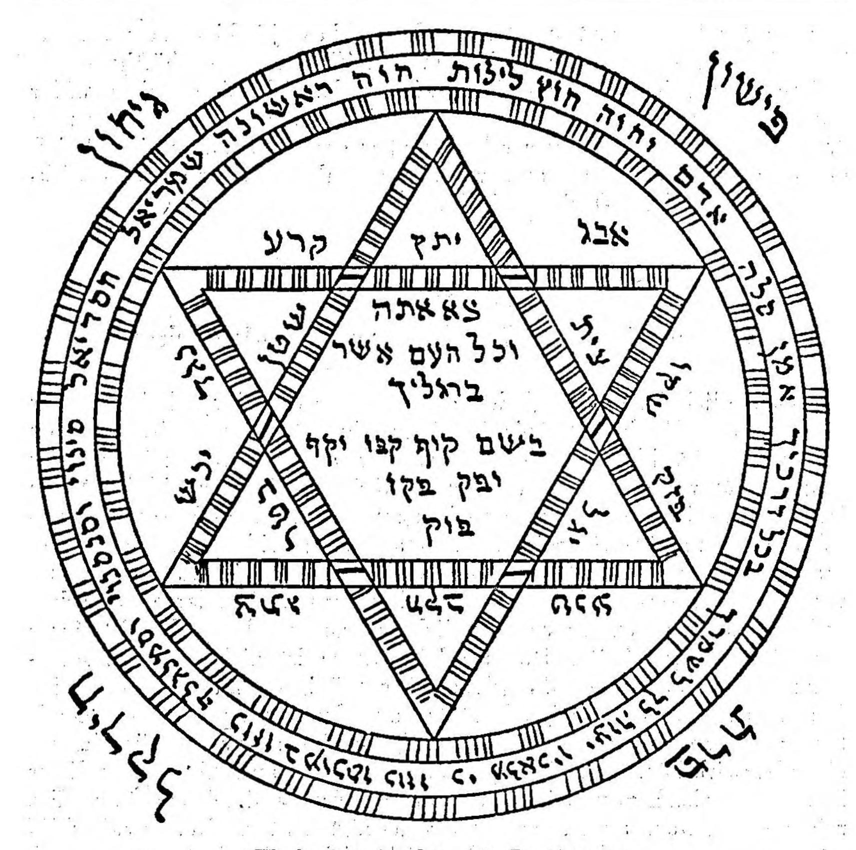
In der neueren Zeit verblassten dann diese eigenartigen Formen, oder sie traten wenigstens in den Hintergrund. Man kann vielleicht auch sagen, dass im Reformjudentum unserer Länder der talmudische Teil gegen den kabbalistisch-chassidischen Teil wieder die Oberhand gewann. D e r m o d e r n e J u d e drückt sich in seinem Hoffen vorsichtig aus. «Bis auf diesen Tag aber ist es Israels Leben, diesen ewigen Tag in Bekenntnis und Haltung vorwegzunehmen, als ein lebendiges Vorzeichen dieses Tages dazustehen, ein Volk von Priestern mit dem Gesetz, durch die eigene Heiligkeit den Namen Gottes heiligend.»[246]) Es handelt sich also nur noch um einen ewigen Tag. Im Laufe des letzten Jahrhunderts begann man sogar im Reformjudentum jede Andeutung auf Jerusalem und den Messias aus Gebeten und sonstigen Zeichen zu verbannen. Das bedeutete auch eine G e b e t s r e f o r m für das berühmte 18. Gebet, dem wir bei der Bitte wider die Ketzer schon begegnet sind. Die Worte: «Den Spross Davids, deines Knechtes, lass bald sprossen, erhebe seine Macht in deinem Heil; denn auf dein Heil hoffen wir, Tag für Tag» mussten stille gebetet oder weggelassen werden. Diese Frage spielte sogar hinein, als man in der Schweiz darüber beriet, inwiefern die Juden zum B ü r g e r e i d zugelassen werden könnten oder nicht. Das Problem des Eides wird uns noch später beschäftigen. Hier sei nur erwähnt, dass die Tagsatzung im August 1798 eine starke Gegnerschaft wider jegliche Gleichberechtigung der Juden aufwies. Ihre Stellung begründete sie mit dem Hinweis, die Juden seien eine Nation für sich, und sie träumten von einem Messias, der ihr eigenes Reich wiederherstellen solle.[247]) Wie blass sieht j ü d i s c h e s H o f f e n aus, wenn man sich freimachen will von allem Aergernisgebenden und von allerlei Wust der eigenen Hoffnungsvergangenheit! Hören wir den Rabbiner Friedländer aus London: «Alle Attribute des Messias sind die eines menschlichen Wesens in seiner höchstmöglichen Vollendung. Er ist ein idealer Mensch und ein idealer König, doch nicht mehr... Von der Ankunft des Messias wird nicht erwartet, dass sie die Natur des Menschen ändert, viel weniger den Lauf der Welt um uns. Der einzige Wandel, den wir erwarten, besteht darin, dass die Einheit Gottes allgemein anerkannt wird und Recht und Gerechtigkeit überall auf Erden blühen werden. Die an eine übermenschliche Natur des Messias glauben, machen sich des Götzendienstes schuldig. Nur dadurch unterscheidet sich die Gegenwart von den Tagen des Messias, dass Israels Unabhängigkeit wiederhergestellt sein wird.»[248]) Das ist wohl auch ein Hoffen a u f e i n e n s e l b s t ä n-

digen Judenstaat und auf den Sieg jüdischer Glaubenshaltung. Das eine wird uns im Zionismus beschäftigen, das andere aber zeigt uns nun doch wieder deutlich eine Spitze wider Christus und wider das Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche zum dreieinigen Gott. Hoffnungen erhalten aber erst dann das nötige Relief, wenn man auch erfahren kann, wie sich der also Hoffende die Verwirklichung seiner Zukunftsvision denkt.

36. Versuche, die messianische Hoffnung zu verwirklichen

Wahrscheinlich haben die Juden eine Art von Reichssymbol aus sehr alten Zeiten. Ob dasselbe bis ins 7. Jahrhundert vor Christus zurück nachweisbar ist, bleibt einstweilen unsicher. Ausgrabungen könnten hier Fragen beantworten. Dieses Zeichen ist der Davidsschild (Magen David). Bildlich sind es zwei ineinandergeschobene gleichseitige Dreiecke. Als magisches Sinnbild nennt man den Davidsschild auch Hexagramm. Dieser Stern ist nicht ausschliesslich jüdisch. Man findet ihn auch bei den Babyloniern, bei den Etruskern und südamerikanischen Indianerstämmen. Ob er ursprünglich ein Geschlechtssymbol ist, kann uns gleichgültig sein.[249]) Dieser schöne Stern ist nicht umsonst Rückschau, Hinwendung auf die glänzendste Königsgestalt der Geschichte Israels, auf das eigenartige Vorbild, auf das bereits lebensstrotzende Modell des zu erwartenden Messiaskönigs, auf David. Wo die Flamme einer Verwirklichung der heiligen Reichshoffnung aufschiesst, tritt dieses Zeichen sogleich hervor. Die Münzen aus der Aufstandszeit um 132 n. Chr. zeigen einen, wenn auch sehr primitiv geprägten, Stern. Der Davidsschild oder Davidsstern ist das glänzende Reichszeichen, das Hoffnungssymbol, die Erinnerung an königlichen Adel, unter Umständen auch das Signal zum Aufstand und zu revolutionärem Wagnis. Im Gewöhnlichen leuchtet der Davidstern freilich magisch milde im gottesdienstlichen Raum und zeigt die Stätte an, an der die Thora verwahrt ist.[250]) Aber dieser Davidstern kann unvermutet auch aus seiner heiligen Abgeschiedenheit herausbrechen, um wie ein Komet am politischen Himmel aufzuflammen, den einen zum Zeichen nahender Erfüllung, den andern zum Zeichen, dass der Kampf um Weltherrschaftsträume wieder einmal losgebrochen ist.

Kaiser Hadrian (117—138) zeigte anfänglich den Juden gegenüber eine recht friedliche und entgegenkommende Politik. Selbst den Bau eines Tempels wollte er ihnen wieder gestatten; freilich sollte dieser kleiner sein, aber an der gleichen Stelle wie der alte Tempel stehen. Gab die Friedlichkeit den Juden den nötigen Schutz, so diese letztere Ein-



Wochenbett-Amulett mit Davidstern
Siehe: Erklärung der Bilder (vor dem Sachregister)

schränkung den nötigen Agitationsstoff. Der eigentliche geistige Vater der nun einsetzenden riesigen Aufstandsbewegung war R a b b i A k i b a. In vielen Reisen blies er so in das messianische Hoffen seines Volkes hinein, dass eine Verwirklichung gewagt werden konnte. Der eigentliche Mann aber, den Akiba ausersehen hatte, war B a r K o s i b a. Als der Rabbi ihn zum erstenmal sah, soll er gerufen haben: «Das ist der messianische König! Kosiba ist als ein Stern aufgegangen in Jakob.»[251])

B a r - K o c h b a h e i s s t S t e r n e n - S o h n. Die Bibelstelle, die hier zur grössten politischen Auswirkung kam, ist 4. Mos. 24, 17 und 18: «Es

geht auf ein Stern (Kochba) aus Jakob. Edom (Rom) wird sein Besitz.» Ziel war Aufrichtung des jüdischen Staates mit aller seiner Herrlichkeit, Ziel war aber doch wohl auch, dem Römerreich einen lebensgefährlichen Stoss geben zu können. In den jüdischen Weissagungsbüchern, den Sibyllinen, die dann christlich übermalt wurden, stehen die stolzen Worte: «Kommen wird dir einst von oben, hochnackiges Rom, der gebührende himmlische Schlag, und beugen wirst du den Nacken zuerst und vom Boden vertilgt werden, und Feuer wird dich gänzlich fressen, dich, hingestreckt auf deinem Boden, und der Reichtum wird zugrunde gehen, und deine Grundmauern werden Wölfe und Füchse bewohnen.»[252]) Es gelang Bar-Kochba tatsächlich, mit einem Aufstandsheer von einer halben Million das Heilige Land zu erobern. Die römischen Münzen liess er umprägen. Zwei Jahre lang konnte er seinen messianischen Traum eines sieghaften Königs in Israel durchführen. Wie wir bereits vernahmen, mussten besonders die Christen darunter leiden, wohl auch nicht wenige sterben. Die Christen erduldeten die Folterqualen und den Glaubenstod im Blick auf den Messias Jesus Christus, von dem die Schrift bezeugt: «Ich, Jesus, bin der Wurzelspross und das Geschlecht Davids, der glänzende Morgenstern» (Off. 22, 16). Kaiser Hadrian musste seinen besten Feldherrn, Julius Severus, aus Britannien holen, um nach zweijährigem schwerstem Ringen Herr der Lage zu werden. Man schätzte die Opfer dieser messianischen Verwirklichung auf über eine Million. Die Folgen für die Juden waren allerdings hart. Beschneidung, Sabbathsfeier und Gesetzesstudium wurde ihnen mit Androhung harter Strafen verboten. Diesem Joch fügten sich die Tannaitien, das heisst die Gesetzeslehrer Palästinas, indem sie sich anpassten und so Vorläufer der Marranen wurden. Jerusalem wurde durchaus heidnisch gestempelt. Der Tempelplatz erhielt eine Bildsäule Hadrians, heidnische Heiligtümer wurden da und dort errichtet, das Südtor schmückte ein steinerner Schweinskopf, auf Golgatha stand ein Venustempel, auf dem Garizim bei Samaria ein Jupitertempel, und die Geburtsstätte Jesu in Bethlehem wurde durch eine Adonisstatue umgedeutet. Damit war auch das Ende für die unentwegten judenchristlichen Gemeinden in Palästina gekommen. Bisher hatten sie immer Bischöfe gehabt, welche getaufte Juden waren, und hielten auch an jüdischen Gebräuchen unbedingt fest. Jetzt erhielten sie einen Bischof, der ein getaufter Heide war, und indem sie sich von ihrer Judaisierung lösten, verfielen sie mehr und mehr der Vergessenheit.[253]) Der Bar-Kochba-Aufstand war der klassische Versuch, die messianische Erwartung der Juden zu verwirklichen. In dieser Form steht er einzig da in der Geschichte.

Als durch das Edikt von Mailand im Jahr 313 der christlichen Kirche nach Jahrhunderten der Verfolgung Glaubens- und Gewissensfreiheit

gewährt wurde, ja als Kaiser Konstantin der Grosse in der Folgezeit den Beamteten der Kirche allmählich die Vorrechte gewährte, die zuvor den heidnischen Kulten zugestanden waren, wurde das Judentum vorläufig von dieser Aenderung nicht berührt. Es blieb, was es zuvor immer gewesen, eine religio licita, eine erlaubte Religion. Ja, als der Kaiser sogar den heidnisch-römischen Namen «Aelia Capitolina» wieder in «Jerusalem» umwandelte, mochten sie sich freuen; nur erfolgten zugleich die Entdeckungen und Ausschmückungen der christlichen Orte der Heiligen Stadt, so dass die Juden wohl das Zutrittsrecht endlich wieder erhielten, aber auch zusehen mussten, wie die Stadt zu einem Wallfahrtsort der Christenheit wurde, zu dem Jahr für Jahr aber Tausende von Pilgern zogen. Auch die Patriarchenwürde des eigentlichen geistlichen Oberhauptes der Judenschaft wurde belassen und anerkannt. In diese Zeit fällt denn auch die Festlegung des jüdischen Kalenders, eigentlich indirekt erzwungen durch die Beschlüsse des christlichen Konzils zu Nikäa über das Osterdatum. Der jüdische Kalender ruht auf dem Mondjahr, hat 12 Monate zu 29 und 30 Tagen. Das Jahr kommt so zu 354 Tagen. Die Aufhebung des Unterschiedes zur christlichen Jahresberechnung erfolgt so, dass nach 19 Jahren sieben Schaltjahre zu je 13 Monaten eingeschoben werden. Der Jahresbeginn ist festgesetzt auf den Anfang September. Im Monat Tischri feiern die Juden Neujahr; während die Christenheit eigentlich mit dem 1. Advent beginnt, also nach der Ordnung des Kirchenjahres. Dieser Judenkalender wurde unter dem Patriarchen Hillel II im Jahre 358 unter dem Namen: konstanter Kalender eingeführt. Fortan fiel dadurch der durch die Jahrtausende organisierte Botendienst vom jüdischen Zentrum aus in alle Gemeinden der Welt weg, der Boten, welche Jahr um Jahr den Gemeinden die Festtermine ansagen mussten.[254])

Als dann aber Kaiser Julian, genannt der Abtrünnige (361—363), in kaiserlicher Vollmacht und unterstützt von der Gegnerschaft des Christentums versuchte, das Rad der Entwicklung zurück zu drehen, flammte die Hoffnung der Juden wieder auf. Julian gab ihnen die entzogenen Bürgerrechte wieder, hob die Sondersteuern auf, schrieb ihnen einen überaus freundlichen Erlass: «An die Gesamtheit der Juden», nannte ihren Patriarchen «meinen Bruder», bat sie um Gebete für sein Reich und versprach ihnen, Jerusalem und vor allem den Tempel wieder aufzubauen. Julian vertrat nicht Glaubenstoleranz, sondern Wiedereinsetzung des hellenischen Heidentums und wollte durch Begünstigung der Juden in Jerusalem der Verchristlichung dieser Stadt einen Riegel stossen. Was Wunder, wenn die Juden in Erregung gerieten, wenn Frauen ihren Schmuck opferten und wenn Hunderte bei den Bauarbeiten freiwillig halfen. Der Davidsstern begann wieder zu funkeln. Aber eine unaufgeklärte

Explosion aus den Gewölben des Tempelplatzes schreckte die kaiserlichen Architekten des Baues, man fürchtete sich, und der Kaiser erlag im Krieg wider den Perserkönig Schabur II. einem Pfeilschuss. So war auch diese Hoffnung dahin.[255]) Die Juden klammerten sich nun an den arianischen Flügel der Kirche und infolge dessen besonders an die gotischen Völker, welche auf das arianische Bekenntnis eingeschworen waren. Wir haben von dieser Verbindung, die der Verwandtschaft zwischen dem heutigen emanzipierten Judentum und dem kirchlichen Freisinn durchaus ähnlich ist, bereits andernorts gesprochen. (Register: Arianer.)

Eine neue Welle messianischer Erwartung ging zur Zeit der Reformation durch unsere Lande. Das Interesse gebildeter Christen für die hebräische Sprache und für die Geheimnisse der Kabbalah liess die Juden hoffen, dieser neue Geist bringe ihnen nicht nur Erleichterungen, sondern vielleicht sogar da und dort Glaubenssiege über die Christenheit. Ein gewisses Judentum als Religion wäre doch immerhin noch mehr gewesen als das stolze und durchaus unchristliche Heidentum der Renaissancemenschen. Als dann Martin Luther als Reformator auftrat, erhofften die Juden tatsächlich durch ihn einen völligen Zusammenbruch der christlichen Kirche und ein Aufblühen ihres besonderen messianischen Weizens. Kaum aber hatten sie erkannt, dass dem nicht so war, ja dass das Ganze auf eine innerlichste Erneuerung der christlichen Kirche, eben auf eine Reformation derselben hinauslaufe, richteten sie sehr offenkundig ihre Enttäuschung und zum Teil ihren Hass gegen Luther. Besonders in Polen scheint diese Erregung wider Luther stark gewesen zu sein. Die Erinnerung an ihn ist so, dass wenn eine jüdische Mutter in Polen ihren Knaben wegen Jähzorns und aufbrausenden Benehmens tadeln will, sie ihn schilt: «Du bist ein Luther!»[256])

Eine grosse messianische Welle des Judentums erhob sich dann erst wieder im 17. Jahrhundert.

Im Juli 1626 wurde einem frommen jüdischen Geflügelhändler in Smyrna ein Knabe geboren, der später den Namen Sabbatai Zwi erhielt. Unter grossen Opfern von seiten des Vaters im Talmudstudium erzogen, geriet der phantasievolle junge Mann in den Bannkreis der Kabbalah mit ihrem Hauptthema, dass einst ein Mann aufstehen solle, der die innere Ordnung der gestörten Welt wieder herstellen werde. 1648 wurde Sabbatai Zwi von seinen Anhängern zum Messias ausgerufen. Er selber glaubte an seine nationale und göttliche Sendung. Als Messias stand er nun ausserhalb des Gesetzes, weil er ja selber das personifizierte Gesetz war. Nach kabbalistischer Berechnung war das Jahr der messianischen Erfüllung auf 1666 festgelegt worden. Im voraus verteilte Sabbatai

Zwi als Messiaskönig die Fürstentümer der Erde, begreiflicherweise an seine Brüder und Freunde. Finanziert wurde die Bewegung anfänglich durch eine Witwe aus Aegypten, die ihn begönnerte. Einen seiner Erlasse, es wird wohl nicht der einzige gewesen sein, unterzeichnete er mit den Worten: «Der Mann, der der göttliche Messias ist, wie ein Löwe, stark wie ein Bär, der auserwählte Sabbatai Zwi.» Inzwischen war die Judenheit des Orients, ja ganz Europas. in fiebernde Erregung geraten. Zu Tausenden veräusserten sie ihre Geschäfte, ordneten rasch ihre örtlichen weltlichen Angelegenheiten, um dem Messias entgegenzureisen und um an der Aufrichtung des Reiches Davids teilzunehmen. Sabbatais Versuch, den türkischen Sultan zu entthronen, endete zuerst in einer noblen Schutzhaft am Bosporus, wo er ungezählte Abordnungen empfing und deren reiche Geschenke gerne annahm. Freilich hatte er auch von seiten gescheiter Juden kritische und warnende Beobachter. Zuletzt nötigte ihn der Sultan, unterstützt von seinem jüdischen Leibarzt, zum Uebertritt zum Islam. Die Bewegung im Grossen brach zusammen, aber die Anhänger dieser aussergewöhnlichen Messiasgestalt des Judentums blieben ihr treu. Sie billigten seinen Schritt. Nach seinem Tode aber erwarteten sie seine Wiederkunft. Diese Sekte wurde in Deutschland von den Juden als Irrlehre verfolgt. Ihre Anhänger jedoch leben bis auf den heutigen Tag in Saloniki und andern Städten des Balkans und tragen dort den Namen Dönmäh. Sie heiraten nur unter sich.[257])

Es scheint so, als wäre mit dieser phantastischen Episode der ganze Spuk der messianischen Verwirklichung ein für allemal erledigt. Wir dürfen uns aber nicht täuschen. Wenn wir im Verlaufe unserer langen und mühsamen Wanderung durch die Judenfrage in die neuere Zeit kommen, werden wir doch alles in irgendeiner Form wiederfinden, was uns schon begegnete. Spinoza schrieb die Worte: «Ohne weiteres möchte ich glauben, dass die Juden einmal bei gegebener Gelegenheit, wie ja die menschlichen Dinge dem Wechsel unterworfen sind, ihr Reich wieder aufrichten und dass Gott sie von neuem auserwählt.»[258]) Der Begründer der deutschen Sozialdemokratie, F e r d i n a n d L a s s a l l e, schreibt am 2. Februar 1840 als 15jähriger Schüler in Breslau in sein Tagebuch: «Oh, wenn ich meinen kindlichen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden mit den Waffen in der Hand sie selbständig zu machen.»[259]) Nicht so ganz unähnlich tönt eine jüdische Stimme unserer Tage aus der Stadt Genf. Sie sagt zu den Juden: «Geben wir uns Führer, damit wir endlich aufhören, ein Leib ohne Kopf zu sein. Die einheitliche Leitung wird die Einheit Israels wieder herstellen.»[260]) Es ist doch immer ungefähr die gleiche Melodie: Wiederaufrichtung der verlorenen Staatlichkeit, das Träumen von Befreiung der Juden durch die Juden, die Einsetzung von Führertypen. Es ist der Reichsgedanke, der um so mehr hervorzutreten

scheint, als der Glaube an einen Messias wenigstens in religiöser Fassung zurücktritt. Und wenn wir noch hören, dass ein besonders beliebtes Gebet frommer Mütter über ihren Mädchen war und vielleicht noch ist, Gott möge diesem Mädchen einen frommen Mann bescheren und unter seinen Söhnen den erhofften Messias, so sehen wir, dass hier trotz allen Veränderungen alles Hoffen immer da ist, vielleicht verborgen, vielleicht den Juden kaum ganz bewusst, aber doch bereit, jählings als Flamme emporzuschiessen und einen grossen Brand anzurichten.[261])

37. Die Reichsidee

Das jüdische Hoffen zielt auf ein messianisches Reich. Das ist echtester Geist der Heiligen Schrift sowohl des Alten als des Neuen Testamentes. Dieses Hoffen ist aber im Alten Testament so stark überwiegend, dass die Aussagen über das Schicksal des Einzelmenschen nach dem Tode auffallend zurücktreten. Die Sorge um das persönliche Seligwerden tritt bei genauem Zusehen durchaus in den Hintergrund. Wenn wir dann die Evangelien durchlesen, wenn wir den Ruf des Herrn bedenken: «Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist genaht; tut Busse, und glaubet an das Evangelium» (Mark. 1, 15); so wir ferner bedenken, dass die meisten Gleichnisse des Herrn mit den Worten beginnen: «Das Reich Gottes ist gleich ... einem Manne, der gute Perlen suchte; einer Frau, die einen Teig machte usw.», so sehen wir, dass hier die gleiche Linie nicht nur ausgezogen, sondern dass sie zu einem deutlichen Ziel, zu einer Erfüllung geführt wird. Aber wir begegnen Auch dem Abstandnehmen von falschen Erwartungen. Der gefangene Täufer Johannes, der in einer grossen perspektivischen Verkürzung Ankunft und Wiederkunft des Messias in solcher Einheit sah, dass er vom Erlöser die Vollziehung des Gerichtes erwartete: «Er wird seine Tenne fegen», bekommt die Antwort: «Blinde werden sehend, Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote werden auferweckt und Armen wird die frohe Botschaft gebracht, und selig ist, wer an mir keinen Anstoss nimmt» (Mat. 3, 12 und 11, 5 u. 6). Dem Pilatus wird auf seine richterliche Frage: «Was hast du getan», vom Herrn geantwortet: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt» — und hernach —: «Du sagst es, dass ich ein König bin. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeuge, Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme» (Joh. 18, 36 und 37). Der Herr Jesus Christus hebt sich deutlich von den rein nationalen-völkischen Erwartungen seines Volkes ab. Er nimmt eindeutigen Bezug auf die verheissenden Worte der Propheten, so beim Einzug in Jerusalem (Mat. 21, 2 u. 4, Sach. 9, 9). In ihm

werden alle Gottesverheissungen Ja und Amen (2. Kor. 1, 20), das heisst, sie sind in ihm vollmächtig erfüllt. Aber die Abhebung von jeder Entgeistlichung ist scharf vollzogen; denn das Reich, das kommt und kommen soll, ist die Königsherrschaft Gottes, nicht aber ein Judenreich unter einem rein menschlichen Judenkönig. Diese Machtherrlichkeit ist in ihm, dem Christus, zusammengefasst, bevollmächtigt, verwirklicht. Seine Erscheinung hebt nicht die Reichsidee auf, sondern sie sichert die Reichsverwirklichung durch ihn. Wo sein Geist regiert, da ist Gottes Herrschaft. Hier setzt sie sich in Frieden, Freude und Gerechtigkeit durch. Das ist die eine Seite: die Reichsverwirklichung in der Gegenwärtigkeit des Herrn Jesus Christus durch den Heiligen Geist. Die andere Seite ist der klare Ausblick auf seine glorreiche Wiederkunft, sowohl zum Gericht über Lebendige und Tote als auch zur Aufrichtung der endgültigen und unbestrittenen Königsherrschaft Gottes.

Was hat die christliche Kirche mit dieser Reichsbotschaft und mit dieser Reichsverheissung gemacht? Sie hat dieselbe, wenn ich recht sehe, weithin verkirchlicht. Das Hineinbauen der Reichsbotschaft, ja zum Teil deren Inhaftierung durch die verschiedenen christlichen Kirchen wurde aber auf recht verschiedene Weise vollzogen. So wir aber bedenken, dass die Reichsidee, man könnte auch sagen: der Messianismus, im Glaubenssystem des Judentums ungefähr dieselbe Stellung einnimmt wie die Lehre von Christus innerhalb der christlichen Kirche, so ist leicht abzusehen, dass das Verhalten der Kirche zu dieser Idee unmittelbar auch ihre Stellung innerhalb der Judenfrage berührt, sei es so oder so. Wenn wir uns ferner klar gemacht haben, dass die Botschaft vom Reiche Gottes das Neue Testament durchaus beherrscht, so kann man sicher damit rechnen, dass sich je und je ein Verdecken oder ein Verkrümmen dieser Botschaft innerhalb der Kirche rächen muss. «Gottes Wort ist nicht gefesselt» (2. Tim. 2, 9). Wird ein Teil des Wortes Gottes gebunden, so macht es sich frei, sei es zum Heil derer, die es zu fesseln versuchten, sei es zum Gericht derer, die ihm den Mund zuhalten wollten.

In der katholischen Kirche zeigte sich von früh an die Neigung und der Wille, Reich Gottes und Kirche in Eins zu setzen. Die Reichsidee wurde also durch die Kirche eigentlich verschluckt.[262]) Der Kirchenvater Augustinus (354—430) hat in seinem Buch «Der Gottesstaat» den Satz geschrieben: «Die Kirche ist das Reich Gottes.» Auch wenn er unter dem Ausdruck «Kirche» sicher nicht einfach die sichtbare, organisierte Kirche meinte, sondern an das dachte, was im Glaubensbekenntnis die «Gemeinschaft der Heiligen» genannt wird, so war doch mit dieser Lehre das Entscheidende gesagt und ein für allemal

geprägt.[263]) Halten wir ein katholisches Zeugnis aus unserer Zeit daneben. In dem Katechismus der Diözese St. Gallen lese ich: «Um was bitten wir in der zweiten Bitte: Zukomme uns dein Reich? — Wir bitten, dass alle Menschen Kinder der katholischen Kirche, Kinder des göttlichen Wohlgefallens und einst Erben des Himmels werden.»[264]) Darnach ist die katholische Kirche die sichtbare und gültige Verwirklichung der Herrschaft Gottes auf Erden, mit ihrer Spitze im Papst als dem Stellvertreter Christi hienieden für die Gläubigen. Die Unservater-Bitte: «Dein Reich komme» (Mat. 6, 10) ist hier nicht auf den erhöhten Christus ausgerichtet, sie denkt auch nicht an seine göttliche Herrschaft über die Welt in der Gegenwart und an die Aufrichtung seines Reiches in seiner Zukunft; vielmehr ist diese Bitte durchaus in den Ganzheitsanspruch der sichtbaren katholischen Kirche eingefangen.

Der Jude hat aber nie Synagoge und Reich in eins gesetzt. Er kennt, wenn er mehr kabbalistisch beeinflusst ist, die Zeitperspektive: 2000 Jahre Tohu (Chaos), 2000 Jahre Thora und 2000 Jahre des Messias.[265]) Der fromme Jude will nicht einfach die Befreiung für sein Volk von jeglichem fremden Joch und dessen Ehrenrettung vor den Augen der ganzen Welt erhoffen, sondern er ersehnt auch eine Selbsterrettung aus der Not seiner Gesetzlichkeit und seiner Sündenqual. Darum ist ihm Synagoge und Reich niemals ein und dasselbe. Ausserdem ist ja die Synagoge nur kümmerlicher Ersatz für die verlorene Pracht und Heiligkeit seines Tempels in Jerusalem. Was der Katholik in seiner Kirche sieht und hat, umtrauert der Jude im verlorenen Tempeldienst und Tempelglauben. Kommt aber einst das Reich, wandelt sich Idee und Hoffen endlich um sieghafte Erfüllung, dann ist auch der Messias erschienen. Ja, weil er offenbar wurde, tritt auch das andere aus dem Staub der Vergangenheit herrlich und neu hervor. Der Messias wird den Tempel wieder errichten. Ist das geschehen, so kann das Vorläufige der Synagoge weichen. Sie ist dann glückliche Vergangenheit, wie jetzt der Tempel unglückliche Erinnerung ist. Weil nun aber in der katholischen Kirche eine unverkennbar imponierende Reichsverwirklichung behauptet, geglaubt und dargestellt wird, kann dieselbe für den Juden, um seiner Reichshoffnung willen, zu einem starken Magnet werden. Die zeremoniale Aehnlichkeit mit dem, was Israel mit dem Tempel verlor, ist nicht zu übersehen. Das schwerste Hindernis ist wohl für den Juden die Art der Lehre der katholischen Kirche über das Bilderverbot: 2. Mos. 20, 4. Die katholische Kirche verschweigt in ihren Katechismen das 2. Gebot (das Bilderverbot) und erlangt dergestalt zehn Gebote, dass sie, und in ihrer Gefolgschaft die lutherische Kirche, das zehnte Gebot in zweie zerlegt. Setzt sich der Jude über diesen Stein des Anstosses hinweg, lässt er sich in die katholische Kirche aufnehmen, so gewinnt er in ihr Anteil an deren weltlich-

geistlichen Verwirklichung der Reichsgottesidee. Sein Hoffen gelangt zu dieser Form der Erfüllung. Weil aber sein Hoffen in der Regel durchaus diesseitig, durchaus weltlich und, biblisch gesprochen, meist «fleischlich» ist, wird er hier Heimat und Erfüllung in ganz anderer Weise finden können als in irgend einer Kirche der Reformation.

Wir fragen nun, wie sich die Kirchen der Reformation zur Reichsgottesbotschaft gestellt haben. Der theologisch gebildete Leser wird es verstehen, wenn ich mich in der Beleuchtung dieses umfangreichen Themas auf das Allernotwendigste beschränke und ihn auf die Literatur verweise, falls er sie noch nicht kennen sollte. Der nichttheologische Leser aber möge es mir auch hier, wie schon so oft, zugute halten, wenn je und je, und so gerade auch hier, das Gesicht des Theologen aus zeitweiliger Verborgenheit hervortritt.[266]) Bei Luther finden wir die Reichsgottesidee am ehesten als innersten Gehalt der Kirche vor. Nicht, dass sich beide decken würden; das Reich Gottes steht höher, ist tiefer und umfassender. Es ist das Regulativ der Kirche, zugleich aber auch ihre Hoffnung. Luther blickt sehnsüchtig auf «den lieben Jüngsten Tag», weil er nur zu gut erkennt, wie sehr die sichtbare Kirche jeglichem Ideal von Reichsverwirklichung ferne steht. Diese gesund-biblische Abhebung beider Grössen voneinander verlor sich aber bereits beim eigentlichen Lehrer der lutherischen Kirche, Melanchthon, indem bei ihm Kirche und Reich Gottes bereits wieder zur Deckung kamen.[267]) Der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli, dem auch das Verdienst zukommt, den Bundesgedanken in der Heiligen Schrift neu ans Licht gezogen zu haben, sieht die Dinge wesentlich anders. Für ihn gehören Kirche und Staatswesen zueinander. Ist der Staat der Leib, so die Kirche die Seele. Beide zusammen aber sind Reichsverwirklichung, sofern sich eine auf Grund des Wortes Gottes reformierte Kirche mit einem christlichen Staatswesen verbindet. Die Reichsidee steht also sowohl über beiden, wie sie auch beide innerlich durchdringt.[268]) Wiederum ein anderes Bild zeigt sich bei Calvin. Hier ruht die Reichsidee nicht auf den beiden Pfeilern Kirche und Staat, sondern, gut biblisch, ist das Reich Gottes Herrschaft durch und durch. Wo Gott herrscht, da ist sein Reich. Der Ort aber dieses Reiches hier auf Erden ist die wahre Gemeinde Jesu Christi, sofern sie unter Christus steht. Die Verpflichtung aber des Reiches ist Wiederherstellung jeglicher gestörter Ordnung auf Grund des Wortes Gottes. Die Verwirklichung vollzieht sich also in Gestalt einer Restitution, einer Wiederherbeiführung der Zustände unter den Menschen, in Gerechtigkeit, in Frieden, in Ehrbarkeit und Frömmigkeit, wie sie der Herrschaft Gottes allein entsprechen können. Für diese Restitution wurde aber vor allem auch das Alte Testament mit seinem ganzen Gehalt beigezogen.[269])

Zwischen diesen Kirchengebilden verschwindet zunächst der Jude durch-

aus. Es war ja auch das 16. Jahrhundert die Zeit der Verdrängung der mitteleuropäischen Juden in den Osten Europas, während die spanischen Juden noch nicht ins Blickfeld traten. Was aber von Trümmern jüdischer Gemeinden vorhanden war, gehörte, wenn ich den Ausdruck wagen darf, zu jenen «Unmöglichen», welche damals mit grossem Geräusch und in unverkennbarem Ernst mitzureden begehrten: zu den Täufern. Auch sie wussten um die Reichsidee. Ihnen stand sie so sehr im Mittelpunkt, dass sie von da aus sowohl der sichtbaren Kirche, die sich dem Staate in die Arme geworfen hatte, als auch dem Staat mit seinem Gewaltprinzip den Fehdehandschuh hinwarfen. Die Täufer verkündeten aber nicht nur das Reich Gottes auf Grund der Evangelien, sondern sie wollten es auch verwirklichen. Sie waren innerhalb der damaligen Christenheit die messianische Bewegung.[270]) Man wird aus dem in diesem Ueberblick Gesagten folgern können:

1. Dass in der lutherischen Kirche die normale Aufnahme von Juden durch Unterricht und Taufe die Regel sein wird. Man wird hier den Juden sehen.
2. Dass man in der reformierten Kirche (Zwingli und Calvin) im Lauf der Entwicklung versuchen wird, das Gespräch mit der Synagoge irgendwie aufzunehmen. Hier wird man das Judentum sehen.
3. Dass aus der täuferischen Bewegung unter Umständen starke Annäherungen möglich werden könnten, falls sie sich veräusserlichen und falls das jüdische Hoffen aus dem Dämmer der Synagoge heraustreten sollte. Hier wird man das Reich sehen.

In Bremen wurde im Jahr 1603 Johannes Coccejus geboren. Er war sowohl Theologe als Philologe. In jungen Jahren las er sich in den Talmud ein, knüpfte mit Buxtorf in Basel, von dem wir noch hören werden, Freundschaft und Gedankenaustausch an und wurde 1650 als Reformierter mit entschieden calvinischem Einschlag Professor in Leiden. Er hielt seine Antrittsvorlesung über das Thema: «Die Ursache des Unglaubens der Juden.» In seiner überaus gelehrten Lebensarbeit tritt sowohl der Bundes- als auch der Reichsgedanke alles beherrschend hervor. Ja, Coccejus ist der wichtige Begründer dessen, was man später, im Uebergang zum Zeitalter des Pietismus, Reichsgottesarbeit nannte. Da er durch die starke Zuwanderung sephardischer Juden aus Spanien und Portugal unmittelbar vor die ganze Judensache gestellt wurde, beschäftigte er sich mit ihr sowohl aus theologischen wie aus praktischen Gründen. Mit vollendetem Scharfblick erkannte er, wo der entscheidende Punkt bei den Juden liegt: in ihrer fleischlichen, rein weltlichen Auslegung der Abrahamsweissagung, 1. Mos. 12, 7: «Da erschien der Herr dem Abraham und sprach zu ihm: Deinen Nachkommen will ich dieses Land geben.» Es war ja auch die Zeit des vermeintlichen jüdischen Messias Sabbatai Zwi. In dessen Kreisen wurde der Zeitpunkt des

Anbruches des Reiches für 1666 berechnet, während Coccejus aus seiner Perspektive heraus den Finger auf das Jahr 1667 legte. Während aber die Juden, ihrem Glauben entsprechend, einen jüdischen Messiaskönig erwarteten, erhoffte Coccejus den Anbruch des Reiches Gottes in Jesus Christus und in dieser Endzeit die Bekehrung Israels zu Jesus Christus, entsprechend den Paulus-Worten in Röm. 11. Literarisch hat Coccejus jedenfalls das Gespräch mit der Synagoge bewusst aufgenommen. Er starb 1669.[271])

Von Coccejus gingen direkte Gedankenwirkungen auf zwei Zentren des späteren Pietismus. Die eine auf Philipp Spener (1635—1705) und auf den bekannten Waisenvater in Halle, August Hermann Francke (1663—1727), die andere auf den vorbildlichen Bibelausleger in Württemberg, Johann Albrecht Bengel (1687—1752). Weil die Kirche die Reichsgotteshoffnung vernachlässigte, nahm sich der Pietismus ihrer an. Er unterbaute sie durch die Forderung, dass nur solche Christen, welche von Herzen an Jesus glaubten, ja die eigentlich wiedergeboren seien, hier mitzuhelfen befugt seien, und knüpfte damit sowohl an täuferische Forderungen an wie auch an die Belehrung durch den Theologen Ursinus (1534—1583). Dieser hatte, biblisch wohl beraten, erkannt, dass der Christ nur dann am Gottesbund und an der Reichshoffnung Anteil haben kann, wenn er in einem durchaus persönlichen Herzensbund mit seinem Erlöser steht. Auf diesem Boden erblühten in den Jahren zwischen 1700 und 1900 die umfassenden Unternehmungen der Inneren Mission, das heisst der evangelischen Liebeswerke. Hier wurde entschieden Reichsverwirklichung im Glauben an den Herrn Jesus Christus gewagt.[272]) Dass von hier aus die Mission unter Israel betrieben wurde, sei bloss der Vollständigkeit halber auch hier erwähnt. Die Schwäche der Inneren Mission aber bestand darin, dass sie notgedrungen nur Spital der gesamten bürgerlich-christlichen Kultur sein konnte. Das war und das ist ihre Ehre; das war und das ist aber auch ihre Grenze. Darum steht die hier versuchte Reichsverwirklichung in Anführungszeichen. Sie ist, soll ich sagen: das gute Gewissen und zugleich das schlechte Gewissen des christlichen Bürgertums und des christlichen Bauerntums. Sie ist und sie war auch die ständige Mahnung an die steife, statische Kirche, die Kraft und die Dynamik wirklicher christlicher Reichshoffnung nicht ständig unter den Scheffel zu stellen.[273])

Weil aber sowohl innerhalb der Kirche als auch gerade in diesem Bemühen der Inneren Mission, der Reichsgedanke nicht in seiner gesamten biblischen Fülle zur Entfaltung kam, musste eine neue Bewegung innerhalb der Reformationskirchen aufwachen. Sie knüpfte beim radikalen Busspathos und Verwirklichungsernst der Täufer an mit ihrer scharfen Abwehrstellung wider alles versteinerte sichere Kirchentum und wider

den Gewaltmythus des Staates, ich meine die religiös-soziale Bewegung. In ihr trat der Reichsgedanke in starrer Einseitigkeit hervor, verbunden zugleich mit einem Willen zur Verwirklichung, der sich dem bürgerlichen Staate nicht als Samariter und Erzieher anbot, sondern ihm den Kampf ansagte. Das führte diese Bewegung, freilich nicht nur in biblischen Bahnen, in die Nähe des kämpferischen Judentums innerhalb der Sozialdemokratie und des Kommunismus. Dass nun vollends hier sich das Gespräch mit dem Judentum einstellen musste, liegt auf der Hand.[274])

Abschliessend lässt sich sagen, dass wenn die Reichshoffnung in der Kirche erstickt wird, sie sich neben der Kirche Bahn bricht, während diese Kirche zugleich dem Judentum mit seinem Messianismus äusserlich unbewehrt gegenübersteht. Wenn aber die Kirche oder kirchliche Gebilde der Reichshoffnung mit einer gewissen Ueberbetontheit Raum geben, geraten sie in die andere Gefahr, nämlich innerlich dem jüdischen Messianismus wehrlos gegenüberzustehen.

38. Lebendige Hoffnung

Auf Grund der Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift ist der Christ «nach der Barmherzigkeit Gottes wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das in den Himmeln aufbehalten wird für euch, die ihr in der Kraft Gottes durch den Glauben zu der Seligkeit bewahrt werdet» (1. Pet. 1, 3—5). Der Christ erhofft und erwartet auch einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt (2. Pet. 3, 13). All dies Hoffen ist aber strengstens auf Jesus Christus, den auferstandenen und zur Rechten des Vaters erhöhten Herrn, ausgerichtet. Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Mat. 28, 18). Als der wahre Messias ist er allein der Verwirklicher des Reiches Gottes. Alles Hoffen, das nicht auf ihn zielt oder von ihm herkommt, jegliches Hoffen, welches seinen Namen verdunkelt oder streicht oder durch einen anderen Namen zu ersetzen sich anmasst, lehnen wir ab. Sofern dieser Herr aber die Kirche durch seinen Heiligen Geist wirklich leitet und regiert, ist die Kirche der Anbruch des Reiches Gottes. Die Reichsverwirklichung durch die sichtbare Kirche hängt ab von der Gnade ihres alleinigen Propheten, Hohepriesters, Königs und Hirten Jesus Christus. Die Kirche wird von sich aus niemals auch nur über einen Bruchteil gültiger Reichsverwirklichung verfügen können. Hieher gehören die Sendschreiben Off. 2 und 3. Alles aber, was sich hier segensvoll zeigt und was hier als Verwirklichung blüht, ist nur ein schwacher

Strahl des Lichtes, das einst erscheinen soll. Einst wird Er sein Reich aufrichten, in seiner Wiederkunft, nicht das Reich für die Juden, nicht ein Reich, das die Kirche erhöht, sondern sein ewiges Reich des Friedens und der Gerechtigkeit in seiner Vollendung. Das ist unsere lebendige Hoffnung. Sie ist umfasst von der Bitte: «Dein Reich komme» (Mat. 6, 10). Sie wird kräftig bestätigt in dem Ruf: «Ja, komm Herr Jesu» (Off. 22, 20).

Diese lebendige Hoffnung der christlichen Kirche gilt auch für die Juden wie für alle Völker, sofern ihnen das Evangelium von Jesus Christus angeboten wird und sie es im Glauben an den Herrn annehmen. Die Ausrichtung dieser Hoffnung auf die Juden ist in der Schrift besonders deutlich betont. Gott hat die Macht, die Zweige, die seinerzeit ausgebrochen wurden, wieder einzupfropfen (Röm. 11, 23). Wenn es also Gottes Wohlgefallen ist, können wir das weder hindern noch dürfen wir dem wehren. Wir haben kein Recht, diese Hoffnung mit der Klage über unsympathische und ärgerniserregende Juden abzuweisen. Wer die Schuld- und Leidensgeschichte des jüdischen Volkes unter den christlichen Völkern betrachtet, erkennt die tiefe Schuld der Christenheit gegenüber den Juden. Vielfach haben doch auch wir die Juden zu dem gemacht und haben sie notvoll zu dem gezwungen, was uns an ihnen abstossend entgegentritt. Soll die lebendige Hoffnung der christlichen Kirche auch dem glaubenden Juden nicht vorenthalten werden, so stellt uns das unter die Busse vor Gott. Wir haben kein Recht, anzuklagen, sind doch auch wir Mitangeklagte. Wir haben nicht in erster Linie zu fragen, ob die Vergebung der Sünden auch für die Juden denkbar sei; wohl aber wollen wir den Herrn inbrünstig bitten: «Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldnern» (Mat. 6, 12). Solch heilsame Umkehr in ehrlicher Busse ist das wirksamste Gegengift wider jeglichen Antisemitismus.

Ich weiss wohl, dass dieses Buch den Anschein erwecken kann, als meinte ich, man vermöge den Antisemitismus durch Wissensklärung und mit Verstandesgründen wirksam abzuwürgen. Das ist aber keineswegs meine Meinung. Der Antisemitismus sitzt hiefür zu tief. Es geht bei alledem um die innersten Wurzeln unserer Glaubenshaltung. Es geht wesentlich um die Frage: «Was dünkt euch von Christus?» (Mat. 22, 42). Wenn ich trotzdem planmässige Wissensvermittlung und Erkenntnisbildung für jeden Leser anstrebe, so tue ich das aus leidenschaftlichem Wollen der Gerechtigkeit, einer Gerechtigkeit nach beiden Seiten. Unwissenheit und Halbwissen haben je und je dem Unrecht Vorschub geleistet. Es soll aber nie ein Wissen um des Wissens willen sein, wohl aber ein Wissen um des Glaubenkönnens und des Liebenwol-

lens willen. So wie ich die Lage zu überblicken meine, weiss ja doch der Christ über den Juden unheimlich wenig. Was er aber weiss, ist sehr oft falsch. Aber der Jude weiss weithin noch viel weniger als der Christ. Aus diesen Gründen erliegen beide, jeder entsprechend seinem Wissens- und Erkenntnismangel, dem zerstörenden und vergiftenden Schlagwort. Darum ist rechte Wissensklärung und verantwortungsbewusste Urteilsbildung auch eine Frucht der Busse für beide Teile. Der Kern dieses heilsamen Wissens heisst: «Es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist» (Röm. 3, 23 und 24). Haben wir dem Juden gegenüber eine tote Liebe, so haben wir vor Gott auch eine tote Hoffnung. Wollen wir uns aber die lebendige Hoffnung schenken lassen, so wird unsere Liebe auch dem Bruder aus Israel gegenüber um Jesu Christi willen, welcher der wahre Messias der Juden und darum auch unser wahrer Heiland und Vollender ist, lebendig sein.

Wir sehen, dass wir unsern ganzen Glaubensstand als Christen vom Wurzelboden Israels nicht lösen können, ohne ihn dem Zerfall preiszugeben. Unsere lebendige Hoffnung ist unlösbar mit dem Volk der Juden verbunden, und zwar nicht nur geschichtlich rückblickend, nicht nur glaubensmässig hinüberschauend über den trennenden Zaun, sondern auch vorwärtsschauend und endgeschichtlich nach oben blickend. Wenn wir die Kapitel Römer 9—11 aufmerksam lesen und besonders den hier entscheidenden Abschnitt Römer 11, 17—22 auf uns wirken lassen, sehen wir, dass der Apostel Paulus glaubt, ganz Israel komme einst zum Glauben an den Herrn Jesus Christus. Er schreibt in der weiteren Ausführung seiner Gedanken: «dass über Israel einem Teil nach Verstockung (Verhärtung) gekommen ist, bis die Vollzahl der Heiden eingegangen sein wird, und dass auf diese Weise ganz Israel gerettet werden wird.» Dann weiter: «Gott hat alle zusammen in den Unglauben hineingebannt, um an allen Barmherzigkeit zu erweisen» (Röm. 11, 25. 26. 32).

Man mag diese Apostelworte so in den Horizont der endgeschichtlichen Hoffnung einordnen, dass man sagt: zuerst umfassende Heidenmission, dann die Bekehrung des Volkes Israel, hernach die Wiederkunft Christi. Weil nun also die grosse Periode der klassischen Heidenmission als abgeschlossen erscheine und weil das Volk der Juden in unvergleichlich merkwürdiger Weise in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gestossen sei, so würde die Zeit unmittelbar bevorstehen, in welcher es zum Glauben an den Messias Jesus Christus komme und damit in die Glaubensgemeinschaft der Kirche eintrete. Diese Betrachtung hat ein sehr

bestimmtes Werturteil über die bisherige Mission unter den heidnischen Völkern zur Voraussetzung. Dieses Urteil wird aber biblisch kaum begründbar sein. Warum soll die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden, nunmehr durch Evangelisten aus diesen heidnischen Völkern, nicht jetzt erst recht aufblühen, wenn auch in völlig anderen Formen und mit andern Methoden als die vom Pietismus so stark beherrschte bisherige Heidenmission? Jedenfalls steht es uns nicht zu, einfach zu erklären, jetzt sei die Fülle der Heiden ins Reich Gottes eingegangen, folglich kämen nun die Juden an die Reihe. «Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.» Diese Antwort wird vom Herrn der Kirche seinen Aposteln erteilt auf die Frage: «Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?» (Apg. 1,7 und 6.) Gottes Stunde ist und bleibt Gottes Stunde. Gottes Zeit ist und bleibt eine andere Zeit als die unsrige; auch wenn wir sehr fromme Uhren haben sollten. Uns steht es jedenfalls nicht zu, Gott auf seinen Chronometer zu schielen.

Man kann die Worte des Apostels Paulus in Röm. 11 auch dahin deuten, dass die Bekehrung eine kollektive, also eine national-gemeinschaftliche sei. Der seinerzeitigen Erwählung Israels als Volk würde also diese Glaubenserneuerung als Volksganzes entsprechen. Die Glaubensannahme erhielte so einen deutlich völkischen Akzent. Es wäre eine Bundeserneuerung aus Gnaden für alle gemeinsam, abgesehen vom Entscheid des einzelnen Bundesgliedes, ein gemeinschaftliches Erkennen und Annehmen des Heils in Christus. Ich glaube nicht, dass diese Deutung richtig ist. Sie bewegt sich für mein Empfinden zu stark in echt jüdischen Gedankengängen. Der fromme Jude kennt keine Einzelentscheidung in Glaubenssachen, weil er sich als Glied seines Volkes, als Sohn des Bundes angesprochen glaubt. Glaubensmässig ist er immer und unter allen Umständen vor Gott ein Zweig am heiligen Baum des auserwählten Volkes. Es kann sich für ihn — nach seiner eigenen Ueberzeugung und Lehre — immer nur darum handeln, ob er als Zweig Früchte trage. Das Neue Testament aber anerkennt sicher nicht gemeinschaftlichen Glaubensentscheid, wohl aber Erwählung, Berufung und Begnadigung des Einzelnen in Jesus Christus. Der Einzelne wird hinzugetan, auch wenn diese Einzelnen in die Hunderte gehen. Der Einzelne wird getauft und so aufgenommen (Apg. 2,47). Diese Möglichkeit und Gnade steht auch allen Juden offen, wie sie ihnen auch damals eine weit geöffnete Türe war. Aber der Heilsweg ist für die Juden doch wohl kaum ein anderer als für alle anderen Menschen, das heisst für die, die aus den heidnischen Völkern gerufen wurden und noch gerufen werden.

Die Worte des Apostels Paulus können aber noch zu einer dritten

Ueberlegung locken. Wenn also die endgeschichtlichen Stationen heissen: Heidenmission, Bekehrung Israels, Wiederkunft Christi, ob dann nicht die Wiederkunft Christi dadurch verhindert werde, indem die Christenheit das Volk der Juden seinerseits hindert, zum Glauben an Jesus Christus zu kommen? Umgekehrt würde dann die Bekehrung Israels die Wiederkunft des Herrn zum mindesten beschleunigen, ja vielleicht sogar herbeizwingen. Ihr Eintreffen hinge dann von unserer Bemühung um die Gewinnung Israels ab, ja nicht allein von unserer Bemühung, sondern vor allem auch vom Erfolg derselben. Der Entscheid über die Stunde des Endes läge damit in dem Verhalten der Christenheit zu den Juden. Es liegt doch auf der Hand, dass diese Ueberlegungen unheimlich an Vorstellungen und Bilder der Juden über das Kommen oder Noch-nicht-Gekommensein des Messias erinnern. Hier bewegt man sich auf jüdischen Hoffnungswegen; hier weht chassidische, ja zum Teil kabbalistische Luft. Lesen wir die Worte des Apostels aufmerksam, so sehen wir, dass die Entscheidung über Israel durchaus Gott vorbehalten ist. Gott hat Macht, die Zweige wieder einzupfropfen. Er kann und er will an allen seine Barmherzigkeit erweisen (Röm. 11, 23 und 32). Damit wir genau wissen, wie das vom Apostel verstanden sein will, was er als ein Geheimnis der christlichen Kirche kundtut, weist er zurück auf die Verheissung aus dem Propheten Jeremia: «Kommen wird aus Zion der Erlöser, hinwegschaffen wird er die Gottlosigkeit von Jakob. Und dies ist von mir aus der Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünde hinwegnehmen werden.» (Röm. 11, 26. 27.) Weil wir in Jesus Christus Barmherzigkeit empfangen, können auch sie Barmherzigkeit erlangen (V. 31). Das ist unsere gemeinsame lebendige Hoffnung. Wenn aber diese Annahme der Gnade durch Israel geschieht, «was wird ihre Annahme anderes sein als Leben aus den Toten?» (Röm. 11, 15.)

Möge eines uns bei dieser Betrachtung der berühmten Kapitel des Paulus über das Judenvolk im Römerbrief klar geworden sein: Hier stehen wir im Mittelpunkt der Erkenntnismöglichkeit der gesamten Judenfrage. Hier müssen wir im Heiligen Geist hören wollen, sonst haben wir überhaupt nichts vernommen. Hier gilt es, im Gehorsam des Glaubens gegen das Offenbarungswort, ja zu sagen, sonst ist alles andere Jasagen nur ein blasses Verstandesurteil oder eine Humanitätswallung. Paulus spricht hier ausdrücklich in der Vollmacht seines Apostelamtes. Er bekennt aber auch, ein Geheimnis kundzutun. Seine Schlussrede vor allem trägt den Charkter einer prophetischen Weissagung. Weissagung aber entzieht sich jeglicher Systematik. Sie ist ein Zeugnis eines heiligen göttlichen «Dass». Sie ist aber nicht die Ausmalung eines «Wie» dieses «Dass», so sehr gerade dieses «Wie» die fromme Phantasie lockt und reizt.

Die Juden sind nicht von Gott verworfen, wohl aber um ihrer Verwerfung des Christus und des apostolischen Zeugnisses willen verhärtet. Allein ihre Verhärtung und ihr Unglaube sind für Gottes Gnade kein Hindernis. Seine Verheissung ist ihnen nicht entzogen. Sie ist ihnen aufbehalten. Es kommt die Zeit, da diese Verheissung auch über ihnen in Erfüllung gehen soll. Wie, das ist Gottes Geheimnis. Weil aber Gott sich diese Erbarmung auch über seinem Volk nach seinem anbetungswürdigen Ratschluss vorbehalten hat, ist unsere Christenhoffnung unlösbar mit der Hoffnung über Israel verbunden. Wollen wir in lebendiger Hoffnung stehen und uns ihrer getrösten, so gehört das Volk Israel mit hinein.[275])

VII.

AUFSTIEG UND NIEDERGANG IN SIEBEN JAHRHUNDERTEN

39. Die Geschäfte der Juden

Vom glücklichen Zeitalter für die Juden unter der maurischen Herrschaft in Spanien haben wir gehört. Nicht unähnlich günstige Verhältnisse brachte für sie die Zeit des Frühmittelalters in unseren Ländern, also sagen wir einmal von 800 bis zu den Kreuzzügen im 12. Jahrhundert. Es gab wohl da und dort Belästigungen, allein sie konnten ihr Leben nach ihrer Ordnung einrichten und kamen offenbar zu Wohlstand und vielfach auch zu rechtem Ansehen. Standesgemäss waren sie die Vorläufer des im Spätmittelalter heraufsteigenden christlichen Bürgertums. Man liess sie auch am höheren kulturellen Leben teilnehmen. Auf der Schwelle zwischen dieser glücklicheren Periode und dem hernach einsetzenden Abstieg der Juden steht die Gestalt des jüdischen Minnesängers Süsskind von Trimberg. Er zog, wie seine Kollegen, auch von Burg zu Burg, sang seine Lieder und suchte mittels dieser poetisch-prosaischen Betätigung seine Familie durchzubringen. Aber bereits er legt Zeugnis ab von der hereinbrechenden Aechtung seines Volkes. Eines seiner Gedichte lautet:

> Hebeauf und Findenichts tun schweres Leid mir an.
> Ach, mich beschweret sehr Herr Not und Darbian.
> Im Hause herrscht Herr Dünnehaben,
> hab' nichts, um Weib und Kind zu laben.

Die ganze Judennot aber schreit uns entgegen aus einem andern Lied:

> Ich habe zwar mit meiner Kunst
> geworben um der Herren Gunst,
> die Herrn doch wollten mir nichts geben;
> so will ich ihren Hof denn fliehen,
> von nun als alter Jude leben,

und also vorwärts weiter ziehen,
mir wachsen lassen einen Bart,
lang niederwallend, greis behaart,
will einen langen Mantel tragen,
den hohen Hut tief in dem Kragen,
demütig sei von nun mein Gang,
nur karg erklinge Hofgesang,
weil mich die Herrn vom Gute jagen.[276])

Vor der Zeit der Kreuzzüge hatten es die Juden in unsern Ländern eigentlich gut. Sicher nicht schlechter als die andere Bevölkerung. Wahrscheinlich bildeten sie den recht wohlhabenden, handeltreibenden Mittelstand. Sie besassen auch einen bedeutenden Rückhalt am hohen Ansehen und am unverkennbaren Einfluss der Judenschaft in Spanien und im alten Babylonien. Das waren doch die kulturellen und geistigen Mittelpunkte, die weithin in die noch vielfach barbarischen Zustände Europas zwischen 800 und 1200 ausstrahlten. Wie die Verhältnisse in Frankreich vor den Kreuzzügen waren, sagt uns ein jüdischer Geschichtsschreiber: [277]) «Die Wirren der Kreuzzüge überraschten die Juden Frankreichs in einer Zeit, da in diesem Lande bereits ein grosses Diasporazentrum erblüht war. Die Juden waren hier die Haupttriebkräfte der Industrie und des Handels, verfügten über weitausgedehnten Landbesitz und besassen viele Häuser, sowohl in Paris wie auch in den Provinzstädten. Ihre Gemeinden waren vollkommen autonom. Der an der Spitze jeder Gemeinde stehende Aelteste (prévôt) wurde von ihren Mitgliedern gewählt und von dem König oder von dem die betreffende Stadt gebietenden Feudalherrn im Amte bestätigt.» Diese scheinbar friedliche Herrlichkeit wurde durch die Kreuzzüge wie von einem Orkan überfallen und zum Teil sehr schwer geschädigt. In den Hetzereien der Kreuzzüge kam sowohl die Anklage wider die Juden als Mörder des Weltheilandes zu wildem Ausdruck, als auch der innere Groll der Herrenleute und des breiten Volkes wider die Juden als Gläubiger. Dass durch einen päpstlichen Erlass den Kreuzfahrern die Zinsen gegenüber ihren jüdischen Gläubigern erlassen wurden, griff schon tief in ihre finanziellen Verhältnisse ein. Da lag es nahe, sich dieser Kreditgeber gleich auch noch durch brutale Gewalt ganz zu entledigen. Das geschah an vielen Orten. Anderswo mussten die Juden die Unkosten der Aufrüstung und der Reise für die Kreuzfahrer aufbringen.[278]) Aus den grausigen Berichten dieses Generalangriffs auf den jüdischen Besitz und auf das jüdische Kreditsystem ist aber zugleich ersichtlich, wie weittragend man den Juden verschuldet war und wie bedeutend ihr Wohlstand gewesen sein muss.

Die Geschäfte der Juden ruhten nicht einfach auf ihrer ange-

borenen und in talmudischer Schulung aufs feinste ausgebildeten Handelsbefähigung, sie gründeten vielmehr auch auf dem Zinsverbot der katholischen Kirche. Das Kirchenkonzil zu Nikäa (325) erliess ein Zinsverbot für die Geistlichkeit mit Androhung der Amtsentsetzung im Falle des Ungehorsams. Karl der Grosse setzte ein allgemeines Zinsverbot auf der Synode zu Aachen im Jahre 789 durch. Das zweite Laterankonzil 1138 setzte dieser Aechtung des Zinses die Krone auf, indem es die Wucherer für infam erklärte und von der kirchlichen Bestattung ausschloss. Die Gründe des Zinsverbotes waren zunächst der Hinweis auf Luk. 6, 35: «Liebet eure Feinde und tut Gutes und leihet, ohne etwas zurückzuerwarten.» Hinzu kam der Satz des Aristoteles: pecunia pecuniam parere non potest (Geld kann kein Geld gebären) und die römische Rechtsregel, Leihgut sei rechtmässiges Eigentum auf Zeit, und, der Zins bedürfe eines besonderen Vertrages über die Leihe hinaus. Hinzu kam der sehr beachtliche Zeitbegriff: Zeit ist Allgemeingut, der Zinsnehmer aber will Herr der Zeit seines Mitmenschen sein, dem er geliehen hat. Des weiteren nahm man an, Geld entleihe nur der bedürftige Mensch; dessen Not durch Zinsforderung auszunützen, sei aber unchristliche Härte. Man sah also nur den Konsumtiv-, nicht aber den Produktivkredit. Als Produktionskraft aber galt nur die Arbeit. Zuletzt aber wirkte noch die nicht unbegründete Angst mit, Zinsgeschäfte hätten eine Religionsentfremdung zur Folge.[279]) So ideal das alles auch tönt, die Wirklichkeit sah ganz anders aus, als man erwarten könnte. Vor allem wurden die Naturalgaben in keiner Weise berührt: der Zehnten und die vielen Gaben, welche die landwirtschaftlich arbeitende und auch zu grossen Teilen leibeigene Bevölkerung leisten musste. Und wem? Weithin gerade dieser Kirche, welche den Zins in Form von Geld unter Verbot stellte. Dazu kam nun aber die Tatsache, dass die Kirche selber offenbar in mancherlei Geldgeschäften tätig war. Die Juden werden von einem Kritiker ums Jahr 1000 wohl eine erwerbssüchtige Klasse genannt, nicht aber Geldverleiher von Profession. Dafür aber werden Kleriker und Laien durch Lambert von Hersfeld offen des Wuchers angeklagt.[280]) Es scheint, dass reiche kirchliche Stifte da und dort grosse Geldgeschäfte betätigten. Die Akten des Klosters von Bleinstedt aus den Jahren 1017 bis 1097 nennen eine ganze Reihe von Immobiliardarlehensgeschäften dieses Stiftes. Der Sturm auf das Kloster Ittingen in der Schweiz (1524) geschah nicht um der Geschäfte der Juden willen, sondern weil das Kloster allerlei Geschäfte machte, die von Zinsgeschäften wohl kaum unterschieden werden konnten.[281]) Von den Finanzgeschäften der Kurie selber wollen wir gar nicht reden.[282]) Papst Martin V. hob etwa 1425 das allgemeine Zinsverbot auf und gestattete einen Normalzins von 5 %.[283]) Zur Zeit der Reformation aber kämpfte das Geschäfts- und Bankhaus Fugger in Augsburg planmässig wider die Zinsvor-

schriften der Kirche. Sein Advokat war Luthers späterer Gegner, Dr. Eck, welcher in Bologna für die These dieses Bankhauses mit dem ganzen Gewicht seiner Beredtsamkeit auftrat. Gleichzeitig verbot Erzbischof Antonin von Florenz den Geistlichen, auf den Kanzeln wider Zinsannahme, Zinsforderung und Handel mit Kreditbriefen loszuwettern.[284]) Das eigentliche Zinsverbot der katholischen Kirche war somit nur zwischen 1130 und 1425, zum Teil auch bis gegen 1500, theoretisch in Kraft.

In diese Zeit fällt nun das Zuschieben des gesamten Geldgeschäftes an die Juden. Gleichzeitig wurden sie aus ihrer bisherigen Gleichstellung mit den anderen Bürgern hinausgedrängt. Landbesitz und Hausbesitz wurde ihnen zum Teil ganz, zum Teil unter Vorbehalt, verboten. Die Zünfte verschlossen ihnen ihre Rechte und ihre Gemeinschaft. So blieb ihnen tatsächlich nichts anderes übrig, als sich mit aller Macht auf das Geldgeschäft zu verlegen. Das brachte aber auch das Pfandgeschäft mit sich, welches je und je dem Geldhandel die Fülle von Brutalität und Aergerlichkeit, die ihm anhaften kann, mit auf den Weg gibt. Anderseits aber benötigten die Christen durchgehend die Geschäfte der Juden, um überhaupt leben und handeln zu können. Der Adel, bis hinauf in die Fürstenschlösser, brauchte den Juden, um standesgemäss zu leben und richtig gerüstet zu sein. Auch die Kirche konnte des Juden nicht entraten, noch weniger die handeltreibenden christlichen Bürger und Bauern, die Vieh kaufen wollten und verkaufen mussten. Die Juden waren in jener Zeit kaiserliche oder königliche Kammerknechte. Diesen Schutz, der auch sehr fragwürdig war, mussten sie aber mit hohen und ständig wechselnden grossen Summen bezahlen. Sie gehörten indirekt aber auch noch ihren Landesherren, die ihrerseits wieder zu pressen suchten, was man nur pressen konnte. Kurz, sie waren Schwämme, die man sich vollsaugen liess, um sie hernach ganz ausdrücken zu können. Der Jude machte das Geschäft unter den Christen, er selber aber war das beste und müheloseste Geschäft für die gleichen Christen. Es ist wichtig, das alles zu bedenken, sonst stösst man sich, wenn man von den Geschäften der Juden spricht, nur an ungeheuerlichen Zinsansätzen und denkt, die Juden seien an sich und für sich die scheusslichsten Blutsauger gewesen.

Die Rolle von Kammerknechten haben die Juden freilich nur in anderer Form, auch in späteren Zeiten noch innegehabt. Ich denke da an die berühmten Hofjuden. Das waren einfach die persönlichen Bankiers es betreffenden Fürstenhauses, Finanzminister, die dann freilich selber auf grösstem Fusse lebten, die aber den verschwenderischen Herren und Fürsten des 16.—18. Jahrhunderts ungeheuerliche Summen beschaffen mussten. Klassisch ist der märchenhafte Aufstieg des Hof-

juden Süss-Oppenheimer am Hofe Herzog Karl Alexanders von Württemberg. In den wenigen Jahren zwischen seiner Berufung zum Finanzrat (1734) bis zu seiner Hinrichtung (1737) brachte er nicht nur den ganzen Staatsapparat in seine schmutzigen Hände, sondern wusste sich auch in ungeheuerlicher Weise zu bereichern.[285]) Weltweite Bedeutung aber gewann in der neueren Zeit Meyer Amschel Rothschild (1744—1812), vom Landgrafen Wilhelm von Hessen zu seinem Hoffaktor ernannt. Der Landgraf verschacherte Tausende seiner Landeskinder als Soldaten nach England und als Söldner an andere fremde Staaten. Die mit diesem Menschenhandel erworbenen unglaublichen Geldsummen übergab er Rothschild, der sie zu umfassenden Kreditoperationen verwendete und damit den beispiellosen Reichtum und die hochpolitische Finanzmacht des Bankhauses Rothschild begründete.[286]) Wollen wir noch in die Gegenwart schreiten, so wäre hier für die Zeit Wilhelms II. in Deutschland das Bankhaus Bleichröder in Berlin mit seinem markanten Vertreter Carl Fürstenberg (geb. 1850) zu nennen. Die Geschäfte der Juden sind eben nie nur Judengeschäfte. Die Christen waren immer auch dabei, sei es als Opfer, sei es als Mitnutzniesser.

Was aber die Höhe des Zinsfusses betrifft, so war er im Mittelalter in der Regel gesetzlich festgelegt. Seine Höhe schwankte im 14. und im 15. Jahrhundert zwischen $21^{1}/_{8}$ % und $73^{2}/_{3}$ %. Fremden gegenüber gab es überhaupt keine Schranken. Darin lag die grausamste Not, so dass Städte zeitweilig 100 und 120 % hinlegen mussten.[287]) Es war darum sehr am Platze, dass das 4. Laterankonzil 1215 doch wenigstens den übermässigen Zins verbot. Im Jahre 1350 galten in Ulm 10 % für normal. Freilich fielen die Juden nicht unter diese Regel. Wie fliessend alles war, zeigt uns das merkwürdige Beispiel, dass die Stadt Ulm vom Grafen von Helfenstein für ein Darlehen 12 % forderte, während der finanzmächtige Jude Jäcklin von Ulm nur 5 % verlangte.[288]) In der Schweiz verbot die Tagsatzung 1490 den Juden ausdrücklich die Erwerbung von Land und setzte ihr Recht auf Zins mit 21 % fest.[289]) Tun wir Blicke in andere Gegenden, so hören wir einen Zeugen aus Polen aus dem letzten Jahrhundert. Er sagt: «Gewuchert wurde allgemein. Wer Geld hatte, verlieh es zu Wucherzinsen. Einen gesetzlich festgesetzten Maximalzinsfuss gab es meines Wissens nicht. Der gewöhnliche Zinsfuss war 1 % monatlich.» Auch im Elsass standen die Dinge bis in die Zeit vor der Gleichberechtigung nicht anders. Die Juden waren so stark mit Sonderabgaben beschwert, dass sie sich nur durch Wucherzinse halten konnten. Es sei noch ein letztes Beispiel, abermals aus dem Osten, genannt. Diese Stimme sagt: «Unsere einzige Waffe war das Geld. Darum mussten wir habgierig und sparsam zugleich sein, um existieren zu können. Denn, vergessen wir das auch nicht, zu den normalen Abgaben kamen dann ja immer auch Sondersteuern, Vermögens-

abgaben, Bestechungssummen, die dann obendrein noch schnellstens hingelegt werden mussten, um irgendeine drohende Gefahr abzuwenden.» Im Jahre 1722 leisteten die portugiesischen Juden 100 000 Livres, damit ihre Vorrechte nicht rückgängig gemacht würden. «Jude zu sein, war ein kostbarer Luxus, dessen Preis Geld und Gut war. Ist es da verwunderlich, wenn wir unser Geld zusammenscharrten? Was der Schild für den Krieger in der Schlacht, das bedeutete das Geld dem Juden im Ghetto.»[290]) Eines ist einwandfrei deutlich: die Christen sind an den Wuchergeschäften der Juden mitschuldig gewesen. Beide Teile brauchten einander, beide Teile missbrauchten sich aber auch gegenseitig. Jedenfalls aber wurde die Nötigung der Juden zur ausschliesslichen Betätigung von Geldgeschäften zu einer folgenschweren Schädigung für sie selber. Ihre böse Frucht war auch eine ungemeine Erschwerung ihrer Lageverbesserung in den Folgezeiten.

40. Vorrechte

Ein jüdischer Kantor, ein Vorsinger im Gottesdienst, muss auch die Gabe haben, in vorbildlicher Weise eine Totenklage anzustimmen, also etwa auf einem Kongress die ehrenden Gedenkworte auf einen verstorbenen gefeierten Rabbi nicht nur zu sprechen, sondern mit aufschluchzenden, vibrierenden Tönen die ganze Versammlung in eine erhebende Trauerstimmung einzutauchen. Wenn ein Vorsänger dieses Amt mit Geschick auszuüben versteht, nennt man ihn Baal-Bechi, einen Meister des Geweins.[291]) Ich will gewiss nichts Unfreundliches sagen; allein, man hat doch auch dann und wann das Gefühl, nicht nur Kantoren seien von Amts wegen Meister des Geweins. Es liegt vielmehr ein wenig in der Art der Juden, dass sie, wenn es ihnen ausgezeichnet geht, sehr stille sind, dass sie aber meisterhaft Mitleid erregen können, wenn es gilt, ihre besondere Not sehen zu lassen. Man spricht sehr viel von den Gesetzen gegen die Juden, von ihrer Depossedierung (Besitzberaubung), von ihrer Deklassierung (bürgerlichen Entrechtung) und von den grauenhaften Zuständen in den Judenquartieren. Allein, alles das hat doch auch zwei Seiten. Es war sicher nicht einfach nur Bosheit und Teufelei, welche die Juden im Mittelalter und hernach wirklich entehrend und ungerecht behandelt wissen wollte. Den Sondergesetzen wider die Juden in der einen Waagschale stehen doch auch Sonderrechte für die Juden in der andern Waagschale gegenüber. Es besteht ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen beiden. So gehört denn auch dieses Kapitel mit dem folgenden eigentlich zusammen, weil sich bestimmte Fragen in ihnen nahe berühren.

Von den besonderen Vorrechten in der römischen Zeit wollen wir nicht mehr sprechen, aber uns stets daran erinnern, dass es einen Antisemitismus vor der christlichen Zeit gegeben hat. Hing das wohl mit der Gewährung solcher Vorrechte zusammen? Fand vielleicht ein gewisser Missbrauch derselben oder überhaupt ein Missbrauch der ganzen Stellung der Juden innerhalb des Volkskörpers statt?[292]) Wir haben von der eigentlichen Blütezeit jüdischer Kultur und jüdischen Lebens im Frühmittelalter gehört. Damals waren die Juden grösstenteils den Christen nicht nur gleichgestellt, sie waren vielmehr um ihres handelstechnischen Wertes willen entschieden bevorrechtet. Sie genossen zum Beispiel unter Heinrich I. von England (1100—1135) volle Freizügigkeit und freies Niederlassungsrecht. Innerhalb ihrer Gemeinden hatten sie eigene Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Waren durften im ganzen Lande vertrieben werden, «als wäre es königliches Eigentum». Freilich hatte der König als Entgelt Anteil an allen Judengeschäften. Er war zugleich Schutzherr wie auch Mitaktionär.[293]) Die Gemeindeautonomie, also die gemeindliche Selbstverwaltung, meist verbunden mit eigener Gerichtsbarkeit, war überhaupt in der Regel der eigentliche Edelstein in der Reihe bestimmter Vorrechte, die den Juden zustanden. Hier begegnet uns auch der «Fürst des Exils», der jeweilige Exilarch im persisch-arabischen Reich. Das waren eigentliche, ungekrönte Könige mit eigener Hofhaltung und hoher Ehre weit über die Grenzen des Landes hinaus. Dieser Würde entsprach dann später der Chacham Baschi im türkischen Reich, der Oberrabbiner, auf gleicher Würdenstufe wie der Patriarch der christlichen Kirche. Dem Chacham Baschi stand das Recht der Amtsbesetzung aller Rabbinate im Lande zu. Er übte eigenes Gericht aus und war wichtigster Berater des Sultanates.[294]) In Deutschland besassen die Juden auf Grund des Kölner Privilegs vom Jahre 1331 ebenfalls eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltungshoheit innerhalb ihrer Gemeinden. In Polen und Litauen verfügten die Juden desgleichen von der Mitte des 13. Jahrhunderts an über Autonomie in ihren Angelegenheiten. Diese Selbstregierung erhielt sogar um 1550 eine Spitze im «Reichs-Juden-Tag». Dieses ganz bedeutende Vorrecht fiel erst im 18. Jahrhundert dahin. Alles das ist nur dann verständlich, wenn wir bedenken, dass die Juden nicht einfach nur ein Stamm oder ein Volk für sich waren, aber auch nicht bloss eine Konfession, also ein Glaubensbekenntnis an sich, sie bildeten vielmehr beides in einem: Volk und Bekenntnis. Beinahe liesse sich der Satz wagen: ein Volk, eine Sprache, ein Glaube, ein Gott. Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Organisation der katholischen Kirche ist unverkennbar, indem ja auch in dieser solche totale Gleichschaltung des Aeusseren und des Inneren: Ideal, Wille und Zwang ist. Von einer Zersplitterung der Juden war, trotz innerer Spannungen, jedenfalls in dem Ausmasse, wie wir es für die neuere Zeit kennen,

keine Rede. Sie bildeten eine Einheit, und sie wurden auch stets als Einheit gewertet. Das ist ja überhaupt eine der allereigenartigsten Wahrnehmungen durch die ganze Judengeschichte hindurch, dass man jeden Juden als berechtigten, aber auch haftbaren Vertreter seines ganzen Volkes ansieht. In jedem Juden sieht man die Juden. Jeden Juden macht man für sein Volk verantwortlich, und noch mehr lässt man das ganze Volk leiden unter dem Hass, den man wegen eines einzelnen Juden in sich hegt. Ein Beispiel für die eigenartige Kollektivhaftung ist folgendes: Der Berner Ratsherr Paccoton war auf einer Geschäftsreise von Fürther Juden unschuldigerweise wegen eines Mordes verklagt worden. Er wurde verhaftet, gefoltert und schliesslich wegen Mangels an Beweisen entlassen. Bern liess während der Inhaftierung ihres Bürgers zwei Fürther Juden an der Zurzacher Messe aufgreifen und auf Schloss Lenzburg als Geiseln in Haft setzen. Die Fürther Juden kümmerten sich freilich nicht um ihre Volksgenossen. Da Paccoton geschädigt war, sollte Schadenersatz erlangt werden. Der Rat von Bern forderte nun mit einem Schreiben vom 7. Juli 1701 die Stadt Basel auf, den Elsässer Juden jegliches Betreten der Stadt zu verbieten. Basel gehorchte, allein der französische Gesandte protestierte wider diesen Beschluss mit dem Bemerken, es gehe nicht an, Elsässer Juden für Vergehen von Fürther Juden entgelten zu lassen. Die Basler Regierung musste diesem Drucke nachgeben und den Juden aus dem Elsass ihre Tore wieder öffnen.[295]) Mit der Kollektivhaftung rücken die Juden in ganz eigenartiger Weise in die gleiche Linie wie die Christen. Im volksmässigen Urteil wird auch hier jeder Fehler eines Christen für eine Schuld aller andern angesehen. Auch hier haftet jeder mit allen und für alle. Hierin liegt auch eine richtige Ahnung der grossen Wahrheit, dass jeder Christ durch das Bekennen seines Glaubens und durch seine Lebenshaltung mitverantwortlich ist für die ganze Gemeinde. Er ist jederzeit Vertreter des Gottesvolkes. Indem wir hier mit den Juden in gleicher Linie stehen und gesehen werden, laufen auch Antisemitismus und Antichristentum je und je nebeneinander. Ist die Kirche selber Urheber und Durchführerin des Judenhasses und der Verfolgung, so streitet sie in Wirklichkeit wider sich selber, verleugnet ihren Herrn und zerstört, zum mindesten geistlich, sich selber. Geht aber der Kampf von nichtkirchlichen Kreisen und Mächten aus, so kann man sicher sein, dem Versuche, die Juden zu verfolgen oder zu vernichten, folgt der Kampf wider die christliche Kirche auf dem Fuss. Beides gehört zusammen.

Wir sind von der Besprechung der Vorrechte der Juden scheinbar weit abgekommen. Ich sagte aber zu Anfang, dass sich in diesen Problemen der Judenfrage alles überschneide und ineinander verschlungen sei. Zudem gab es auch zu allen Zeiten ganz bestimmte, leicht ent-

zündbare Reibungsflächen. Eine derselben war die Sklavenhaltung durch jüdische Haushaltungen in früheren Zeiten. Meist waren es doch christliche Sklaven. Wie sollten diese unbedrückt leben können in einem streng jüdischen Haus mit seinen Reinheitsvorschriften? Als dann die Sklaverei mehr zurücktrat, war es einfach die gleiche Not mit christlichen freien Diensten. Wenn zum Beispiel den Juden verboten wurde, christliche Ammen zu benützen, so sehen wir zunächst, dass ihnen das gestattet worden war. Das bedeutete immerhin ein gewisses Recht, vielleicht sogar ein Vorrecht; denn sie hätten ja auch eigene Ammen stellen können. Wie sieht nun das Verbot aus, welches von einem jüdischen Geschichtsschreiber als «hassatmend» bezeichnet wird?[296]) Wenn eben eine christliche Amme das Heilige Abendmahl genommen hatte, wurde sie von ihrer jüdischen Herrschaft gezwungen, während ein oder zwei Tagen ihre Milch in den Abort laufen zu lassen; denn die abergläubischen Juden wollten nicht, dass ihre Kinder von der Milch tränken, welche durch den von den Ammen genossenen Leib Christi genährt sei. Ueber diese Sache äussert sich auch Papst Gregor VIII. in einer Bulle vom Jahr 1581.[297]) Man muss in allen diesen Dingen immer versuchen, beide Seiten anzuhören.

Viel Not bereitete ferner der Missbrauch, der von seiten der Juden sowohl mit Vorrechten als auch durch Umgehung von einschränkenden Gesetzen geübt wurde. Es ist ja gewiss menschlich, dass der, dem viel gegeben wird, immer noch mehr begehrt. Allein hier handelt es sich doch um Vorrechte, die einem besondern Volk innerhalb des Staates gewährt sind. Werden nun die Vorrechte so ausgenützt, dass die Bevorrechtung zum Schaden der andern ausschlägt, wen wundert's, so sich Widerstand regt, Widerstand, der bis zum Entzug des Vorrechtes führen kann? Ich glaube, kein Fehlurteil zu tun, wenn ich sage, das war die Schuld der Juden im katholischen Spanien, das war ebenso ihre Mitschuld im Spätmittelalter, und vollends war hier eine wesentliche Ursache für die ganze Entwicklung der Judenfrage in Deutschland zwischen dem Zeitraum von 1900 bis 1940. Nicht die Vorrechte sind die Ursache des Umkippens, nicht ihnen muss man entgegentreten, wenn man vermeiden will, dass die andern an die Wand gedrückt werden. Kampf aber sei angesagt dem Missbrauch. Hier ist der Ort, an dem die Juden sehen müssen, wie sie sich selber gefährden und wie sie sich selber, ohne irgendeine Mitschuld der Christen, geschadet haben.

Die Entsprechung solcher Nöte ist die Umgehung von einschränkenden Judengesetzen durch sie selber. Werden drei Familien in einer Stadt zur Niederlassung aufgenommen, so sind es nach ein paar Jahren schon zwölf und nach zehn Jahren noch viel mehr. Drückt man aber in dieser Hinsicht ein Auge zu, indem man sie mit einem gewissen Wohlwollen einfach gewähren lässt, so wird entgegen

allen Ordnungen in aller Stille ein Bethaus, eine «Judenschule» eingeweiht. So geschah es im Februar 1806 in B a s e l. Dieser erste Betsaal mit Thora in Basel war auf der Lys. Zwischen 1849 und 1868 stand dann die Synagoge auf dem unteren Heuberg. Der Rat von Basel verlangte freilich Oberaufsicht über die gottesdienstliche Betätigung der Juden in der Stadt. Es musste ihm vor allem die Rechnung vorgewiesen werden.[298]) Man könnte für alles, was in diesem Kapitel zu sagen wäre, eine erdrückende Fülle von Belegen aus der Geschichte beibringen. Wir wollen aber doch lieber das Grundsätzliche erwägen. Wenn also offenbar Vorrechte den Juden verleitet haben, sie so zu missbrauchen, dass sie zu einem Unrecht gegenüber den andern wurden, wenn er ferner die einschränkenden Gesetze tausendfältig zu umgehen verstand, so zeigt sich bei ihm hier ein G e i s t d e r G e s e t z l o s i g k e i t, was umso erstaunlicher ist, als doch ja gerade der Jude zum Volk des Gesetzes gehört. Gewiss, das Leben des frommen Juden ist umsponnen von einem allerfeinsten Netz von Geboten und Verboten. Das sondert ihn von seiner Umgebung ab. Er bewegt sich aber trotz allem merkwürdig frei innerhalb dieses Netzes. Ferner ist ja nur er ein Sohn des Bundes. Ihm ist die heilige Thora anvertraut; er ist ein Sohn des erwählten Volkes. Die Aussenwelt geht das eigentlich nichts an. S e i n e G e s e t z l i c h k e i t h a t a l s o G r e n z e n. Damit kämen wir wieder auf die Frage, ob der Jude auf Grund durchaus anderer sittlicher Grundanschauungen e i n e a n d e r e S i t t l i c h k e i t habe. Ich stehe nicht an, dies zu bejahen, womit ich aber nicht sagen will, seine Sittlichkeit sei schlechter als eine andere. Zudem kommt es bei jeder sittlichen Haltung immer darauf an, wie man sie in der Wirklichkeit zur Anwendung bringt. Dass aber hier eben doch eine Unsicherheit vorhanden war, von der die Gegenseite wusste, zeigt die S t e l l u n g z u m J u d e n e i d. Wir werden von demselben später noch eingehend zu reden haben. Hier hören wir, was der Basler Bürgermeister Isaak Hagenbach am 7. September 1771 über ihn schreibt: «Demnach uns vorgestellt worden, wie wenig einem Judeneyd zu trauen sey, und wie viele Ausflüchte sie zu finden wissen, denselben ungültig zu machen, so haben wir zwar dasselbe, was von der Juden Eydt in unserer Gerichtsordnung steht, nicht abändern wollen; dennoch aber für gut befunden, allen unsern Gerichten anzubefehlen, dass sie den Juden so wenig als möglich den Eyd aufgeben. Worauf wir uns verlassen. Gott bewahre uns in Gnaden.» Es war die Regel, dass bei jedem Judeneid ein Rabbiner zugegen sein musste. Wenn aber der Basler Rat im gleichen Jahre ebenfalls über leichtsinniges Eidablegen von seiten von Christen klagen musste, so ist das nicht ein und dasselbe. Der Christ hat keine näheren Verordnungen über allerlei Auslegungen und Schattierungen von Eiden. Ihm ist ein Eid ein Eid, ein Meineid ist ein Meineid. Der Jude aber hat in seinen Religionsschriften ausführlichste Anleitungen, aus welchen man allerlei herauslesen kann.[299])

Die Gesetzlosigkeit entspricht innerlich der Gesetzesübertreibung. Das ungeheuerliches Zuviel kann in ein ebenso ungeheuerliches Garnichts umschlagen. Das Volk, das in vielen seiner Vertreter höchste Moral und bewundernswürdigen Edelsinn zeigt, kann auch wiederum in weithin gesehenen Vertretern höchste Unmoral und alle Schlechtigkeit zur Schau tragen. Die Frage ist nicht die, was geschieht mit dem Juden, wenn ihm schwere Beschränkungen auferlegt werden, sondern was geschieht mit ihm, wenn er den Glauben seiner Väter verlässt und aus der Gesetzlichkeit herausstürmt. Wenn Er das tut! Das Wegwerfen des Joches seines Gesetzes und seines Bundes ist folgenschwerer als alles andere. Wir werden davon noch hören müssen.

Es gibt aber auch nicht bloss ein Wegnehmen von Vorrechten durch einen Staat, welcher dies für notwendig hält, worüber man sehr verschiedener Ansicht sein kann; es gibt auch einen eigenen Verzicht der Juden selber auf genossene und innegehabte Vorrechte. Als im Jahre 1788 die Militärdienstpflicht in Oesterreich auch auf die Juden ausgedehnt wurde, erhoben sie ein mächtiges Klagegeschrei. Folglich waren sie zuvor von dieser Last gegenüber dem Staat, in welchem sie wohnten, Handel trieben und mancherlei Freiheiten genossen, enthoben worden. Die Gleichstellung mit den Anderen zerstörte ihr Vorrecht. Als sich 1791 in der Französischen Revolution die entscheidenden Verhandlungen über die Gewährung der Gleichberechtigung dem Abschlusse näherten, ging es ganz klar um den Verzicht auf die Gemeindeselbstverwaltung, also um ein grosses Vorrecht. Die Juden waren aber durchaus bereit dazu, um mit den andern gleich zu sein. Es ging hier auch um den Verzicht, unter sich ein Volk zu sein. Sie mussten den Volksbegriff fortan auf das religiöse Gebiet hinüberschieben, was doch ihrer Grundanschauung entschieden widersprach. Aber für den Kranz der Gleichberechtigung zahlte man diesen hohen Preis. Man wollte ihn zahlen. Ich nenne diese Tatsachen, damit der Leser erkenne, es geht nie nur um die Frage: verfolgt oder nicht verfolgt, unterdrückt oder anerkannt, geächtet oder gleichberechtigt. Die Probleme liegen viel tiefer, sie sind vielmehr weit komplizierter und vor allem unglaublich verworren und in sich selbst verschlungen.[300])

41. Die gesetzliche Aussonderung der Juden

Papst Innozenz III. (1198—1216) verordnete ein Jahr vor seinem Tode, «dass sich solche Personen (fremden Glaubens), ob Mann oder Weib, in allen christlichen Landen an öffentlichen Orten stets durch eine

besondere Art der Kleidung (qualitate habitus) von der übrigen Bevölkerung unterscheiden, um so mehr, als auch dies ihnen (den Juden) auch von dem Gesetz Moses vorgeschrieben ist». Die Art der Ausführung war den einzelnen Ländern und ihren Regierungen freigestellt. Infolge dieser päpstlichen Weisung wurden die Juden meistens durch den gelben Judenfleck auf ihrem Gewand und durch einen eigenartig spitzen Hut gekennzeichnet. Wo im Gesetz Mose, also in der Thora, besondere Kleidung für das ganze Judenvolk vorgeschrieben sein soll, ist aller-



Kleidung: Darstellung eines Juden in einem Holzschnitt d. 16. Jhd.

Bild 4 Der Judenfleck im Mittelalter

dings kaum zu finden. Ob nicht der Papst in dieser Sache einer falschen Orientierung zum Opfer gefallen ist? So weit ich sehe, hat nur Maimonides, der grosse jüdische Philosoph im spanischen Mittelalter, in seiner Aufstellung von 2 Geboten und 49 Verboten in bezug auf die Abgötterei unter anderem festgelegt: man solle mit abgöttischen Nationen keine

Bündnisse schliessen, mit ihnen keine Barmherzigkeit haben, ihre Lebensart und Kleidung nicht annehmen usw.[301]) Die Kennzeichnung der Juden durch ihre Kleidung und an ihrer Gewandung beruht also auf zwei Strömungen: einem sich Abhebenwollen durch die Juden und einem gesetzlich erzwungenen Abgehobensein durch die Nichtjuden, einem jüdischen Wollen und einem jüdischen Müssen. Unter das Wollen fällt die durchgehende fromme Scheu wider die deutsche Tracht bei den polnischen Juden im ganzen letzten Jahrhundert und die unglaublich starke Ablehnung von allem, was nach Uniform aussah, zum Beispiel in Oesterreich. Ein richtiger orthodoxer Rabbi duldete nicht, dass ein österreichischer Soldat sein Haus betrat.[302]) Was nun aber damals durch päpstlichen Erlass befohlen wurde, war entschieden harte Aussonderung. Sie wurde nur allmählich und in den einzelnen Ländern verschieden durchgeführt. In Algier trugen die Judenfrauen einen spitzen Hut, in unsern Ländern die Judenmänner. In Algier waren die Männer durch einen schwarzen Turban gekennzeichnet. Ob diese ganze Art der Kennzeichnung nicht überhaupt von den Mohammedanern übernommen worden war? Kalif Harun al Raschid (786—809) ordnete für die Juden das Tragen von spitzen Hüten und von Sandalen mit Doppelriemen an. Ernster wurde auch hier die Lage unter den Fatimiden, zwischen 996—1021. Die Kennzeichnung traf hier sowohl die Christen als die Juden. Christen mussten in schwarzem Gewand gehen und hatten ein hölzernes Kreuz sichtbar zu tragen. Die Juden ihrerseits mussten am Hals einen Holzklotz in der Form eines Kalbskopfes tragen. Ferner war ihnen befohlen, in den Badhäusern Glocken umzuhängen, damit sie auch hier als Juden kennbar seien.[303])

Die Gründe, um derentwillen die Juden an der Kleidung gezeichnet sein sollten, sind nicht mehr ganz durchsichtig. In Spanien beherrschten die Juden gemeinsam mit den Mauren das ganze Handwerk. Sie nahmen also eine ähnliche Stellung ein wie die Armenier im türkischen Reich der Gegenwart vor ihrer Ausrottung im ersten Weltkrieg. Es scheint, dass die Juden auch in Süd- und Westeuropa nicht nur mächtigen Land- und Häuserbesitz ihr eigen nannten, sondern eben auch als geschickte Handwerker für das Emporkommen des christlich-bürgerlichen in Zünften organisierten Handwerkerstandes ein Hindernis bildeten. Hinzu mag ihre Jahrhunderte alte starke Stellung in allen Fragen, die mit Leibeigenschaft und Sklaverei zusammenhingen, gekommen sein.[304]) Der Judenfleck und der spitze Judenhut wären also die Zeichen gewesen, auf Grund deren das nichtjüdische Handwerk nunmehr auch emporblühen konnte. Aus dem Handwerk der Städte aber entwickelte sich im Laufe von zwei- bis dreihundert Jahren der Wohlstand des zünftlerischen Bürgertums. So konnte dieses denn auch in der zweiten Hälfte des

15. Jahrhunderts darangehen, die Juden aus ihrer dominierenden Stellung im Darlehens- und Pfandgeschäft zu entfernen. Dies geschah zum einen Teil durch deren Austreibung in den Osten Europas, zum anderen Teil durch eine vollkommene Deklassierung und Entrechtung der Juden.

Dass aber der Zwang des Judenflecks und des Judenhutes bereits eine starke Form der Entehrung darstellte, muss unbedingt festgestellt werden. Das Mittelalter kannte die Tracht nicht einfach im volksmässigen Sinn, als schöne Eigenart eines Tales oder einer Stadt. Die Tracht war vielmehr ausgesprochenes Standesvorrecht und zugleich Standespflicht. Sie entsprach dem streng umgrenzten Begriff: standesgemäss. Sie war sowohl Ehre als auch Begrenzung dieser Ehre. Sie war Pflicht und Recht zugleich. Es musste sich also nicht nur der Jude Kleidervorschriften gefallen lassen. Aber die Ordnung, die ihn traf und die ihn auf Jahrhunderte kennzeichnete, war eben eine Tracht ausserhalb der Ständeordnung und ausserhalb der normalen Standes- und Berufsehre. Darin lag das Entwürdigende. Ein Bild der Gesellschaftsordnung in deutschen Landen im 12. und 13. Jahrhundert zeigt uns den Juden mit seinem spitzen Hut am Ende der ganzen Reihe unter Nummer 24. Er kommt nach dem Bauern, der doch leibeigen war, nach dem Hirten, nach dem Sachsen und nach dem Wenden, ganz am Schluss.[305]) Die Juden fallen so eigentlich aus der Ordnung des Volkes heraus. Der Basler Rat beschliesst am 27. Mai 1640: «dass sowohl die Juden als die Zigeuner abgeschafft und dies den Aemtern geschrieben werden solle.»[306]) Wenn es in den sechs Jahrhunderten, in welchen die Juden unter diesem Zwang standen, etlichen von ihnen auch durch besondere Gunst irgendeines grossen Herrn gelang, vom Tragen der Judenzeichen befreit zu sein, so schmachtete doch der Gewalthaufe der Juden unfehlbar unter solcher Entehrung. Solche Schmach vergisst ein Volk nicht. Das muss in der Seele eines Volkes eine Wunde aufreissen, die nie heilen kann. Das muss auch einer Reaktion rufen, deren Folgen unabsehbar sind. Die Art, wie dann im 19. Jahrhundert die Juden das Recht der Gleichstellung gebrauchten, muss man von hier aus verstehen; ja, der Missbrauch ist, von da aus geschaut, weithin auch entschuldbar. Die Minderwertigkeitsgefühle machten sich in Ueberwertungssprüngen Luft. Die Deklassierung rief einer Ueberklassierung. Das jahrhundertelang abgewürgte Ehrgefühl machte sich Luft in lächerlichster Eitelkeit und in richtigem Parvenütum. Sieht man die Karikaturen von Juden in der neuen Zeit, so muss man sie mit der Jammergestalt des Juden in der mittelalterlichen Ständeordnung vergleichen, die ihn wohl zum Teil wenigstens noch leben liess, aber ihn zwang, ausgeschlossen von den Ehrenfolgen der christlichen Welt leben zu müssen. Wir begegnen, und das soll auch nicht verschwiegen sein, den Judenzeichen bis an die

Bild 5

Bilder aus dem «Sachsenspiegel»:
Der spitze Judenhut



Ein Christ tötet einen Juden und wird deshalb enthauptet



Vor dem König haben Mönche, Weltgeistliche, Frauen, Jungfrauen und Juden Frieden. Der Fürst zeigt auf die Lilie.

Schwelle der Aufklärungszeit, ja in sie hinein. Basel hält scharf darauf, dass der vom Elsass in die Stadt kommende Jude sein Zeichen trage.[307]) Es gab freilich auch noch andere Leute, die unter einer gezeigten Entehrung standen. Am 7. März 1743 wurde von den Kanzeln der Stadt St. Gallen ein Mandat verlesen, dass die Huren schwarze Hauben tragen müssten.[308]) Man sieht: Zigeuner, Juden und Huren, das sind die Entrechteten, das sind die «Zöllner und Sünder»; das sind die, gegen welche der nunmehr christliche Pharisäer in seinem heuchlerischen und selbstgerechten Gebet sagen kann: «O Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen Menschen, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner» (Luk. 18, 11).

Zur Trachtkennzeichnung gehörte auch der Ghettozwang. Es ist aber nicht so, dass das Ghetto, also das Judenviertel, von den Christen

erfunden worden wäre. Die Juden hatten auch in den Städten des Altertums vor der christlichen Zeit ihre eigenen Quartiere. Dieses gemeinsame Wohnen beruhte sowohl auf dem jeweiligen Vorrecht der betreffenden Regierung als auf dem klaren Willen der Judenschaft, um ihrer Reinigungsvorschriften willen abgesondert unter sich zu leben. Das Judenquartier hängt organisch mit dem Absonderungswillen des Judenvolkes als dem Volke des Gottesbundes zusammen. Des weiteren war die bürgerliche Ständeordnung des Mittelalters ebenfalls wohntechnisch ausgedrückt. In den meisten Städten gab es eine Webergasse und eine Schmiedgasse, eine Schneidergasse und eine Metzgergasse. Bern kannte eine Junkerngasse und hat sie immer noch. Die Judengasse in den vielen Städten unserer Länder war also an sich noch nichts Entehrendes. In ihr stand ja in der Regel auch die Judenschule oder eine Art von Synagoge. In Zürich war es die kleine Brunngasse, die später umbenannt wurde in «Froschaugasse». Eine Aenderung kam erst durch die Bestimmung, dass die Juden fortan in diesen Gassen und Quartieren leben müssten, sich nicht ausdehnen dürften, sondern sich zu begnügen hätten mit diesen ungeheuerlichen Verhältnissen. Besonders berühmt wurde das Frankfurter Ghetto. Die Bezeichnung «Ghetto» entstammt dem Italienischen und heisst einfach «das Judenviertel». Ein Reisender aus dem Jahre 1795 beschreibt die Zustände in Frankfurt am Main wie folgt: «Stellen Sie sich eine lange Strasse vor, welche von Häusern eingeschlossen ist, die fünf bis sechs Etagen hoch sind. Denken Sie sich diese Häuser mit Hinterhäusern, und diese womöglich nochmals mit Hinterhäusern, die kaum so viel Hofraum haben, dass das Tageslicht hineinfallen kann; alle Winkel, bis an das Dach hinauf, voll enger Stuben und Kammern, in diesen 10 000 Menschen zusammengeschichtet, welche sich glücklich schätzen, wenn sie ihre Höhlen verlassen und auf ihrer schmutzigen und feuchten Strasse Luft schöpfen können, so haben Sie ungefähr einen anschauenden Begriff von der Judengasse.» Sonntags und an allen christlichen Feiertagen wurden die Tore dieser Judengasse geschlossen, damit die Christenheit am Tag des Herrn die Juden nicht zu sehen bekomme. Im Jahre 1786 wurde im Frankfurter Ghetto ein gewisser Löb Baruch geboren. Er nannte sich später Ludwig Börne und war vor Zeiten ein vielgelesener jüdischer Schriftsteller. Börne berichtet uns über seine Einsicht in die Ghettohölle: «Ehemals wohnten sie in einer Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste der ganzen Erde. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst abends um sechs Uhr zum Tore hinausgehen, dass die allzu grosse Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge ausserhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren

Sinn für die Landwirtschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Strasse und ein Christ rief ihm zu: ‚Mach Mores, Jud!', so musste er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen den Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Strassen der Stadt, die ein schlechtes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten.»[308]) An diesem Zitat ist der Ton eigentlich noch interessanter als die Schilderung selbst. Wieviel Gift und Groll, wieviel Hass und Rachegedanken mussten im Laufe der Zeiten in diesen Ghettohöllen aufgespeichert werden. Ein jüdischer Rassenforscher sagt gewiss mit vollem Recht: «Das Ghetto zeigt sich als das beste Mittel zur Konservierung des Judentums und zur Abschliessung fremder Einflüsse.»[309]) Die Bilanz der Ghettonot des Judentums hat dann Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, in seiner programmatischen Schrift «Der Judenstaat» im Jahre 1898 in klarer Weise gezogen. Er schreibt: «Wir sind, wozu man uns in den Ghetti gemacht hat.» Er vertritt auch die Ansicht, der Jude habe durch sein Ghettoleben seine Assimilierbarkeit verloren. Er könne sich in seiner Eigenart nicht mehr aufgeben, um seiner Umgebung gleich zu werden. Er habe also eine Art von unverlierbarem Charakter erhalten. Die Besonderheit des Juden wird also von Herzl nicht in seiner Rasse gesehen, sondern in seiner Charakterprägung durch Ghetto und Entwürdigung während 500 Jahren.[310]) Wir dürfen aber nicht vergessen, dass das eine Stimme und ein Urteil ist, nicht die Stimme eines frommen Juden. Herzl war ein freidenkerischer Politiker seines Volkes. Er war ein genialer Agitator, der sein politisches Ziel mit beispiellosem Einsatz verfolgte. Man kann über die Frage nach den Folgen des Ghettolebens verschiedener Ansicht sein. Eines aber scheint mir festzustehen, dass der wichtige Teil einer grossen Wahrheit hier ans Licht gezogen ist, und dass hier die wesentlichen Ursachen der ganz eigenartigen Entwicklung der Judenfrage liegen von der Französischen Revolution an bis in die Gegenwart hinein.

Nun ist es aber doch auch merkwürdig, dass die Juden selbst nach der Befreiung aus der Ghettobeschränkung auch hernach noch in vielen Städten genau in den gleichen Quartieren ihre Wohnungen beibehielten. In Prag fielen die Tore unter den Axthieben im letzten Jahrhundert. Die Mauern wurden entfernt, allein die Gegend um die ehrwürdige Altneuschul mit dem einzigartigen Judenfriedhof ist bis in die allerneueste Zeit der von den Juden bevorzugte Stadtteil. Auch London hat sein Judenquartier bis in die heutige Zeit beibehalten.[311]) Desgleichen hat New York ein Judenviertel, wie es auch ein Neger- und ein Chinesenviertel hat. Es ist bei den Juden sicher nicht nur die Gewöhnung aus alten, bösen Zeiten, die sie so zusammentreibt. Die Juden wollen vielmehr, zumal wenn sie an ihrem Glauben festhalten, beieinander wohnen, um ihrem eigenen Leben die rechte Glaubensform geben zu können. So

hat sich das Ghetto-leben-Müssen zum Teil wieder in das Ghetto-leben-Wollen des Altertums zurückverwandelt.

Zum örtlichen Ghetto in den verschiedenen Städten kam das wirtschaftliche Ghetto, die Aussonderung der Juden aus dem Gewerbe, von den freien Berufen, vom Studium und ihre Beschränkung auf den reinen Handel. In dieser höchst spezialisierten Tätigkeit waren die Juden nun allerdings den Völkern unserer Länder durchaus unentbehrlich; um ihres Handels willen mit den weiten Beziehungen und wegen der zahlreichen Abgaben, welchen diese Tätigkeit unterworfen war, brauchte man sie. Mussten die Juden früher diese Taxen der kaiserlichen Kasse abliefern, so übernahmen dann später die Städte sehr gern diese Gebühren zu ihren Handen. Als 1401 die Bürgerschaft von Zürich die Austreibung der Juden leidenschaftlich forderte, schützte der Rat die Bedrohten, freilich gegen Erlegung einer angemessenen Geldsumme.[312]) Die handeltreibenden Juden waren für die, welche sie bald bedrohten, bald duldeten, ein recht einträgliches Geschäft. Dementsprechend richteten aber die Juden auch ihre Geschäfte ein. Das Risiko desselben war ausserordentlich hoch. So musste denn die gesamte Kundschaft, sei es des Geldkredites, sei es des Warenbedarfes, entsprechend höhere Unkosten auf sich nehmen. Eines bedingt das andere. Zwei Zeugnisse aus der Mitte des 18. Jahrhunderts beleuchten diese Lage aufs beste. Im Jahre 1755 wurden weitherum in unserm Lande, ausgehend von der Grafschaft Baden, Klagen über das Geschäftsgebaren der Juden aus Lengnau und Endingen laut, den beiden eigenartigen Judensiedelungen in unserem Lande. Dennoch geschah nichts. «Man würde ihren Abgang unangenehm verspüren. Zoll und Geleit würden fühlbar vermindert, die Märkt' veröden, die Einkünfte der Beamten geschmälert, die beträchtliche Einnahmenquelle der Landvogtei Baden versiegen.»[313]) Ein anderes Urteil aus der Zeit um 1763 von Johann Heinrich Schinz aus Zürich lautet: «Die Juden besassen allen Reichtum samt dem Hass. Man hielte ihnen darum weder Treu und Glauben noch Schutz, man beraubte sie allen ehrlichen Gewinns. Doch dadurch wurde ihr Wucher nicht ungerecht. Die Juden schunden die Christen, und diese verbrennten die Juden, wo sie Geld hatten. Gott strafte die Verbrechen der einen durch die Missetaten der andern.»[314]) Ein drittes Urteil aus dem Jahre 1811 über die Verhältnisse in Hamburg möge diesen Horizont noch etwas erweitern: «Um den hochgestiegenen Flor der Handlung haben die Juden von Hamburg kein geringes Verdienst; sie sind's, welche ursprünglich und bis diese Stunde die eigentlichen Wechsel- und Bankiersgeschäfte in Aufnahme gebracht haben und in ihrem Gange erhalten. Sie entziehen sich keinen Bürgerlasten und keinen Bürgerpflichten, die ihnen auszuüben verstattet werden. Und doch darf selbst der wohl-

habende, durch seine ansehnlichsten Geschäfte und persönlichen Charakter geachtete jüdische Kaufmann nicht in jenem Revier der Stadt wohnen, wo er Raum findet. Er darf keine Profession oder bürgerliche Gewalt treiben, ist bloss zum Handeln verurteilt, unter wirklich nachteiligen Beschränkungen; denn er darf keinen offenen Laden halten, muss abwarten, bis Käufer, von keinem ankündigenden Zeichen eingeladen, ihn mühsam aufsuchen, bloss angelockt durch wohlfeilere Preise, worin er gezwungen ist, es christlichen Kaufleuten zuvorzutun, sich mit minderen Vorteilen zu begnügen, wenn er Absatz haben will. Das Verhältnis des Juden gegen den Christen gleicht dem zweier Zugtiere, die, nebeneinandergespannt, gleichen Strang ziehen, den Unterschied nur dann finden, wenn es auf die Nahrung ankommt, da das eine den Hafer erhält, den beide verdient haben, das andere die Erlaubnis, neben dem Acker sich Disteln zu suchen.»[315])

Das Eigenartige dieser Zeugnisse liegt in einem eigentlich unerwarteten Schluss. Trotz aller wirtschaftlichen Aussonderung l e b t e n d i e J u d e n in allen diesen Zeiten. Geld floss ihnen immer wieder zu. Sie konnten ihre Unentbehrlichkeit stets unter Beweis stellen, ein Zeichen für ihre unglaubliche Geschmeidigkeit und zähe Ausdauer! Die Stimme aus Hamburg aber gibt uns Einblick in die Eigenart des jüdischen Handelswillens. Der Wunsch zur Kundenwerbung, zur Anlockung, zur Reklame meldet sich, das Begehren nach Freiheit auf der ganzen Linie und damit eben das grundsätzliche Widerspiel zu jeglicher zünftlerischen Gewerbe- und Existenzdisziplin. Unter der O r d n u n g d e r Z ü n f t e wollte man jedem Meister mit seinen Gesellen eine, wenn auch bescheidene, aber sichere Existenz garantieren. Was aber hier an die Tore der Zunftstuben anpocht, ist ein Handelsgeist, der die Konkurrenz aller gegen alle anstrebt, dem Grossbetrieb, dem Warenhaus, dem Trust ruft und so die Existenz des Einzelnen zugunsten der wenigen gefährdet, welche in diesem wilden Kampf die Stärksten sind und als Sieger aus ihm hervorgehen. Selbstverständlich waren die Juden nicht die einzigen, die das wollten. Aber sie mussten diese Befreiung ganz besonders wünschen, weil sie sich nur durch diesen Dammbruch mittelalterlicher Existenzformen ungehemmt entfalten konnten.

Einige kurze Bemerkungen müssen wir aber doch noch einer dritten Möglichkeit des Ghettos einräumen. Ich meine das k u l t u r e l l e G h e t t o. Ich sehe es in der Form des n u m e r u s c l a u s u s. Eine beschränkte Zahl von Vertretern einer bestimmten Volksklasse oder Glaubensgemeinschaft wird im Unterschied zur herrschenden Volksschicht die keiner derartigen Beschränkung unterliegt, zugelassen. Hieher gehören vor allem die E h e b e s c h r ä n k u n g e n, die man immer wieder den Juden auferlegte oder noch verschärfen wollte. Sie erstreckten

Gebett,

Welches ein jeder Vorsinger an jedem heiligen Sabbat nach dem Gebett für den König, so anfängt: Du Herr gibst Heil den Königen (Ps. 144. v. 10.) für die Wolfart der Löblichen Stadt Basel und ihrer Angehörigen mit Andacht zu betten hat.

Ach Herr, Gott Abrahams, Isaks und Jakobs: ich bitte dich, laß doch deine Barmherzigkeit aufwallen über dein Volk und über die Schafe deiner Weide; denn deine Kinder sind der Geburt nahe gekommen, es ist aber keine Kraft da zu gebähren. Ist wohl alles, was uns begegnet, jemals gehöret worden? Thränen rinnen von unsern Augen, und Wasserbäche fliessen von unsern Augenliedern wegen der zerstöhrenden Plage der Tochter unsers Volks und wegen allen denen Beschwerden, die uns betroffen; denn plötzlich hat uns die Hand des Herrn geschlagen, so wie das Haus unsers Gottes mit Feuer verwüstet worden: Er hat Jakob der Plünderung und Israel den Räubern übergeben.. Fürwahr, dieses ist vom Herrn geschehen, denn wir haben wider ihn gesündiget. Aber gelobet sey der Herr, der seine Huld und Treue uns nicht gänzlich entzogen, sondern uns Gunst, Gnade und Barmherzigkeit verschaffet bey den Erlauchten und Weisen Häuptern und Vorstehern, bey den Professoren und Pfarrherren, bey den Vornehmen und Geringen, bey den frommen Frauen, bey den Jünglingen und Jungfrauen, der hochberühmten Stadt und Landschaft Basel, welche der Allerhöchste fest gründen wolle, Amen! Unschuld und Rechtschaffenheit ist vor ihrem Throne; Gnade und Barmherzigkeit vor ihrer Majestät. Wenn wir es auszusprechen unternahmen, wurden wir es nicht erzählen können: denn sie machten sich auf uns zu helfen in der Kraft, die Gott den Starken verleiht: sie öfneten uns ihre Friedenshütten und retteten uns aus der Hand aller, die auf uns lauerten; sie nahmen uns auf in ihre Höfe und Palläste; ihr Gold und Silber liessen sie den betrübten Armen und Bedürftigen zufliessen; ihr Brod gaben sie den Hungrigen und Durstigen mit holdem Blicke; sahen sie Nackende, so bekleideten sie dieselben: die müden Hände stärkten sie und befestigten die wankenden Knie. O Herr, unser und unsrer Väter Gott! laß dir solches wohl gefallen; das Allmosen und das Gute, so sie uns erwiesen, komme vor dich; siehe auf sie hernieder aus dem Himmel, deiner heiligen Wohnung; überschütte sie mit Segen aus deiner erhabenen Segensfülle, mit dem Thau des Himmels und der Fettigkeit der Erde, mit reichem Vorrathe an Korn und Wein; es gelinge ihnen durch dich alles, was sie vornehmen; laß sie ihre Tage wohl und ihre Jahre angenehm zubringen; würdige sie samt ihren Weibern, Kindern und allen ihren Angehörigen des reichen Guten, das den Frommen auf ewig bestimmt ist; befreye und erlöse sie von aller Noth und allen bösen Krankheiten! Ja, der Herr des Himmels sey ihre Stütze zu aller Zeit und Stunde! Nun also sey es sein Wohlgefallen und wir sprechen Amen'

Basel gedruckt bey Wilhelm Haas dem Sohne, im Augstmonath 1789.

Bild 6

Gebet für die Basler Obrigkeit, welches die Juden regelmässig in ihrer Synagoge beten mussten

Wiedergabe des Bildes mit Erlaubnis des Staatsarchivs Basel-Stadt vom 15. November 1943

sich über ganz Europa, mit Ausnahme von Polen, vor der Französischen Revolution. In Böhmen war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Familienzahl der Juden mit 8600, in Mähren mit 5400 festgenagelt. So konnten Heiratsfähige sehr oft erst dann ehelichen, wenn dieser oder jener jüdische Familienvater gestorben war.[316]) Wenn wir aber vom Problem des numerus clausus sprechen, so wollen wir bedenken, dass nicht nur Juden dergleichen ertragen mussten oder müssen. Die Protestanten in ausgesprochen katholisch regierten Landen waren solchen Beschränkungen auch ausgesetzt, wie zum Beispiel in Oesterreich. Oder blicken wir in die Schweizergeschichte, so hören wir, dass die Stadt Basel in ihrem Untertanenland, dem späteren Kanton Baselland, nur die Pfarrei Bubendorf Bewerbern aus der Landschaft zur Verfügung hielt, während alle andern Kanzeln mit reformierten Pfarrern aus der Stadtbürgerschaft besetzt wurden. Desgleichen hatte in Liestal nur eine Familie das Vorrecht, einen Arzt zu stellen, das war die Familie Bohny. Es ist gut, wenn wir die Judengeschichte mit ihren verwickelten Problemen nicht hübsch isolieren wollen, ohne nach rechts oder nach links zu sehen. Man muss sich vielmehr bemühen, eine Gesamtschau über die betreffenden Verhältnisse zu gewinnen, um ein richtiges und genaues Urteil zu erhalten.

Den bedenklichsten Zwang, den man aber den Juden auferlegte, war der geistliche. Sie mussten hauptsächlich in der Passionszeit in manchen Städten christliche Predigten anhören. Sie mussten, um nur ein Beispiel anzuführen, in Basel ein vorgeschriebenes Gebet für die christliche Obrigkeit beten. Das gottesdienstliche Gebet für die Obrigkeit ist ein heiliges Vorrecht, das sich die christliche Kirche selber nie nehmen lassen wird, auch wenn sie durch dasselbe in grosse Gewissensnot, ja in Verfolgungsnot geraten müsste. Sie gehorcht der klaren apostolischen Weisung (1. Tim. 2, 1—5). Was sich aber gerade in jenem Gebet für die «hochberühmte Stadt und Landschaft Basel», das der Basler Judenschaft aufgebürdet wurde, ans Licht wagte, ist etwas Ungeheuerliches von Selbstlob und Lästerung, das man seinem unterdrückten jüdischen Menschenbruder auf die Lippen zwang.[317])

42. Die Juden in der Schweiz bis zur Französischen Revolution

Die geschichtlichen Quellen über die Juden in der Schweiz in den ältesten Zeiten fliessen spärlich. Es kann sein, dass sie auch noch nicht aus den Archiven gehoben sind. Aus dem wenigen lässt sich aber ersehen, dass das Gebiet der jetzigen Schweiz für die Juden wenig anziehend ge-

wesen sein muss. Das mag mit dem bäuerlich vorsichtigen Charakter unseres Volksschlages, aber auch mit der Unwirtlichkeit der Alpengegend zusammengehangen haben. Der Jude lebt gerne in Städten. Er ist wahrscheinlich, soziologisch gesehen, der Städtertypus des Altertums, der sich erhalten hat. In Gassen und Gässlein kann er auch verschwinden. Hier findet er seinesgleichen, ohne dass man ihn so scharf unter Kontrolle hat, wie dies in jedem Dorf der Fall wäre. Der Jude will auch dort sein, wo die grossen Verkehrsstrassen durchziehen. Daneben braucht man ihn nicht, und er will auch nicht gebraucht sein. So hat es den Anschein, dass die Alpenkantone der Schweiz während Jahrhunderten aussergewöhnlich judenfrei gewesen sind. War der Jude in Mailand und Chiavenna einerseits und in Luzern und Zürich, vielleicht auch in St. Gallen anderseits, ansässig, so genügte das vollauf. Im 13. Jahrhundert kamen etliche Juden von Deutschland her nach Zürich. Man beschloss eine Zinsordnung, gab ihnen das Schutzbürgerrecht, wofür sie Schirm- und Schutzgeld samt entsprechenden Steuerzuschlägen zu entrichten hatten.[318]) Die jetzige Froschaugasse war ihr Quartier. Sie besassen in verschiedenen ihrer Häuser Privatsynagogen. Später wurde ihnen auch zwischen dem Wolfbach und dem Zeltweg ein Friedhof bewilligt.[319]) Es gab in jenen Zeiten Judensiedelungen in Aarau, Aarburg, Zofingen, Mellingen, Sursee, Burgdorf, Solothurn, Bern, Vevey, Neuenburg, Genf, in Basel, Rheinfelden, Baden, Schaffhausen, Winterthur, Rapperswil, St. Gallen und selbstverständlich auch in Luzern. Es war eine nicht geringe Besiedelung durch Juden, die sich aber durchgehend auf befestigte Ortschaften beschränkte, um von diesen über das ganze Land mit Ausnahme der Alpengebiete auszustrahlen. Der Sturm brach mit der grauenhaften Pestwelle los, welche, vom Orient her kommend, alle Länder Europas erfasste und, wenn man den Chroniken glauben darf, einen Drittel der Bewohner dahinraffte. Diese Not erreichte die Schweiz im Jahre 1348. Wie wir früher hörten, wurden die Juden der Brunnenvergiftung angeklagt. Man beschuldigte sie auch, Hostien durchstochen zu haben, um wider den Christusglauben der katholischen Kirche vorzugehen.[320]) Man wollte für alle Sterbensnot und allen sonstigen aufgestauten Aerger einen Sündenbock haben und meinte, ihn in den Juden erkennen zu müssen. Was nun erfolgte, waren richtige Pogrome. Keine der genannten Judengemeinden wurde verschont. 330 Juden suchten Rettung in dem Schlosse Kyburg, welches Herzog Albrecht von Oesterreich gehörte. Die Abgeordneten der Städte liessen aber dem Herzog sagen, wenn er diese Juden nicht durch den Richter zum Feuer befördern wolle, seien sie entschlossen, es zu tun. Also wurden alle verbrannt, mit Ausnahme derer, welche die Taufe aus Todesangst annahmen. Dergleichen Zwangstaufen scheinen damals häufig vollzogen worden zu sein, gottlos von seiten der Vertreter der Kirche, die freilich ganz in der Hand auch des

Staatswesens war, grauenhaft für die Juden beiderlei Geschlechts, denen damit unsagbare Gewissensqual bereitet wurde. Als dann im Jahre 1379 wider die Reste der Judengemeinden der gleiche Sturm im Volke losbrach, weigerten sich die Behörden, sich mitreissen zu lassen, mit der Bemerkung: «Man soll nachgehn, wer von den Juden ausgegeben habe, dass sie Gift in die Brunnen geben.» Man war also zur Einsicht gelangt, dass die Aussagen der Gefolterten zwanzig Jahre zuvor Erpressungsgeständnisse gewesen seien. Ein drittes Mal erhob sich das Geschrei wider die bösen Juden. Da tat man sie in Schutzhaft, bis der christliche Pöbel sich beruhigt hatte, und liess sie hernach wieder los.[321]) Im Jahre 1401 wurde in Diessenhofen ein Knabe von einem Reitknecht getötet. Sogleich wurden die Juden beschuldigt, sie hätten den Mord für gottesdienstliche Zwecke in Szene gesetzt. Eine Judenhetze brach los. Ihr erlagen 30 Juden in Schaffhausen und 27 in Winterthur.[322]) Der Volkswille setzte sich nun doch langsam durch, und die Behörden mussten wohl oder übel nachgeben. Aber es war doch ein merkwürdiges Auf und Ab. In Zürich hat man 1423 alle Juden aus der Stadt verbannt, freilich mit Ausnahme des Arztes Joseph. 1436 vertrieb man sie «auf ewig» aus dem ganzen Kanton Zürich, dreizehn Jahre später sind aber etliche Juden bereits wieder zugelassen. Nach wiederum vierzehn Jahren beschliesst die Tagsatzung, den Juden das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft zu verbieten. Das war im Jahre 1450. So endete die erste über das Land zerstreute Judensiedelung in der Schweiz. Die Durchführung des Beschlusses zeigt aber recht eigenartige Jahreszahlen: (Bern 1427) Zürich und Genf 1500, Basel 1616, Appenzell 1622. Schaffhausen 1655. Der Leser wird kaum ein Lächeln unterdrücken können, wenn ich ihm erzähle, dass 1634 eine grössere Zahl Juden neuerdings aus Zürich ausgewiesen worden sei. Man macht also 1500 auf ewig Schluss und hat sie hernach dennoch wieder innerhalb der Mauern. Freilich war die Sache riskant für sie. 1633 logierte ein jüdischer Händler im Gasthaus zum Schwert, liess sich zu Lästerungen hinreissen und musste mit seinem Kopf dafür bezahlen.[323])

In Wirklichkeit war die Schweiz gar nie «judenrein», wenn auch der erste Flor ihrer Gemeinden verwelkte und ihre Geschichte in Feuer und Blut endete. Am schärfsten waren in dieser Sache jeweilen Bern und Luzern vorgegangen, Luzern, welches dann auch am 14. Januar 1866 mit 14 744 Nein gegen 3548 Ja die Gleichstellung der Juden verwarf.[324]) Jedenfalls wussten sich die Juden immer wieder zu helfen, wahrscheinlich da und dort auch unterstützt von Behördemitgliedern, weil diese wohl erkannten, dass sie für gewisse Handelszweige unentbehrlich seien. Hierbei ist besonders an den Vieh- und Pferdehandel zu denken.

Die beiden neuen Brennpunkte der Juden nach den schweren Ver-

folgungen waren das Städtchen Rheineck im jetzigen Kanton St. Gallen und vor allem die ausgesprochenen Judengemeinden Endingen und Lengnau, damals noch in der Grafschaft Baden, jetzt im Kanton Aargau. Die ersten Juden, die man hier urkundlich nachweisen kann, wohnten dort im Jahre 1483. Ein richtiger Zuzug geschah aber erst zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, teils aus Süddeutschland, teils aus dem Elsass. In der Tagsatzung wurde 1641 der Antrag gestellt, Juden, Heiden und Wiedertäufer seien aus den Gemeinen Herrschaften zu vertreiben. Was aus den verwüsteten Ländern hereinkam, waren mittellose Kreaturen. Jedenfalls machte Bern ein recht saures Gesicht zu dieser Bescherung, wie es überhaupt in der Gegnerschaft wider die Juden den Luzernern in nichts nachstand. Freilich, Katholiken und Pietisten hatten es im Machtgebiet der stolzen Aarestadt noch schlechter als die Söhne Abrahams. Zürich aber bemühte sich, diese beiden an Schroffheit noch zu überbieten.[325]) Trotz alledem kam Endingen mitten im Dreissigjährigen Kriege zu seiner ersten Synagoge (1633). Aber ihre Toten durften die Juden nicht am gleichen Orte bestatten. Sie mussten die Leichen nach Waldshut tragen, mancherlei Zölle entrichten und ihre Glaubensgenossen auf einer Rheininsel beisetzen. Diese Insel ist das «Juden-Aeule». Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts konnten sie ihren Waldfriedhof in Endingen einrichten. Pfarrer J. C. Ulrich, der hochverdiente Geschichtsschreiber der Judengemeinden in der Schweiz und überaus nüchterne Kenner des Judentums, wohnte 1751 der Einweihung bei. Die Besiedelung war nicht gross, aber sie nahm doch zu. Man zählte 1701 35 Haushaltungen und 1761 bereits 96 mit 660 Seelen. Diese Zunahme erregte den Stand Glarus so sehr, dass er ein Heiratsverbot durchsetzen wollte. Der Antrag blieb jedoch vor der Tagsatzung in der Minderheit; denn bereits hatte die grosse Welle menschlichen Mitleids mit den Juden eingesetzt, eine Humanitätswelle, welche das ganze 18. Jahrhundert wirklich segensvoll bewegte und aber Tausenden von Menschen zugute kamen. Einen guten Begriff dieser Gefühle geben uns die Worte von Grossrat Suter aus Zofingen, gesprochen vor dem aargauischen Grossen Rat im Jahre 1798: «O hätten die Regierungen der Erde die jüdische Nation menschlich behandelt, hätten sie an der sanften Hand der Humanität Gefühle des Bürgers in ihr zu wecken versucht, sie wäre gewiss besser und würde schon lange ein schönes Glied in der Bruderkette der Menschheit sein. Aber so liegt die Schuld an uns, an den Christen; unsere schlechte Politik hat die Moral der Juden untergraben, nicht er; unsere Vorurteile haben ihn schlechter gemacht, nicht seine Religion.»[326])

Wie stand es mit den Judentaufen in der Schweiz vor der Französischen Revolution? Wegleitend war behördlicherseits, dass man mit aller Konsequenz am einheitlich christlichen Staatswesen, sei es nun reformiert

oder katholisch, festhalten wollte. Das bedingte eine scharfe Abgrenzung der Christen von den Juden. Noch im Jahre 1776 wurde ausdrücklich betont: Christen und Juden dürfen nicht unter einem Dache wohnen.[327]) Wie teuer eine Grenzverletzung zu stehen kommen konnte, erfuhr der im Jahre 1629 in Basel verstorbene glänzende Hebraist Prof. Johannes Buxtorf der Aeltere. Er hatte hebräische, chaldäische und syrische Grammatiken und Wörterbücher herausgegeben und war eine in ganz Europa anerkannte Autorität. Im Jahre 1617 bewilligte ihm der Basler Grosse Rat, zur Korrektur der von ihm herausgegebenen hebräischen Bibel, den Rabbiner Abraham in sein Haus aufzunehmen. Er gab ihm, seiner Frau und Familie Kost und Logis. Nach zwei Jahren wurde dem Juden Abraham ein Sohn geboren. Buxtorf interessierte sich für die Zeremonie der Beschneidung. Er bewog etliche seiner Bekannten, auch zu kommen und war so Zeuge des gottesdienstlichen Aktes. Als aber die Sache bekannt wurde, musste Abraham vierhundert Gulden bezahlen und bekam Stadtverweisung. Buxtorf aber hatte seinen Wissensdurst mit 100 Gulden zu begleichen. Die übrigen Christen wurden drei Tage in den Turm gelegt. Eine teure Horizonterweiterung! So scharf war die Grenze gezogen.[328])

Soweit ich die Quellen überblicken kann, kamen keine Judentaufen von in der Schweiz wohnenden Juden in der Zeit zwischen 1600 und 1800 vor. Taufbewerber reisten in der Regel von auswärts unter besonderer Erlaubnis ein. Waren es ernste Bewerber, so erhielten sie durch die Behörden, also zum Beispiel von der Stadt Zürich, während der Zeit ihres Taufunterrichtes Kost und Logis. Genf hatte hiefür einen «fond des proselytes», eine besondere Hilfskasse. Dass auch unlautere Bewerber einen Vorteil zu erlangen suchten, spricht weder gegen die betreffenden Beamten auf seiten der Christen noch wider die Juden als solche. Schwindler, auch sogenannte fromme Schwindler, muss man nun einmal, wo es sei, mit einkalkulieren. Der Vorsteher der Basler Kirche, Antistes Burckhardt, empfahl eine von Breisach zugereiste jüdische Dame an die Kirchenbehörden von Bern. Diese Jänkle Menken wurde denn auch dort am 3. Mai 1760 feierlich getauft, wobei ihr in aller Form Taufzeugen gestellt wurden, die sicher auch ein Angebinde für sie bereit hatten. Hernach aber erfuhr man, dass diese Menken in Mülhausen Diebereien begangen hatte und vollends in Weissenburg verurteilt worden war, weil sie sich bereits mehrfach hatte taufen lassen, um Patengeschenke zu erraffen.[329]) Durch dergleichen vereinzelte Enttäuschungen liessen sich aber die reformierten Kirchen der Schweiz nicht abhalten, wirklich ernste jüdische Taufbewerber treulich zu unterrichten und, wenn man sich des wirklich aufrichtigen Sinnes des Betreffenden vergewissert hatte, ihn auch durch die heilige Taufe aufzunehmen. Sehr bewusst wurden auch in Neuenburg und Genf im got-

tesdienstlichen Gebet der Brüder aus Israel gedacht und die Not des alten Gottesvolkes vor Gottes Angesicht hingelegt. Die Gebetsworte: «Zerstöre die Bollwerke des falschen Propheten Mohammed und nimm die Decke hinweg von deinem verblendeten Volke Israel» sind gewiss noch vielen bekannt, welche die Frühgottesdienste von Pfarrer Wilhelm Ecklin zu St. Martin in Basel, eines überzeugten Freundes Israels, besuchten. Hier hatte sich eine gesunde liturgische Tradition aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges in unsere moderne Zeit hinüberretten können. Der grosse Judenfreund Pfarrer J. C. Ulrich am Fraumünster in Zürich taufte den Simon ben Joseph, welcher dann den Namen Simon Frommann annahm. Dieser Proselyt scheint aufrichtig gewesen zu sein. Er wanderte später nach Frankfurt aus. Der gesegnetste Mann aus dieser kleinen Schar von Judentäuflingen jener Zeit war Jachiel Hirschlein, nach der Taufe genannt Christian Gottlieb. Er empfing 1748 in Zürich die Taufe, «wobey es ungeacht des ausserordentlichen Zulaufs der Leute doch geziemend und ordentlich herginge.» Hirschlein stammte aus Schwaben und war ein ernster Wahrheitssucher. Er entdeckte das Alte Testament und war von Jesaja 53 aufs tiefste ergriffen. Fortan lebte er als jüdischer Asket, wanderte von einer Judengemeinde zur andern und predigte ihnen Busse. Daneben tat er Gutes, besonders an armen Kindern, wo er nur konnte. In Wangen am Untersee kam ihm eine christliche Schrift in die Hand. Er machte dem Rabbiner, bei dem er sie gefunden, ihretwegen schwerste Vorwürfe. Allein, der Stachel sass doch in seiner Seele. Ein wunderbarer Traum liess ihn erkennen, dass Jesus von Nazareth der wahre Messias ist. Zuerst suchte er bei einem katholischen Priester Rat, aber vergeblich. Hernach kam er nach Basel und wurde dort von einem glaubenden Pfarrer unterrichtet und zum klaren Heilsglauben erzogen. Dieser Hirschlein war nach der Taufe ein Licht, durch das vielen Juden der Weg zum Frieden in Christus Jesus gewiesen wurde.[330]) Weniger erfreulich war die Sensation, die Lavater der öffentlichen Taufe der Juden Sachs aus Breslau und Fränkel aus Fürth gab. Man hat den Eindruck, er habe sich mit diesem Erfolg für den Misserfolg entschädigen wollen, den er bei seinem Bekehrungsversuch von Moses Mendelssohn erlitten hatte. Dem Fränkel wurde hernach zum medizinischen Studium verholfen. Allein Lavater ist acht Jahre später sehr froh, «von seinem Aufliegen» erleichtert zu sein.[331])

Der Ueberblick, den die Quellen geben, zeigt Vorsicht und christliche Nüchternheit. Fehlgriffe und falscher Enthusiasmus scheinen doch eher selten gewesen zu sein. Es ist aber einwandfrei festzustellen, dass diese getauften Juden wieder über die Grenze gingen. Auch darin zeigt sich ein Stück schweizerischen Wirklichkeitssinnes, dass man sie kommen und dass man sie auch wieder gehen lässt.

VIII.

DER KAMPF UM DIE GLEICHBERECHTIGUNG

43. Im Namen der Vernunft und der Menschlichkeit

Die Gewährung der Gleichberechtigung den Juden gegenüber hat eine äusserst komplizierte Geschichte. Man kann nicht einfach sagen, die Französische Revolution allein habe sie hervorgerufen. Dass sie ihr weithin zum Siege verhalf, ist freilich geschichtliche Wahrheit. Wenn aber auch damals und dort der schicksalformende Einbruch in die jahrhundertealte Front des Widerstandes erfolgte, so muss uns auch interessieren, weshalb dies überhaupt möglich war. Was hat die Widerstandsfront geschwächt und sturmreif gemacht? Was hat die Befürworter geistig und politisch erfüllt, um hier vorzustossen? Hier müssen doch Bewegungen einander so begegnet sein, dass sie miteinander ein gemeinsames Ziel innerhalb des Judentums und Bewegungen in den christlichen Völkern wollten und erreichten. Es steht mir nicht zu, diese Voraussetzungen zur Gewährung der Gleichberechtigung in aller Breite und Tiefe aufzurollen. Das gäbe ein Buch für sich. Es wäre ein langweiliges Buch, wimmelnd von Schlagworten und Gemeinplätzen, an denen sich die Menschen des 18. Jahrhunderts berauschen konnten. Ich muss mich auf das Allernotwendigste beschränken.

Wir fragen zunächst: Was lehrte die massgebende Philosophie zwischen 1700 und 1780 über die Religion? Der deutsche Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 21. Juni 1641, gest. 14. Nov. 1716) lehrt in seiner «Systema theologicum», dass die Zeremonien des gottesdienstlichen Lebens in der Regel ein schlechter Ersatz für wahrhaft sittliche Pflichterfüllung seien. Er blickte hiebei freilich mehr auf katholische Kirchlichkeit als auf protestantische. Aber diese Erkenntnis, dass der Uebergang von gottesdienstlicher Tradition zur sittlichen Tat ein notwendiger Fortschritt zu Höherem sei, siegte auf der ganzen Linie.[332]) Voltaire (geb. 1694, gest. 30. Mai 1778) eröffnete als Dichter und Schriftsteller ausgesprochen journalistischer Prägung einen erbitterten Kampf wider

alles das, was er Aberglauben nannte. «Wir verabscheuen allen Aberglauben.» Zum Aberglauben zählt er nicht nur die Hierarchie, die Bedrückung der Gläubigen und allerlei ihm unverständliche Zeremonien, sondern auch die Dogmen der christlichen Kirche, die Lehre der Dreieinigkeit, der Menschwerdung des Wortes Gottes in Jesus Christus, kurz all das, was von einer positiven Religion bisher gelehrt worden war. In seiner Epistel an Urania schildert Voltaire den Gott der Kirche als einen Tyrannen, den man hassen muss. Der Angriff wurde durch schärfste Bibelkritik unterbaut. Jesus war immerhin noch ein ehrlicher Schwärmer und ein guter Mensch. Seine Jünger jedoch wurden aus selber Betrogenen zuletzt zu Schelmen. Die Grundlagen des Christentums sind nach Voltaire nichts anderes als ein Gewebe der plattesten Betrügereien, ausgegangen vom elendesten Gesindel, woraus allein die Anhänger des Christentums während hundert Jahren bestanden.[333])

Fragen wir nun, was denn an Stelle der also unmöglich gewordenen positiven Religion zu treten habe, so erhalten wir die Antwort: die reine Vernunftreligion. Sie besteht nach Voltaire aus einer allgemeinen Verehrung Gottes und aus Liebe zum menschlichen Geschlecht. Die Bezeichnung «Christ» kann ja noch beibehalten werden, im Notfall kann man auch «im Namen Jesu» beten, wenn man es nicht besser weiss, aber die Last unverständlicher Dogmen muss der Menschheit abgenommen werden. «Lassen Sie die Klosterkerker, lassen Sie Ihre widersprechenden und unnützen Glaubensgeheimnisse, die Gegenstände des allgemeinen Gelächters. Predigen Sie Gott und Moral, und ich bürge Ihnen dafür, es wird mehr Tugend und mehr Glück auf Erden sein.»[334])

Ueberblicken wir das Gesagte, so sehen wir, dass der Angriff auf die Zeremonien und ihr Ersatz durch Sittlichkeit vor allem auch das talmudische Judentum treffen kann. Hier liegen jedenfalls Wurzeln des im 19. Jahrhundert aufkommenden Reformjudentums. Der Angriff aber gegen die Dogmen der christlichen Kirche, aufgezogen als Kampf wider den Aberglauben, versucht, die eigentliche Substanz der christlichen Kirche aufzulösen, die Bibel auszuschalten und die entstandene Leere durch eine Ersatzreligion der reinen Vernunft auszufüllen. Im Kampf wider das Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche könnte also der Jude hier durchaus mit Voltaire einiggehen, desgleichen in seinem Angriff auf das Neue Testament und auf die Gestalten Jesu und seiner Apostel. Es kann wohl sein, dass Voltaire hierin von den Juden einiges gelernt hat. Jedenfalls rühmte Voltaire den scharfen jüdischen Kritiker des Christentums, Isaak Troki (1553—1594); auch wurde dessen Buch «Kräftigung des Glaubens» vom Herzog von Orleans zu jener Zeit übersetzt.[335])

Wir lesen weiter, nunmehr im «Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars» von J. J. Rousseau (28. Juni 1712 bis 3. Juni 1778). Massgebend ist diesem «Vikar» die untrügliche Stimme seines Herzens. Sein Kampf geht gegen zwei Feinde, wider die positive Religion, das heisst wider die katholische Form des Christentums, und gegen den Atheismus und Materialismus. Alles, was ich als gut empfinde, ist gut, und alles, was ich als böse empfinde, ist böse. Das Gewissen betrügt uns niemals, sondern ist der Seele dasselbe, was der Instinkt oder Naturtrieb dem Leibe ist. Als gut empfinden wir nicht bloss, was unsere Glückseligkeit befördert, sondern auch, was der Glückseligkeit anderer dient. Diese natürliche Moral wird nun natürliche Religion genannt. Die Offenbarungen aber setzen nur Gott herunter. «Ich diene Gott in der Einfalt meines Herzens und suche nur das zu wissen, woran meiner Aufführung gelegen ist. Betreffs der Glaubenslehren, welche auf die Handlungen keinen Einfluss haben, gebe ich mir keine Mühe. Alle besonderen Religionen sehe ich als so viele heilige Einsetzungen an, welche in jedem Lande eine einförmige Art vorschreiben, Gott durch einen öffentlichen Dienst zu ehren, und die ihren Grund haben in der Himmelsgegend, in der Regierungsform, in der Eigenschaft des Volkes und in andern öffentlichen Ursachen. Ich halte sie alle für gut, wenn man Gott darin auf eine geziemende Art dient, aber der wesentliche Gottesdienst ist der Gottesdienst des Herzens. Die wahren Pflichten der Religion hängen nicht von den Satzungen der Menschen ab; ein gerechtes Herz ist der wahre Tempel Gottes, und in jedem Lande und in jeder Sekte ist: Gott über alles und seinen Nächsten wie sich selbst lieben, die Hauptsumme des Gesetzes.»[336]) Der Schönheit und Wärme dieser Gedanken wird sich kein Leser entziehen können. Allein, man täusche sich nicht über deren Tragweite, indem hier zwei Religionsformen streng auseinander gehalten werden. Die eine Form entspricht den in den einzelnen Kirchen zum Ausdruck gebrachten Konfessionen, also dem Katholizismus, dem Protestanismus, aber auch dem talmudischen Judentum. Sie ist nach Rousseau geographisch und völkisch gebunden, geprägt und eingeengt. Sie ist nicht das Wahre, sondern sektenhafte Entartung, die wohl geduldet, aber vom aufgeklärten, wissenden Menschen nicht angenommen werden kann. Die andere Religionsform ist die «Religion des Herzens», Gottesliebe und Nächstenliebe, abgesehen von irgendwelchen kirchlich geprägten Glaubensformen und vor allem auch abgesehen von kirchlicher Gemeinschaft. Die neue Gemeinschaft, die sich hier öffnet, ist allgemeine Menschenliebe, Menschlichkeit, Humanität und natürliche Vernünftigkeit. Das ist die Hauptsumme des Gesetzes. Wir begegnen hier also dem Gedanken des Gesetzes und befinden uns irgendwie in der Nähe des Judentums, wenn auch in sehr beschnittener und geistig veränderter Gestalt. Wir erinnern uns aus früheren Darlegungen, dass hier ausdrücklich betont wird: «Wir haben keine Glau-

benslehren, die gegen die Vernunft oder über dieselbe seien, wir tun nichts mehr zu der natürlichen Religion hinzu als Gebote, Satzungen und gerade Vorschriften, aber die Grund- und Glaubenssätze unserer Religion beruhen auf dem Fundamente des Verstandes, sie stimmen mit der Forschung nach jeder Seite hin ohne jeden Widerspruch und jeden Widerstreit überein.» Das schrieb Moses Mendelssohn am 23. Juli 1773 an Elkan Herz.[337])

Der geistige Vater der deutschen Aufklärung ist Christian Wolff (24. Januar 1679 bis 9. April 1754). Sein hohes Ziel ist restlose Aufklärung durch den Verstand. Dieser Geisteskraft muss sich auch jegliche Gestalt von Offenbarung unterordnen. Der Mensch hat also den richtigen Maßstab in sich, um alles zu messen und um Wahrheit von Irrtum und Aberglauben zu scheiden. Auf diese Weise soll alles, was Religion heisst, brauchbar gemacht, nützlich geordnet werden, damit ein grösstmögliches Mass von Glückseligkeit für die Menschheit daraus entstehe.[338]) Es mag müssig erscheinen, alle diese Gedankengänge, zumal in solcher kaum zu verantwortenden Verkürzung, hier zu erwähnen; allein, es muss sein, weil wir nur so eine Ahnung erhalten von der geistigen Luft jenes Zeitalters, in welchem der Gleichberechtigungskampf der Juden entfesselt worden ist. Hier wird eine Plattform sichtbar, auf welcher beide Parteien einander die Hand geben können: der aufgeklärte, humane Christ und der Jude, der innerlich mehr oder weniger mit den sturen Formen seiner talmudischen Frömmigkeit zerfallen ist. Weil aber diese hier skizzierte Geisteshaltung eben die Voraussetzung und Plattform für eine Begegnung abgibt, liegt es im Interesse des Judentums, dieselbe je und je neu zu konstatieren und zu verteidigen. Man geht fehl, wenn man nur auf die Freiheit zeigt oder auf die Demokratie oder auf die allgemeinen Menschenrechte oder die Menschenwürde, welche alle noch hinzukommen; denn die Grundgedanken der Aufklärung mit ihrer Inthronisation der Vernunft, der natürlichen Religion und einer allgemeinen Menschenliebe sind doch die entscheidenden Voraussetzungen für alles andere gewesen.

44. Nathan der Weise

Nathan der Weise ist nicht einfach nur ein Drama der deutschen klassischen Literatur, sondern ein dichterisch-philosophisches Denkmal für den jüdischen Philosophen der Aufklärungszeit Moses Mendelssohn. Wer von diesem sprechen will, stösst unfehlbar auf Lessing; wer sich mit Lessing beschäftigt, sieht sich unvermutet dem Grossvater des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy gegenüber.

Der Vater des Moses Mendelssohn war Schreiber von Thorarollen in Dessau. Sein im Jahre 1729 geborener Sohn Moses studierte zuerst talmudische Wissenschaften und kam bereits vierzehnjährig nach Berlin. Hier stürzte er sich auf die damalige allgemeine Bildung, sei es Philosophie, sei es Dichtung und literarische Kritik. Mit höchster Begabung erlernte er die deutsche Sprache und befreite sich so vom Jargon, mit welchem er aufgewachsen war. Seine Sprachfähigkeit ermöglichte ihm, ein ausgesprochen flüssiges Deutsch zu schreiben. So konnte er später seine Gedanken in allgemeinverständlicher Form für jeden Gebildeten ausbreiten. Mendelssohn wurde Geschäftsteilhaber der Seidenfirma Isaak Bernhard in Berlin, so dass er für seine Existenz nicht auf den Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen war.[339]) Entscheidend für seinen ausserordentlichen Aufstieg zum «Sokrates seines Zeitalters» war sein Bekanntwerden mit Gotthold Ephraim Lessing, dem Sohn eines lutherischen Pfarrers (geb. 22. Januar 1729, gest. 1781). Dieser schrieb als Zwanzigjähriger das kleine Drama «Die Juden». In ihm will er beweisen, dass gute Gesinnung von Religion unabhängig sei. Mendelssohn und Lessing schlossen nun einen Freundschafts- und Kampfbund, welcher erst kurz vor dem Tode des Juden ernstliche Trübung erlitt. Lessing, welcher über Beziehungen und Rechte verfügte, veranlasste den Druck der Erstlingsschrift Mendelssohns, des «Phädon». Es folgten «Die Morgenstunden». Diese Bücher fanden mächtigen Absatz und allgemeine Zustimmung. Man las sie in Frankreich, Holland und Italien. Auf Grund dieser Erfolge öffnete ihm Nikolais «Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste» ihre vornehmen Spalten. Damit war die Weltstellung Mendelssohns für seine Zeit gesichert. Friedrich der Grosse gewährte ihm das Privilegium eines ordentlichen Schutzjuden. Dieses Recht wurde aber erst 1787 auf alle seine Nachkommen ausgedehnt.

Die entscheidende Schrift Mendelssohns kam 1783 unter dem Titel «Jerusalem, oder die religiöse Macht des Judentums» heraus. Hier wird nun der Stab über alle bisherige Entwicklung der christlichen Völker gebrochen. Volks-, Rechts- und Staatenbildung, welche aus der Geschichte, dem Geist und der besonderen Art eines Volkes erwachsen, sind nach ihm ein Unding. Gültig ist nur das Naturrecht, welches aus dem allgemeinen Menschenwesen fliesst. Als Folge dieser Erkenntnis muss der Staat grundsätzlich von der Religion geschieden sein. Mendelssohn anerkennt eine allgemeine Religion zuhanden einer allgemeinen Menschheit. Hingegen macht er nun, und das ist sowohl das Bemerkenswerte wie auch das Erstaunliche seiner Haltung, eine Ausnahme für das Judentum. Für die Juden fordert er ausdrücklich ein Vorrecht, das er für die andern bekämpft. Judentum ist ihm geoffenbartes Gesetz. Er versteht das durchaus in der echten talmudischen Form, zu der er sich auch zeitlebens be-

kannte. Aber daneben gibt es keinerlei geoffenbarte Religion. Vielmehr hat an die Stelle, welche die letztere, also zum Beispiel in der Gestalt des Christentums, bis dahin einnahm, der Rationalismus oder das, was man damals «allgemeine Menschheitsreligion» nannte, zu treten. Mendelssohn hat diesen Standpunkt stets hochgehalten. Wurde er von der anderen Seite gebeten, immerhin auch ausserhalb des Judentums gültige Offenbarung anzuerkennen, so verwies er auf die Gleichheit. Kündete er jedoch von seinem eigenen Glauben und Volk, so forderte er Ungleichheit, das heisst ausgesprochene Bevorrechtung, Toleranz für die jüdische Glaubenshaltung, Intoleranz für die ausserjüdische Glaubenshaltung, sofern sie nicht der allgemeinen Humanitätsreligion der Aufklärung entsprach.[340])

Lessing war nicht nur von dem kleinen buckligen jüdischen Sokrates, sondern besonders auch von seinen Ideen so stark bewegt, dass er ihm im «Nathan der Weise» im Jahre 1779 ein sehr lebendiges und propagandistisches Denkmal errichtete. Ob Lessing sich wirklich äusserte, er wolle den Theologen mit dieser Dichtung einen Streich spielen, lässt sich wohl kaum belegen; dem Sinn nach aber kann dieser Ausspruch wahr sein.[341]) Die Gestalt Nathans ist darin kulturgeschichtlich bedeutsam, weil hier dem Gebildeten gezeigt wird, dass der Jude nicht immer und auf alle Fälle der Kleinhändler, der Schacherer und Schnorrer ist, sondern hier der Weise, der gültige Philosoph, der Religionslehrer und Humanitätsapostel, höher als ein Mohammedaner, höher vor allem als der Christ, das sittliche Ideal, eine Art Aufklärungsheiland, der scheinbar endlich das, was Jesus von Nazareth wollte und lehrte, in die Tat umsetzt. Zugleich befreit er den Gebildeten vom vermeintlichen oder auch tatsächlichen Alpdruck der Kirchlichkeit, der Bindung an die Heilige Schrift und von jeglichem Ernstnehmen der Theologen, weil er ja im Ringgleichnis erkennt, dass jede positive Religion nur vermeintliche Wahrheit ist, während die vom Juden gepredigte Toleranz die Religion des gesunden Fortschrittes sein sollte.

Die Wirkung «Nathans» und der Freundschaft Lessings zu Mendelssohn war für Lessing ganz eigenartig. Gerüchte wollten wissen, er habe von den Amsterdamer Juden 1000 Taler für die Wolfenbütteler Fragmente erhalten. Später bewunderten ihn viele Juden so stark, dass sie es für hohe Ehre hielten, bei der ihnen gesetzlich auferlegten Namensänderung den Namen «Lessing» anzunehmen. Der Jude Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), Herausgeber der Zeitschrift «Der Humorist», erzählt hierzu eine reizende Anekdote. Ein junger Schöngeist unterhielt sich mit einem alten Juden bei Tisch über die deutschen Klassiker. Der Alte kennt nicht einmal Schiller und Goethe. Erstaunt fragt nun der

Schöngeist: «Nun, so werden Sie doch den Verfasser von ‚Nathan der Weise' kennen, Gotthold Ephraim Lessing?» Der Alte antwortete: «Wer kann alle Jüden kennen?»[342]) Lessing war mit seinem «Nathan» wirklich auf die Seite des aufgeklärten Judentums getreten. Davon wussten vielleicht die Juden mehr als die Christen. Das Modell zur Figur des Derwischs war der jüdische Mathematiker Abraham Rechenmeister, und der Mann, der den Druck ermöglichte, war der Jude Moses Wessely.[343])

Was sagte aber die Christenheit zu alledem? Bekanntgeworden ist wohl am ehesten die literarische Fehde Johann Caspar Lavaters in Zürich mit Mendelssohn. Der Zürcher Prediger und Schriftsteller meinte, es wäre ein leichtes, den grossen jüdischen Philosophen in Berlin zum Glauben an Jesus Christus zu bringen. Er war sich dabei nicht bewusst, dass, wenn der Jude auch die menschliche und sittliche Grösse Jesu von Nazareth ohne weiteres gelten lässt, er immer noch sehr bewusst auf der anderen Seite des Grabens steht. Lavaters Bekehrungsversuch war ehrlich gemeint, aber mit denkbar unzulänglicher Kenntnis des Judentums und der jüdischen Seele unternommen. Kaum bekannt aber, oder soll ich sagen: beinahe totgeschwiegen, ist ein anderer Vorstoss, ja ein klassisches Zeugnis von christlicher Seite her. Mit schuld mag die barocke Sprache des Schreibenden sein im Unterschied zu der billigen Eleganz Mendelssohnscher Schreibweise. Johann Georg Hamann (21. August 1730 bis 21. Juni 1788) hatte sich bereits mit der gesamten Aufklärungsfront eines Lessing, eines Nikolai und selbst mit dem Philosophen Kant in einer grösseren Zahl von Schriften auseinandergesetzt. Auf dem Boden der Offenbarung der Heiligen Schrift stehend, erkannte er mit geistlich geschärftem Auge und einer ans Prophetische grenzenden Eingebung nicht nur die Gefahr für die Christenheit, sondern auch die verwundbaren Stellen der jüdisch-christlichen Front. Als dann Mendelssohns Schrift «Jerusalem» erschien, war es Hamann geschenkt, eine der bedeutendsten Schriften, die je auf christlicher Seite geschrieben wurden, herauszugeben. Sie erschien im Jahre 1784 unter dem Titel «Golgatha und Scheblimini». Das eigenartige Wort Scheblimini ist der Anfang des Psalms 110 in hebräischer Sprache und heisst: «Setze dich zu meiner Rechten.» Der Titel heisst also umschrieben: Das Sterben und die Inthronisation des Messias aus Davids Stamm. Hamann sah mit scharfem Blick, dass Mendelssohn eben doch kein rechter Jude mehr war, aber auch nicht Christ werden könne. Er erkannte auch, dass dem Berliner Weisen jegliches Verständnis für die wirkliche Wahrheit sowohl des Alten als des Neuen Testamentes durchaus abgehe, darum gab er seiner Schrift das Motto: «Wer von seinem Vater und seiner Mutter spricht: Ich sah sie nicht! Und nicht kennt seine Brüder, nichts weiss von seinen Söhnen — die nur unterweisen Jakob in deine Rechte und Israel in deine Lehre, die nur legen Räucherwerk vor deine Nase, ganze Opfer auf deinen

Altar.» Es ist die Bibelstelle 5. Mos. 33, 9 und 10, in der Uebersetzung des Moses Mendelssohn. Dazu schrieb aber Hamann die Stelle Jeremia 23, 15: «Siehe, ich will sie mit Wermut speisen und mit Galle tränken; denn von den Propheten Jerusalems kommt Heuchelei ins ganze Land.» Er weist vor allem nach, wie das ganze Alte Testament Weissagung auf den Einen ist, der kommen soll und gekommen ist. Dann ruft er aus: «Diese zeitlichen und ewigen Geschichtswahrheiten von dem König der Juden, dem Engel des Bundes, dem Erstgeborenen und Haupte seiner Gemeinde, sind das A und O, der Grund und Gipfel unserer Glaubensflügel (Mendelssohn hatte mehrmals das Wort «Glaubensfessel» verwendet); aber das Ende und Grab des mosaischen Kirchenstaates wurde Anlass und Werkstätte metamosaischer Handlungsfesseln und einer mehr als ägyptischen Knechtschaft und babylonischen Gefangenschaft.»[344]) Die bedeutendste Stelle dieses einzigartigen Zeugnisses eines glaubenden und geisterfüllten Christen lautet:

«Unglaube im eigentlichen historischen Wortverstand ist also die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, deren Herz im Himmel und ihr Himmel im Herzen ist. Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, die Gott von den Menschen fordert, besteht das Geheimnis der christlichen Gottseligkeit, sondern vielmehr in Verheissungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen getan und geleistet, nicht im vornehmsten und grössten Gebot, das er auferlegt, sondern im höchsten Gute, das er geschenkt hat, nicht in Gesetzgebung und Sittenlehre, die bloss menschliche Gesinnungen und Handlungen betreffen, sondern in Ausführung göttlicher Taten, Werke und Anstalten zum Heil der Welt.»[345])

Wenn wir nun noch einmal auf die Gestalt und auf das Werk Moses Mendelssohns zurückschauen, so müssen wir noch fragen, was die Judenschaft zu diesem ihrem Propheten im 18. Jahrhundert gesagt habe. Was dessen philosophische Schriften betraf, so war die richtige Kenntnis der deutschen Sprache auf seiten seiner Stammesgenossen Voraussetzung zum Verständnis. Hier war der Weg nicht weit, zumal er im sichtbaren Unterschied zu Hamann mit seinem flüssigen Stil mühelos zu lesen war. Gelesen und geglaubt wurde er jedenfalls von Tausenden von Juden, welche durch ihn die ihnen durch die Mauern ihres rabbinischen Judentums verborgen gehaltene Welt der anderen Kultur und Bildung kennenlernen wollten. Es ist ja heute unfassbar, dass ein Mann dieser Art mit seiner eher mittelmässigen Geisteshaltung so unglaublich bewundert wurde und so stark wirkte. Man ist versucht, den Satz zu wagen, er habe aus der Bildung und dem Gedankengut seiner Zeit eine Art philosophisches Warenhaus gemacht,

Lebensweisheit und Bildung für jedermann, auch für bescheidene Ansprüche.[346])

Sehr bedeutsam aber war eine wirklich grosse und tapfere Tat des Weisen von Berlin. Er übersetzte Bibelteile aus dem Hebräischen ins Deutsche: die Fünf Bücher Mose, also die Thora, ferner die Psalmen und das Hohe Lied. Diese Arbeit fällt in die Jahre 1780—1788. Der Druck geschah jedoch mit hebräischen Lettern, weil sonst das ganze Buch von den Juden gar nicht hätte gelesen werden können oder aber als deutsch gedrucktes Werk rundweg Ablehnung erfahren hätte. Es erfolgte Zustimmung und Ablehnung. In Posen und in Lissa wurden diese Uebersetzungen durch die jüdischen Gemeinden verbrannt.[347]) Mit dieser Uebersetzung war nun aber doch ein überaus wichtiges Instrument gegeben, mittels dessen junge, aufgeschlossene Juden mit Christen, die ihnen nahekamen, überhaupt einmal ins Gespräch über das Alte Testament kommen konnten. So war eine kleine Bresche in die Mauer geschlagen, die beide voneinander trennte.

Einen nicht weniger grossen Dienst leistete Mendelssohn aber seinem Volke auf ganz andere Weise. Er veranlasste den Kriegsrat Chr. Wilhelm Dohm, im Jahre 1781 eine Schrift herauszugeben unter dem Titel: «Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.» Damit kam der Stein ins Rollen. Nahmen die Christen von ihm allgemeine Menscheitsweisheit an, so bat er hier indirekt um den Dank für solche Gabe. Dieser Dank soll die Gewährung der Gleichstellung der Juden mit den anderen Bürgern des Landes sein. Fünf Jahre später starb Mendelssohn, erst siebenundfünfzigjährig. Die Ursache hing mit seiner Freundschaft mit Lessing zusammen. In der Auseinandersetzung über Spinoza fühlte er sich von Lessing missverstanden. Das kränkte ihn zu Tode.[348])

45. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

Will man die Ereignisse der Französischen Revolution in der ihnen zukommenden Perspektive sehen, so darf man nicht nur auf Frankreich oder gar nur auf Paris schauen. Auch wenn wir die Front der geistigen Väter in Europa abschreiten, also Pierre Bayle (1647—1706) mit seiner Toleranzlehre, einem Voltaire, einem Rousseau, einem Lessing und vollends Moses Mendelssohn ins Gesicht sehen, gewinnen wir noch nicht den richtigen Standort. Vielmehr gilt es zuerst, den Ozean zu überqueren, um zu erfahren, was sich in Amerika zuvor ereignet hat. Im Jahre 1654 landeten sephardische Juden, aus Brasilien durch die Portu-

giesen vertrieben, in Neu-Amsterdam. Der dortige holländische Gouverneur fürchtete, «sie könnten Neu-Niederland verseuchen» und erbat sich im Heimatland bei der Westindischen Kompagnie Weisung für sein Verhalten. Entgegen seinen Wünschen wurde ihm Duldung der Einwanderer anbefohlen, sofern ihre Gottesdienste in Privathäusern und ihre Bedürftigen aus eigenen Mitteln unterstützt würden. Im übrigen aber sollte man ihren Handel gewähren lassen. Der Grund zu dieser günstigen Weisung lag in der Drohung der sephardischen Juden in den Niederlanden, sie zögen ihre Aktien aus der Kompagnie zurück. Im Jahre 1664 übernahm England jene Kolonie in Amerika und taufte sie in New York um. Während aber England die Juden im Heimatland fest unter Druck hielt, erachtete es deren Gleichstellung mit den andern Kolonisten in Amerika für zweckmässig, da man sie als ausgezeichnete Organisatoren und Handelspioniere erkannt hatte. So entstand zunächst eine sehr bedeutende Judengemeinde in Newport. Sie wurde auch von den puritanischen Einwanderern, den Nachkommen der ersten Pilgerväter, mit Sympathie als «Nachkommen Israels» behandelt. Die stark alttestamentlich-biblische Haltung der Puritaner mag mitgeholfen haben. Im Unabhängigkeitskrieg (1775—1783) standen allerdings Juden sowohl im Lager der aufständischen Patrioten als auch bei den Loyalisten, aber es waren ihrer doch mehr bei den ersteren, weil es hier in entscheidender Weise auch um ihre Freiheit und Gleichheit mit den andern Bürgern ging. Eine besondere Spitze richtete sich wider die monarchistische Staatsform, und hier waren wiederum Juden und Puritaner auf Grund biblischer Weisung einig, indem sie besonders auf die antimonarchische Rede Samuels hinwiesen (1. Sam. 8). Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war im Zustrom askenazischer Juden aus Europa nach Amerika auch der polnische Jude Chaim Salomon eingewandert. Rasch stieg er zu grossem Wohlstand auf. Er war der Bankier der Revolution, indem er dem Freiheitskampf Washingtons gewaltige Summen zur Verfügung stellte. Der Finanzminister Morrison stellte fest, dass ohne diese Hilfe «die Rettung des Landes selbst einem Washington nicht geglückt wäre». Salomon war nicht Kriegsgewinnler, sondern ein weltgeschichtlich bedeutender Freiheitsmensch, der sein Vermögen an ein grosses Ideal wagte.[349]) Einer seiner Vertrauten war übrigens auch Kosciusko, der polnische Freiheitsheld.

Gesetzlich entscheidungsvoll und grundlegend war dann die «Unabhängigkeitserklärung» von dreizehn amerikanischen Staaten. Ueber die Menschenrechte lesen wir hier: «Alle Menschen sind als gleich erschaffen und allen hat der Schöpfer bestimmte, unveräusserliche Rechte verliehen: das Recht auf Leben, Freiheit und Glück. Die Regierungen sind dazu eingesetzt, den Menschen diese Rechte zu sichern, und sobald sie von einer Regierung verletzt werden, ist das Volk befugt,

diese zu stürzen oder abzusetzen.» Ferner über die Gewissensfreiheit: «Keinem Menschen, der die Existenz Gottes anerkennt, dürfen von Gesetzes wegen die bürgerlichen Rechte abgesprochen werden, wie er überhaupt wegen seiner religiösen Ueberzeugungen keinerlei Bedrückungen ausgesetzt werden darf.» Die Einzelstaaten bekamen freilich das Recht, über die Ausführungsbestimmungen dieser Deklaration nach eigenem Ermessen zu beschliessen. Die Gleichheit und Freiheit war aber hier erstmals in der neuen Zeit für die Juden grundsätzlich gewährleistet, während allerdings deren Durchführung auch in Amerika im Laufe der darauffolgenden Jahrzehnte noch etlichen Schwankungen unterworfen blieb.

Von Amerika gehen wir nach Oesterreich-Ungarn. Kaiser Joseph II. erliess am 18. Oktober 1781 zunächst für die Protestanten seines Reiches ein Toleranzpatent. Sie erhielten alle bürgerlichen Rechte, waren aber in der Ausübung ihres Gottesdienstes weiterhin gewissen Schranken unterworfen. Im Jahre 1783 folgte dann auch eine Verordnung für die ungarischen Juden. Sie mussten innert zwei Jahren Deutsch oder Ungarisch lernen, Normalschulen halten und besuchen. Sie erhielten Zutritt zu höheren Bildungsanstalten. Alle Wohnbeschränkungen wurden aufgehoben. Die Judenzeichen fielen weg. Von hebräischer und jüdischer Literatur war jedoch nur die Einführung von Gebetbüchern gestattet. Landerwerb war nur dann erlaubt, wenn die Juden das Land selbst bebauten. Die Handwerkerzünfte mussten Juden, die eintreten wollten, aufnehmen. Das Tüpfelchen aufs i war der Befehl, sich deutsche Familiennamen beilegen zu müssen, worüber wir später hören werden. Dieser Verordnung folgte dann 1789 ein erweitertes Toleranzpatent, wodurch diese Freiheiten auf das ganze Land, zum Beispiel auch auf Galizien, ausgedehnt wurden; Oesterreich war sowieso inbegriffen.[350]) Nunmehr waren auch Taufen von Juden durch die evangelische Kirche möglich geworden. Die Mutter von Philipp Spitta (geb. 1801, gest 1859), des Dichters von «Psalter und Harfe», wurde im Jahre 1791 als Jüdin christlich getauft. Eines der bekanntesten Lieder Spittas ist die Umdichtung des 87. Psalmes: «Gottes Stadt steht fest gegründet.» Hier lesen wir die Zeilen, die man eben auch in solchem Zusammenhang verstehen muss:

> Voll Erstaunen wird man schauen,
> wie Gott sein Zion mächtig bauen
> und herrlich weiten wird einmal.[351])

Nun versuchten auch die Juden Berlins durch Einreichung eines «Untertänigen Promemorias» ihre Lage zu verbessern. Man zählte das Jahr 1787. Es kam aber nur die Befreiung vom Leibzoll. Im übrigen folgte man der Ueberlegung, den Juden genau soviel Rechte einzuräumen, als

sie dem Staate Nutzen eintragen würden. Das war alles. Hingegen konnte niemand hindern, dass, gefördert durch die Umpflügung der allgemeinen Geisteshaltung durch Lessing und Mendelssohn, in den vornehmsten Salons Berlins die christliche und die jüdische Aristokratie als durchaus ebenbürtig verkehrte. Man fand sich auf dem Boden der zeitgemässen Bildung, der Eleganz und des wachsenden Wohlstandes. Diese Kreise kannte aber auch der französische Staatsmann Mirabeau.[352])

Nicht übersehen werden darf eine gewichtige Tatsachenreihe jenes Zeitalters. Lessing war 1771 dem Freimaurerorden beigetreten. Hier mitzumachen gehörte damals in der gebildeten Welt zur grossen Mode. In den Logen konnten sich Männer finden und für ein gemeinsames Ideal eintreten, wenn es sein musste auch dafür kämpfen, welche ohne diesen Orden, der in hohem Masse den Geistesstempel der Aufklärungszeit an sich trägt und, wenn ich richtig sehe, auch beibehalten hat, einander kaum gefunden hätten: Katholiken, die mehr oder weniger an ihrer Kirche irre geworden waren, Protestanten, die nach einer andern Form von Freundschaft, von geistiger Gemeinschaft und Weiterbildung trachteten, als sie ihnen die damalige Kirchlichkeit geben konnte, aber auch Juden, ja, sie ganz besonders, indem die Ideale der Freimaurerei in hohem Masse dem entsprachen, was sie Religion nannten, wenn man ihre Zeremonien und ihre Gesetzlichkeit in die hintere Linie rückte. Lessing, welcher eine Schrift herausgab unter dem Titel «Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer», erhoffte von diesem Männerbund, dass auf dem Weg ruhiger und stetiger Bildung die Menschen zur Tugend, durch die Tugend aber zur Freiheit und zur Gleichheit geführt werden möchten. Der Männerbund umspannte mit seinem geheimnisvollen Netz damals die meisten Länder unserer Kulturzone. Dass er an der geistigen und politischen Entwicklung damals und in der Folgezeit nicht unbedeutenden Anteil hatte, bedarf wohl keines Beweises.[353])

Wir begeben uns nach Frankreich, welches noch in der spielerischen Dekadenz kurz vor der Revolution schwelgte. Man kannte im ganzen Lande den portugiesischen Juden und Wohltäter Rodriguez Pereira. Er hatte sich durch die Eröffnung einer ersten Lehranstalt für Taubstumme einen guten Namen gemacht. Pereira erwirkte beim König Ludwig XVI. ein Dekret, wonach er und seine Glaubensgenossen überall in Frankreich freien Wohnsitz nehmen und ihren Gebräuchen gemäss leben durften. Das Dekret wurde aber nicht ausgestellt auf «Juden», sondern auf «marchands portugais». Die marranische Tarnung war hier bis zur Vollkommenheit ausgenützt. So hatten nun die reichen sephardischen Juden, deren Hauptsitz Bordeaux und besonders auch Paris war, alles an Freiheit, was sie brauchten, um noch reicher zu werden. Aber um ihre in ärmlichen und sehr ein-

geschränkten Verhältnissen lebenden askenazischen Stammesbrüder kümmerten sie sich keinen Deut. Die Gewährung des Freiheitsdekretes an die «marchands portugais» erfolgte im Jahre 1776.[354])

Kein Leser dieses Buches fürchte, er werde nun durch den ganzen Wust der Französischen Revolution umständlich hindurchgezogen. Ich möchte nicht die Verantwortung auf mich nehmen, dass auch nur ein Leser das sage, was Moses Mendelssohn zu sagen pflegte: «Ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muss.»[355]) Sollte aber dennoch ein Leser dann und wann ein Gähnen höflich unterdrücken müssen, so bedenke er, dass man durch die Geheimnisse und Dickichte der Judenfrage ohne solide geschichtliche Belehrung nicht durchkommt. Es gibt hier ein Mindestmass von Tatsachen, das man kennen muss. Man soll sie auch in der richtigen Perspektive sehen wollen, sonst landet man im Sumpf des Antisemitismus oder im Dornbusch eines unberechtigten Optimismus. Beim ersteren freute man sich von weither über die saftige Vegetation. Beim letzteren liesse man sich von einer Rosenhecke und Rosenpforte, die das andere verdeckte, glatt täuschen.

Am 15. März 1790 wurde Rabaut-St. Etienne, Sohn des einst verachteten und von der Polizei ständig gesuchten calvinistischen Predigers Paul Rabaut, zum Präsidenten der französischen Nationalversammlung gewählt. Man stelle sich das in seiner einzigartigen Bedeutung vor: der Sohn eines reformierten, geächteten Pfarrers auf diesem Posten![356]) Er hatte schon vorher, als Vertreter der Stadt Nîmes, bewusst in die Debatten eingegiffen. Bei der Behandlung einer «Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte» kam auch der Abschnitt «Duldsamkeit» zur Sprache. Katholische Deputierte waren der Meinung, die katholische Religion müsse als vorherrschende anerkannt werden, wobei man Andersgläubige immerhin dulden könne. Zornbebend betrat Mirabeau die Rednertribüne und schrie: «Herrschen soll allein die Gerechtigkeit; das höchste Prinzip ist das Recht der Persönlichkeit, ihm muss sich alles unterordnen!» Nach ihm sprach Rabaut-St. Etienne: «Für die französischen Protestanten, für alle Nichtkatholiken in unserm Königreiche fordere ich, was ihr für euch selbst beansprucht: Freiheit, gleiches Recht! Ich fordere dies auch für jenes vom Boden Asiens losgerissene und nun schon achtzehn Jahrhunderte umherirrende, verfolgte und gehetzte Volk, das sich unsere Sitten und Gebräuche angeeignet haben würde, wenn nur unsere Gesetzgebung ihm Zutritt gewährt hätte. Wir haben kein Recht, diesem Volke seine sittlichen Mängel zum Vorwurf zu machen; denn sie sind nichts als die Folge unserer eigenen Barbarei, eine Folge jener erniedrigenden Lage, zu der wir sie ungerechterweise selbst verdammt haben.» Daraufhin wurde die

Deklaration angenommen: «Niemandem sollen wegen seiner Ueberzeugungen, selbst wegen der religiösen, Beschränkungen auferlegt werden, insofern ihre Aeusserungen die gesetzlich festgelegte Ordnung nicht verletzen.» Damit war in beschränktem Masse die Gewissensfreiheit gesichert.[357])

Nun aber kam noch die schwerere Frage: die Gewährung der Gleichberechtigung. Denn was hatte man von allerlei Verbrüderungsszenen auf Kosten der an den Laternenpfählen hängenden Aristokraten, wenn man, abgesehen von Umarmungen und Bruderküssen, nicht auch gesetzlich gleichgestellt war? Die Geschichtsquellen zeigen, wie leidenschaftlich die Debatten geführt wurden und dass sich die Männer jener Zeit der Tragweite ihrer Beschlüsse bewusst waren. Die Sephardim, von denen wir schon hörten, stellten das Begehren, man solle ihre Freiheiten dadurch sanktionieren, dass man ihnen das volle Bürgerrecht zuerkenne. Sie seien keine Nation. Man solle ihnen die Bezeichnung beilegen: «Franzosen mosaischer Konfession.» Was aber ihre askenazischen Stammes- und Glaubensgenossen aus dem Elsass, aus Avignon und Paris betreffe, so seien deren Begehren zu verurteilen. Diese Juden handelten in «vernunftwidriger Ueberhitzung des religiösen Eifers», verlangten sie doch Bestätigung ihrer besonderen Gemeindeverfassung und ihrer inneren Verwaltung, wie sie diese in früheren Zeiten immer gehabt hätten. Man sieht: die Askenazischen sehen klar, was sie sich schuldig sind. Diese Juden wissen: wir sind nicht nur Konfession, und wir sind auch nicht nur Nation, sondern beides in rätselhafter, unlösbarer Einheit. Der Sinn dieser Einheit aber ist die Pflicht zu gewisser Absonderung, zur Fremdheit in dieser Welt und unter allen Völkern. Geben wir dieses auf, so bereiten wir die innere Auflösung des Judentums vor. Dabei kann aber nicht nur das Judentum zerfallen, sondern auch dem Juden mehr Schaden erwachsen, als er erleidet, wenn er den Mut hat, ein echter Jude zu sein. Man muss allen Respekt haben vor diesen askenazischen Juden Frankreichs zu jener Zeit, insbesondere vor ihrem unbeugsamen Wortführer Berr-Isaak Berr aus Nancy. Die Sephardischen waren aber nicht nur einflussreicher, sondern bei ihnen wirkte nun auch die Ideologie jener Zeit entscheidend mit.[358])

Die eine Front:	Die andere Front:
Der dreieinige Gott: Vater, Sohn und Heiliger Geist.	Die Gottheit, die Vorsehung, das Schicksal.
Offenbarung auf Grund der Heiligen Schrift.	Der gesunde Menschenverstand, geleitet durch die Vernunft.

Die eine Front:	*Die andere Front:*
Glaubensgemeinschaft in der christlichen Kirche.	Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auf Grund der natürlichen und allgemeinen Menschheitsreligion.
Staatsbürgertum auf geschichtlichem Boden.	Weltbürgertum auf Grund von Ideen.
Zugehörigkeit zu bestimmtem Volk.	Ein Mensch innerhalb der Menschheit.
Geoffenbarte Wahrheit.	Allgemeine Vernunftideen.

Es handelt sich bei alledem um eine *philosophische Revolution*, welche der politischen voranging. Diese neuen philosophischen schen Erkenntnisse wirkten so mächtig, dass sie an Stelle des preisgegebenen christlichen Glaubensstandes zum Religionsersatz wurden, anderseits aber auch des jüdischen Glaubensstandes. Jeder Religionsersatz aber, und zumal derjenige, der am lautesten die Toleranz fordert und pflegt, ist, sobald er auf Widerstand und Widerspruch stösst, unduldsam, intolerant. So wurde denn auch hier die erstere Front von der philosophischen Revolutionsfront her als Finsternis und Aberglauben, später im Namen des Vernunftlichtes und einer vermeintlich vorurteilslosen Wissenschaft als Muckertum abgewertet. Diese zweite Front nun war der Hauptgrund, um dessentwillen das Begehren der sephardischen Juden in Paris durchdrang. Dabei wollen wir nicht vergessen, dass die *Ideen der Menschenwürde, der Gewissensfreiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz* eigentlich anderswoher kamen: über Amerika zu uns nach Europa zurück. Dort aber entsprangen diese *Ideale den puritanischen und quäkerischen Kreisen* der dortigen protestantischen Auswanderer. Sie hatten also irgendwie ihre Wurzeln in der Reformation. Dieses «*Was*» hat hier seinen Boden. Das «*Wie*» der Formulierung und Sinngebung jedoch stammte aus der Aufklärung und der philosophischen Revolution jener Zeit. Damit erhebt sich das Problem, ob man unter Umständen das «Was» vom «Wie» so lösen kann, damit das erstere nicht Schaden leidet. Kann man die Sache auf alle Fälle retten und erhalten, und das muss geschehen, auch wenn man gewisse hohle Formen des damaligen «Wie» zerbrechen wollte? Darüber zu befinden, erachte ich nicht als meine Aufgabe innerhalb unseres Ganges durch die Judenfrage. Aber es musste darauf hingewiesen werden.

Der entscheidende, weltgeschichtlich bedeutsame Beschluss zugunsten der Juden wurde am 27. September 1791 durch die französische Nationalversammlung gefasst. Er lautet: «In Anbetracht dessen, dass die den Titel eines französischen Bürgers und den Genuss der Rechte aktiver Bürger begründenden Voraussetzungen in der Verfassung festgelegt sind, dass ferner jeder die erwähnten Voraussetzungen in sich vereinigende Mensch, soweit er den Bürgereid geleistet und das Gelöbnis abgelegt hat, alle von der Verfassung auferlegten Pflichten zu erfüllen, ein Anrecht auch auf alle von der Verfassung gewährleisteten Freiheiten hat, setzt die Nationalversammlung sämtliche in die früheren ergangenen Dekrete in bezug auf die Juden aufgenommenen Vertragsbestimmungen, Klauseln und Ausnahmeverfügungen ausser Kraft, indem sie zugleich bestimmt, dass der von den Juden zu leistende Bürgereid als Verzicht auf alle ehedem zu ihren Gunsten geltenden Privilegien und Sondergesetze zu betrachten sei.»[359]) Mit diesem Beschluss war nun die politisch-staatsrechtliche Plattform gegeben, von der aus der weitere Kampf um die Gleichberechtigung in andern Ländern unternommen werden konnte. Wir werden davon noch hören. Ferner sehen wir, dass mit der Gewährung der Gleichberechtigung der Judeneid nach zwei Seiten hin in den Vordergrund tritt. Die eine Seite ist die Forderung eines ehrlichen aufrichtigen Ja des Juden zu seiner Gleichberechtigung. Die andere Seite ist die Forderung eines gleich ehrlichen und aufrichtigen Nein des Juden zu seiner Besonderheit als Konfession und Volk in der Verbindung, die ihm eigentlich auf Grund seiner Tradition verordnet ist. Wenn, beglückt von jenem Beschluss, der Jude Samuel Levi ausrief: «Frankreich, das Land, das als erstes die Schmach Jehudas ausgelöscht hat, ist unser Palästina, seine Berge unser Zion, seine Ströme unser Jordan. So lasst uns denn das erfrischende Wasser seiner Quellen trinken», so darf man darob das Gleichgewicht nicht verlieren. Die Wirklichkeit sah doch sehr anders aus.[360])

Viele Juden zeigten ihren Dank in grösster Opferbereitschaft sowohl für die Kosten der Revolutionskriege als auch zur Linderung der allgemeinen Not. Mehr als 2000 junge Männer kämpften in der Armee. Andere wiederum gefielen sich, gemeinsam mit abgefallenen Christen, im Streit wider Kirchen und den bisherigen Glauben. Etliche brachten ihre Gebetsmäntel und allerlei Geräte aus ihren Synagogen, die sie nachplappernd «Krambuden der Lüge» nannten. Ein gewisser Salomon Hesse brachte einen silbergestickten Gebetsmantel (Tallis) in eine Sektionsversammlung der Pariser Vaterlandsfreunde und erklärte, dass er «keinen anderen Gott habe, denn den Gott der Freiheit, und keine andere Religion, als die der Gleichheit». In Metz wurden die Thorarollen auf den Altar des neuen Vaterlandes gelegt und

der «Republikanische Kurier» triumphierte darob: «Die Tierhaut, auf der die Gesetze dieses abgefeimten Betrügers Moses aufgezeichnet sind, wird als Fell für Trommeln dienen, die zum Sturmangriff aufrütteln und die Mauern eines neuen Jericho zum Einsturz bringen werden».[361])

Die Kehrseite der Revolution liess nicht lange auf sich warten. Rabaut-St. Etiene wurde gefangen gesetzt. Robespierre schrieb über ihn an den Girondisten Gara: «Rabaut traître, comme un protestant et un philosoph qu'il est» (R. sowohl als rechter Protestant wie auch als Philosoph ein Verräter). Rabaut wurde geköpft, seine Gattin ertränkte sich. Sein alter Vater, der treue Zeuge des Evangeliums, der Prediger der Wüstenkirche, starb kurz hernach an den Folgen der Gefangenschaft während der Revolutionszeit.[362]) Jakob Pereira, ein anderer sephardischer Jude als der Taubstummenwohltäter, kam 1790 aus dem Süden nach Paris, gründete eine Tuchfabrik, stürzte sich in die Politik auf der äussersten Linken und veranlasste durch Drohung den Pariser katholischen Bischof Gobelle, vor dem Konvent seine «Verirrungen» abzubitten und seine Insignien niederzulegen. Als dann aber der Kultus der Vernunft aufgehoben und Robespierre wider die Propagandisten der atheistischen Religion vorging, musste auch dieser Pereira gemeinsam mit Anacharsis Cloots, dem «Redner des Menschengeschlechts», seinen Kopf unter das Fallbeil der Guillotine halten.[363])

Diese ganze Herrlichkeit und Scheusslichkeit wurde dann durch Napoleon I. mit rücksichtsloser Hand entzaubert. Er berief auf den 7. Februar 1807 das «Grosse Synedrion» nach Paris ein. Damit standen nun mit einem Mal alle stolzen Erinnerungen der Judenheit aus uralten Zeiten wieder auf: aus der Zeit der Makkabäer, aus der Zeit der Herodianer und bis zur Zerstörung Jerusalems. Bereits glaubten sie, nunmehr zur Gleichstellung und zur Freiheit doch noch ihre Autonomie innerhalb des französischen Staates zurückerhalten zu können. Rabbiner Sinzheimer nannte Napoleon «unseren unsterblichen Kaiser», ein anderer betitelte ihn «Wundermenschen», durch den die Weissagung des Propheten Hesekiel von der Auferstehung Israels in Erfüllung gehe (Ez. 37). Die ganze Sache erinnert ein wenig an die Politik Konstantins des Grossen gegenüber der christlichen Kirche, wie sie in der Durchführung der Kirchenversammlung zu Nikäa zum Ausdruck kam. Der «glorreiche Wohltäter, Napoleon der Grosse» erwies sich aber als kalter Politiker. Er wollte die Juden durch eine Weisung, dass sich alle religiösen Ordnungen den staatlichen unterzuordnen hätten, in die Hand bekommen. Der Name «Jude» kam nun in Abgang und wurde durch «Israelit» ersetzt. Die Juden waren als Konfession geduldet. Im übrigen aber wurden ihnen durch das Dekret vom 17. März 1808 deutliche wirtschaftliche Beschränkungen auferlegt. Schuldverschreibungen

von seiten des Militärs ihnen gegenüber waren vom Tag an ungültig, Darlehen mit über 10 % Zins wurden als Wucher bestraft. Für ihren Handel und die Ausübung ihrer Gewerbe mussten die Juden vom jeweiligen Präfekten ein «Patent» erwerben und zuletzt wurde auch ihre Freizügigkeit eingeschränkt und unter Kontrolle gestellt. Durch das Theater des Synedrion hatte Napoleon die Juden hypnotisiert, um sie in diesem Zustande besser erneut binden zu können.[364])

46. Die Gleichstellung der Juden in der Schweiz

Im Jahre 1767, auf Weihnachten, gab Pfarrer Johann Caspar Ulrich am Fraumünster in Zürich ein für die damalige Zeit bezeichnendes und in seiner Art einzigartiges Buch heraus. Es trägt den Titel: «Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk in dem XIII. und folgenden Jahrhunderten bis auf MDCCLX in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen. Zur Beleuchtung der allgemeinen Historie dieser Nation herausgegeben».[365]) Ulrich war ein ausgesprochen gescheiter, nüchterner und vielwissender Judenfreund. Er vermittelt dem Leser eine hervorragende Judentumskunde und eine bis in die Einzelheiten gehende, meist recht gut belegte Geschichte der Schicksale dieses Volkes in der Schweiz. Er stand auch in persönlichem Verkehr mit Juden, besonders mit Vertretern der Gemeinden Endingen und Lengnau im Aargau. Den Sinn des Buches erkennt man am besten aus dem von J. R. Holzhalb verfertigten Kupferstich am Anfang des Buches. Er zeigt eine Art von Helvetia, welche die um Hilfe und Schutz suchenden Juden mit höflicher Gebärde willkommen heisst. Im Hintergrund sieht man die Synagoge von Lengnau. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieses Buch in christlichen Kreisen segensvoll gewirkt und jedenfalls zur Kenntnis des Judentums wesentlich beigetragen hat.

Der nächste Schritt macht uns wiederum mit zwei reformierten Pfarrern bekannt. Der eine, Johann Konrad Pfenninger, war der Amtsnachfolger Lavaters an der Waisenhauskirche in Zürich und später dessen Amtskollege zu St. Peter. Er gab 1782 «Zwo Predigten, veranlasst durch Kaiser Josephs Toleranzedikt» heraus.[366]) Pfenninger denkt auch an die Katholiken und wünscht eine allgemeine Duldung aus Gründen der Menschlichkeit. Von den Juden schreibt er: «Wenn auch gleich der Jude von der Vorsehung gestraft sein soll, so soll es doch gewiss der Christ nicht sein, der ihn strafen soll.» Pfenninger wünscht also eigentlich Aufhebung der Aechtungsgesetze, denkt aber noch nicht an eigentliche Gleichstellung. Vorsichtiger äussert sich der Pfarrer von Tägerfelden im Kanton Aargau, Conrad Fischer, mit einer 1798 in

Aarau herausgekommenen Flugschrift. Er zeigt auf die zum Teil unhaltbar engen Zustände in den Judenreservaten Endingen und Lengnau, und stellt einfach die Frage, ob man hier nicht mehr Freiheit gewähren könnte. Im Unterschied zu Pfenninger sieht er deutlich das, was man neuerdings «die Judenfrage» nennt.

Wie Ulrich am Fraumünster, blickte auch Johann Caspar Lavater mehr nach Norden. Er verfügte im ganzen deutschen Sprachgebiet über weiteste Beziehungen und war eine vielgelesene und zugleich vielumstrittene Persönlichkeit von aussergewöhnlichem Format. Die Schrift von Wilhelm von Dohm (1781) über die bürgerliche Verbesserung der Juden fand in seinem warmen Herzen kräftigsten Widerhall. Er gab ihm in seinem Buch «Pontius Pilatus» (1782) temperamentvollen, ja beinahe schwülstigen Ausdruck.[367]) Lavater hatte aber einen durchaus klaren Blick für das Grundsätzliche. Er schrieb: «Wer einen Juden verachtet, verachtet den König der Juden. Wer einen Menschen verachtet, verachtet den Vater der Menschen. — Aeussert Vertrauen gegen die Juden, behandelt sie würdig und edel; die Gemeinsten unter ihnen werden würdig und edel gegen euch handeln.» Freilich, im seelsorgerlich aufgezogenen Bekehrungsversuch gegenüber Moses Mendelssohn ging er, sich seiner Haltung nicht ganz bewusst, reichlich täppisch vor und musste sich darum eine stolze Abwehrgebärde des jüdischen Sokrates gefallen lassen. Durch diese Vorstösse von seiten ernster Christen, welche Tausende in unserem Land bewegten, wurden die Gewissen geweckt, so dass man jedenfalls im christlichen Bürgertum bereit war, die neuentdeckte Humanität endlich auch den Juden zukommen zu lassen.

Wollen wir jedoch wissen, wie es dann nach Jahrzehnten auch zu einer politischen Gleichstellung der Juden mit den Schweizerbürgern gekommen ist, so müssen wir uns auf das politische Gebiet begeben. Am 18. August 1798 kam zwischen der französischen und der helvetischen Republik ein Allianzvertrag zustande. Dieser sicherte den französischen Bürgern freien Verkehr, Niederlassung und Gewerbeausübung in der Schweiz. So kamen französische Juden um ihres Bürgertums willen zu Rechten, die den in der Schweiz wohnenden Juden nicht gewährt waren. Die Folge war, dass Bern, Zürich, Basel und Baselland sowie Neuenburg und Carouge einen bescheidenen Zuzug solcher Franzosen mosaischer Konfession erhielten. Die Mediationsverfassung von 1803 machte dieses Recht zum Teil wieder rückgängig. Die nächste Lockerung der Bedrückung brachte die Julirevolution, indem der Kanton Aargau, welcher in der Verwirklichung der Ideale des Freisinns gern den anderen Kantonen um zehn Schritte vorauszuspringen pflegte, seinen Juden entschiedene Erleichterungen gewährte.

Im Jahre 1836 wollten die Mülhauser Juden Alexander und Baruch Wahl ein Landgut in Birseck, welches einem Isaak Landerer gehörte, kaufen. Sie leisteten eine Anzahlung. Die Behörde von Basel-land, sofort in einen Kompetenzsstreit zwischen seinem Regierungsrat und dem Landrat verwickelt, stellte die Bedingung, der Kauf könne bewilligt werden, keinesfalls aber eine Niederlassung. Es gab ein grosses Hin und Her, bis endlich die Gebrüder Wahl sich als französische Bürger an den Geschäftsträger ihres Landes bei der Tagsatzung wandten. In vier Noten bearbeitete nun der Gesandte die Basellandschaftliche Regierung und mahnte sie zur Toleranz und zur Anerkennung «wahrhaft freisinniger Grundsätze». Als aber die zähen Landschäftler nicht hören wollten, wurde die Grenze gesperrt, so dass die Baselbieter Bauern ihre 600 Jucharten, die sie auf französischem Boden besassen, nicht bearbeiten konnten. Ferner wurde fünfzehn Bürgern im Kanton die Pension, die sie wegen fremder Dienste genossen, vorenthalten. Jetzt griff der Vorort Bern ein, konnte aber zunächst nichts erreichen. Genf und Luzern standen auf seiten der Basellandschaft, während man sich in der sonstigen Schweiz über die Unduldsamkeit derselben schwer aufhielt. Freilich wussten eben die Baselbieter zu viel von Drum und Dran mit den Juden im Elsass. Endlich taten die Grenzsperre und andere Schikanen des grossen Nachbarlandes doch ihre Wirkung. Es kam ein Vergleich zustande, kraft dessen die Gebrüder Wahl ihre Anzahlungssumme preisgaben, auf den Kauf verzichteten, aber eine Entschädigung von Fr. 25 000.— erhalten sollten. Baselland leistete sogleich Fr. 14 000.— und erhoffte die Erlegung des Restes durch die Tagsatzung. Allein nach etlichen Jahren blieb auch diese Rechnung an ihm hängen. Es hatte nun keine andere Wahl, als dass es auch noch diese Summe den Herren Wahl ausrichten musste.[368])

Die Judensache kam fortan nicht mehr zur Ruhe. Im Jahre 1851 legte die französische Regierung in Bern feierlichen Protest ein wider die ungleiche Behandlung der Schweizer Juden und verlangte, dass die betreffenden Gesetze geändert würden. Dies war eine unglaubliche Einmischung in die inneren Verhältnisse unseres Landes. Dass man sie nicht zurückwies, sondern zuletzt, wenigstens zum Teil, annahm, zeigt, wie gefürchtet das Nachbarland war und wie stark die Geisteshaltung unserer führenden Kreise mit derjenigen von Frankreich parallel ging. Die Sache fiel freilich mit einem inneren Streitfall zusammen. 1849 verbot Luzern den Aargauer Juden den Marktbesuch. Wider diese Verordnung legte der Bund im Jahre 1854 sein Veto ein. Ein ähnlicher Streit erhob sich 1854 von Zürich aus gegen den Aargau. So sah sich der Bund im Jahre 1855 veranlasst, eine Berichterstattung von allen Kantonen über die noch in Kraft bestehenden Judengesetze

zu verlangen. Als Folge dieser Enquête kam im Jahre darauf ein Bundesbeschluss heraus, die Kantone möchten den Juden politische Rechte in deren Heimat- und Niederlassungskantonen gewähren. Ja, es wurde in aller Form staatsbürgerliche Gleichstellung verlangt.[369]) Wenn ich recht sehe, ging der Kanton Zürich mit dem guten Beispiel voran. Er erliess ein Emanzipationsgesetz für die Juden, welches am 3. März 1862 angenommen wurde. Gottfried Keller, der Dichter und Staatsschreiber, benützte dieses wichtige Ereignis, um ihm in seinem Bettagsaufruf folgende Worte zu widmen: «Der von Euch gewählte Grosse Rat, liebe Mitbürger, hat mit einigen wenigen Paragraphen das seit Jahrtausenden geächtete Volk der Juden für unseren Kanton seiner alten Schranken entbunden, und wir haben keine Stimme vernommen, die sich aus Eurer Mitte dagegen erhoben hätte. Ihr habt dadurch Euch selbst geehrt, und Ihr dürft mit diesem Gesetz, das ebenso sehr von der Menschenliebe wie aus Gründen der äusseren Politik endlich geboten war, am kommenden Bettag getrost vor den Gott der Liebe und der Versöhnung treten. An Euch wird es sodann sein, das geschriebene Gesetz zu einer fruchtbringenden lebendigen Wahrheit zu machen, indem Ihr den Entfremdeten und Verfolgten auch im gesellschaftlichen Verkehre freundlich entgegengeht und ihrem guten Willen, wo sie solchen bezeigen, behilflich seid, ein neues bürgerliches Leben zu beginnen.» Zürich folgte der Kanton Aargau. Er nahm nach einer auch heute noch lesenswerten Aussprache im Grossen Rat die Anträge seiner Regierung an, gewährte den Juden Niederlassungsfreiheit, Aufhebung der Ehebevogtung und anerkannte die beiden Gemeinden Endingen und Lengnau als selbständige Korporationen. Das Gesetz ist datiert vom 2. Brachmonat 1863.[370]) Hören wir auch eine Stimme von dieser Seite. Regierungsrat Keller sagte unter anderem: «Dürfte der Aargau die Silbersterne der Freiheit, des Fortschrittes und der Toleranz noch länger in seinem Wappen tragen, ohne sich damit dem Gespötte der Mitwelt auszusetzen, wenn er die Juden länger unter Sondergesetzen belässt? Dürfte er ohne Schamröte im Gesicht noch unter den Eidgenossen in der Bundesstadt erscheinen, um an der Bundesgesetzgebung und ihrer Vollziehung teilzunehmen?»

Die leitenden Gedanken waren somit aus dem Ideal der Freiheit und einer von ihr abgeleiteten Toleranz gekommen. Damit werden wir an eine der grossen Ideen der Französischen Revolution erinnert. Zum andern wird hier vom Fortschritt gesprochen, dem mächtigen Glauben des ganzen 19. Jahrhunderts. Man glaubte an eine unbedingte Aufwärtsentwicklung der Menschheit: heraus aus den Niederungen und Finsternissen des Mittelalters und hinein in das Licht, einer durch Wohlstand und Wissenschaft allgemein beglückten Menschheit! Dass beides: Frei-

heit und Fortschritt, zunächst lediglich formale Begriffe seien, die an sich so oder so wirken konnten, vermochten jene Männer nicht zu erkennen. Das mussten unsere Völker erstmals allgemein in den Schrecken des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit mühsam sich sagen lassen. Denn die Form ist wohl schön, aber der Inhalt derselben, welche Art von Freiheit gemeint sei und worin der Fortschritt gesucht werden müsse, das ist doch wohl das Entscheidende.

Das andere, was uns sowohl im Aufruf von Gottfried Keller wie im Appell des aargauischen Regierungsrates Keller auffällt, ist die politische Rücksichtnahme. Der Druck des Auslandes war unverkennbar. Preussen war 1850 vorangegangen, Oesterreich folgte neun Jahre später. Die Schweiz hatte also merklich gezögert. Nicht dass ihre demokratische Staatsform den Fortschritt hinderte, wohl aber weil die Einzelhoheit jedes in sich wiederum demokratisch regierten Kantons ein ausgezeichnetes Regulativ für unnüchterne und gewagte Experimente ist. Ein Einheitsstaat, zumal wenn er nicht demokratische Formen hat, schreitet gewiss schneller. Vielleicht wagt er dann und wann einen strammen Laufschritt. Aber er riskiert auch eher einen Fall oder eine Herzschwäche. Wiederum ist es die typische Form der schweizerischen Demokratie, ausgeprägt im Charakter der einzelnen Kantone, die uns bewahrt, ausländischen Ideologien freie Bahn zu gewähren. Man trinkt wohl dann und wann viel von ihnen in sich hinein, es kann da und dort auch zu akuter Berauschung kommen, allein die politisch nüchterne Umgebung und der ausgesprochen kritische Geist unseres Menschenschlages, Jahrhunderte lang geschult im Wissen um die Mitverantwortung für das Gesamtwohl, hilft uns auch, das Ungesunde und Uebertriebene fremder Glaubensgerichte kräftig zu verdauen, ohne an der politischen Gesundheit Schaden zu leiden. Wir wollen es den Männern jener Zeit zugute halten, dass sie auf ausländischen Druck Rücksicht nahmen. Weniger rühmenswert ist die Angst des Aargauers, er müsse sich in Bern vor den führenden Köpfen des damaligen Freisinns schämen. Aber eines muss uns doch auffallen: dass in diesem ganzen Zusammenhang nicht im Namen der Demokratie gesprochen und gehandelt wurde. Man brachte damals Demokratie und Toleranz nicht so zusammen, dass man sagte, die letztere sei die legitime Tochter der ersteren. Die Toleranz entstammte, wie wir hörten, teils aus Menschlichkeitsgefühlen und einer merklichen Scham über frühere Härte, teils aus dem Begriff der Freiheit, insbesondere dem der Gewissensfreiheit. Beide sind auch in einem Staatswesen möglich, welches nicht unserer schweizerischen Demokratie entspricht, sofern dieser Staat auf christlicher Grundlage so steht, dass er die Menschenwürde anerkennt, jeden Gewissenszwang ablehnt und die Freiheit der Persönlichkeit anerkennt und was die Persönlichkeit bedingt. Aus-

geschlossen ist sie nur in einer totalitären Staatsform, trage dieselbe ein ausgesprochen unchristliches Gepräge oder sei sie katholisch bestimmt. Die Toleranz hat eine tiefere Wurzel als die Demokratie, sie muss auch eine tiefere haben. Wer sie nur mit der Demokratie verbindet, macht sie leicht zu einem formalen Begriff und verwandelt sie so zu einer nicht ungefährlichen Freiheit für alle und für alles. Gewiss, sie wächst auf dem Boden einer gesunden Demokratie recht gut und kann schöne Früchte tragen, allein ihr Same ist biblisch-christlich: die Achtung und die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen, der auch ein Geschöpf Gottes ist und wie jedes von uns unter Gottes Gnade und Gericht steht. Man wird mir sagen, dass auch die Demokratie ihre Wurzeln in der Heiligen Schrift habe, und dass die Gemeindeformung bei uns in der Schweiz wesentlich aus der reformierten Kirchgemeinde herausgewachsen sei.[371]) Aber die demokratische Formung unserer Kirche ist doch auch durch das Bekenntnis der Kirche auf Grund des Wortes Gottes und im Glauben an Jesus Christus gehalten und aufgefüllt. Dieses Bekenntnis, das durch eine scheinbare Bekenntnislosigkeit unserer Kirchen nur verhüllt ist, bewirkt ein Ja und ein Nein, Toleranz und Intoleranz, das heisst: eine selbstverständliche Grenzziehung. Eine Kirche, die nicht im Gehorsam zum Worte Gottes Grenzen anerkennen will, ist keine rechte Kirche.

Wir können abschliessend sagen, dass eine gesunde Demokratie der gerechten Behandlung der Juden entschieden zu Hilfe kommt und sie in guter Weise ermöglicht, dass wir aber zweierlei Toleranz unterscheiden müssen: die eine ist die christliche. Sie gewährt die Anerkennung des Anderen, aber im Wissen um die geistigen Grenzen. Die andere ist eine mehr allgemein menschliche. Sie meint, die Anerkennung des Andern bedeute eine Aufhebung aller geistigen Grenzen. Diese letztere ist insofern gefährdet und kann gefährlich wirken, sobald sich der ihr zu Grunde liegende Optimismus ins Gegenteil verwandelt und dadurch ihre unnüchterne Art und ihr Mangel an Grundsätzlichkeit ans Licht treten.

Wir kommen noch zum Abschluss der ganzen Bewegung zugunsten der Gleichberechtigung der Juden in der Schweiz. Wiederum wurde von Frankreich her durch einen Handelsvertrag vom 30. Juli 1863 ein entschiedener Druck auf unser Land ausgeübt. Artikel 1 verlangte, alle französischen Bürger müssten in allen Kantonen den Schweizerbürgern gleich behandelt werden. So war denn nach aussen und nach innen die Frucht reif. Die eidgenössische Abstimmung erfolgte am 14. Januar 1866. Sie gab den in der Schweiz lebenden Juden endlich die ersehnte Niederlassungsfreiheit und völlige Gleichberechtigung. Es kann nicht von Schaden sein, wenn wir uns die Zahlen dieser Abstimmung vorführen lassen.[372]) Die Majoritätszahlen sind unterstrichen.

Kantone	Annehmende Stimmen	Verwerfende Stimmen
Zürich	27 808	1 875
Bern	18 287	26 531
Luzern	3 548	14 744
Uri	108	1 677
Schwyz	1 084	3 784
Obwalden	782	686
Nidwalden	107	1 723
Glarus	2 763	1 316
Zug	450	2 187
Freiburg	8 664	6 592
Solothurn	8 714	3 929
Baselstadt	1 760	1 278
Baselland	4 246	2 612
Schaffhausen	3 197	2 801
Appenzell A.-Rh.	2 931	3 695
Appenzell I.-Rh.	40	1 931
St. Gallen	9 961	23 390
Graubünden	1 262	10 937
Aargau	23 692	13 727
Thurgau	14 144	2 443
Tessin	6 595	1 209
Waadt	18 031	10 727
Wallis	5 182	8 493
Neuenburg	3 080	526
Genf	3 596	588

Zusammen:	Ja-Stimmen	170 032
	Nein-Stimmen	149 401
	Gültige Stimmen	319 433

Annehmende Kantone	14
Verwerfende Kantone	10
Total	24

47. Der Eid

Die von uns angestrebte genaue Prüfung der Judenfrage führt uns in zweifacher Hinsicht auch vor den Eid, zunächst vor den Eid, den der Jude in einer Angelegenheit, die ihn betrifft, schwören will oder auch zu schwören hat, dann aber auch vor den Eid, den ein Staat von seinen Bürgern und im besonderen von seinen Amtsinhabern verlangen will oder verlangen muss. Der eine Problemkreis befasst sich also eigentlich mit der Frage nach der persönlichen Glaubwürdigkeit des Juden, der andere aber führt sehr stark ins Zentrum eines christlichen Staatswesens hinein. Wir untersuchen zunächst das erste.

Im Jahre 1839 veröffentlichte Zacharias Frankel (geb. 1801 in Prag, gest. 1875 in Breslau), der führende Rabbiner einer Vermittlerpartei innerhalb des deutschen Judentums, eine Schrift: «Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Hinsicht.» Er griff mit ihr fest in den Kampf hinein, der damals in Sachsen gegen die erniedrigenden Bestimmungen bei der Durchführung jüdischer Eidesleistung ausgefochten wurde.[373]) Auf Grund zahlreicher Berichte wissen wir, dass das Zeremoniell im allgemeinen überall das gleiche war. Der Jude musste in seinem Gebetsornat erscheinen. Es hatten, wenn möglich, zehn Judenmänner dabei zu sein, zum Zeichen, dass vor und in der Gemeinde geschworen wurde. Der Schwörende musste einen Arm bis zum Ellbogen in die geöffnete Thorarolle legen. Die entscheidende Bibelstelle ist 2. Mos. 20, 7: «Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.» Ein Mehreres über das Drum und Dran erfahren wir aus dem zaristischen Russland. Juden konnten sich dort vom Militärdienst befreien, wenn sie einen jüdischen Freiwilligen stellten. Diesem wurde dann der Eid in der Synagoge abgenommen. Der junge Mann musste im Busshemd erscheinen, Gebetsmantel und Riemen (Tallit und Tefillim) tragen und vor den Thoraschrein treten. Dann wurde das gottesdienstliche Widderhorn (Schofar) geblasen, also das Gerichtszeichen, und eine furchterregende Eidesformel vorgelesen.[374]) Bei alledem fragen wir uns, worin denn eigentlich das Entwürdigende bestanden habe. Zunächst wahrscheinlich in älteren Bestimmungen. Im Schwabenspiegel und andernorts wird verlangt, dass der Jude bei seinem Eid barfuss auf eine frische Schweinehaut stehen müsse. Andernorts musste er bis an den Hals ins Wasser eintauchen, von eigentlichen Scheusslichkeiten zu schweigen.[375]) In Zürich, Basel und Winterthur waren die Bestimmungen, wenn ich recht sehe, normal; das heisst, der Jude musste im Beisein eines Rabbi im Gebetskleid auf die Thora schwören.[376]) Man kann sich wirklich fragen: wo hört die Würdigkeit der Eidesleistung des Juden auf, und wo fängt die Entwürdigung des schwö-

renden Juden an? Belehrt uns vielleicht der I n h a l t d e r S c h w ü r e ? In der Regel besteht dieser in einer umständlichen Anrufung Gottes und in sehr umfänglichen Selbstverwünschungen im Falle des Meineides. Die Formel in Zürich ums Jahr 1553 lautete: «Jud, bist du des, so man dich ziecht, unschuldig? Jud, ist die Sag, so du geseit hast, ein Wahrheit? Also helff dir Gott, der Berg und Tal, Laub und Gras und alle Ding geschaffen hat und also helffen dir die Zehen Gebott, die Gott der Herr Herrn Moyses gab auf dem Berg Sinai und also helff dir der hochwürdig Nam Adonaj.» In Basel wurde der Schluss in Reimform gebracht: «Daz helf dir der Gewar Gott Adonaj, der da waz uf dem Berg Synay. Amen.»[377]) Hier hören wir nichts von Verwünschungen. Hingegen ging eine äusserst lange Eidesunterweisung voraus, in welcher allerlei Strafen aus der Heiligen Schrift im Falle der Unwahrhaftigkeit angedroht wurden. Achten wir nun aber darauf, wie der Jude unter sich zu schwören pflegte. Eine solche E i d e s f o r m e l lautet: «Im Namen des einigen Gottes, der heilig ist, der sei gelobt in seiner herrlichen Gegenwart. Ich, N. N. genannt, oder was ich sonst für einen Zunamen haben mag, ein Sohn N's, schwöre zu Gott dem Allmächtigen, dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, dem Gotte, welcher genannt wird Adonai, Elohim, Zeboos, Ehejeh ascher ehejeh, bei dem grossen göttlichen Namen, dem schemschel havaijah, dem wesentlichen Namen Gottes, der Himmel und Erde und alles, was darinen ist, gemacht hat, und bezeuge bei allen Engeln durch Erlaubnis des Gerichts von oben und durch Erlaubnis des Gerichts von unten, dass ... Ich nehme es auf mich in des Gesetzes Bann und in den Bann Josuas und in den Bann mit der Gegenwart Gottes; ich rufe zum Zeugen den allmächtigen Gott und will drei Banne auf mich nehmen, dass ich wahrhaftig schwöre ohne Falschheit, o h n e e i n e n b ö s e n G e d a n k e n , d e n i c h d e n k e n k ö n n t e , n a c h m e i n e r L e h r e , d a s s i c h m i c h k ö n n t e l o s s p r e c h e n l a s s e n v o n d e m E i d e ... Es mögen auf mich kommen alle Zehn Plagen von Aegypten. Ich möge gleich auf der Stelle versinken wie Korah. Es komme über mich der Aussatz Miriams. Es sollen alle bösen Geister und Teufel in mich kommen, wenn ich ein verlogenes Wort rede oder geredet habe. Es sollen mein Haus und Güter, Weib und Kinder gestraft werden mit Schwefel und Pech, wie Sodom und Gomorra gestraft worden sind. Ich soll ewig in der Hölle sein und brennen und nicht bei der Auferstehung der Toten auferstehen. Ich soll in allem Fluch der Welt sein, und wenn nicht alles, was ich geredet habe, Wahrheit ist, so soll alles das Böse über mich kommen, wie ich gesagt habe . . .»[378]) Die Formel ist länger als das hier Gebotene. Der Schwörende muss selbstverständlich im Gebetsornat sein, je nachdem auch in seinem vorgeschriebenen Sterbekleid. An einigen Orten wird auch eine Totenbahre zu Hilfe genommen, um den Eindruck des schicksalhaften Ernstes zu unterstreichen. Wie eindrücklich wirken, von hier aus gesehen,



Abb. 9. Juden vor Gericht schwörend. Holzschnitt aus: Tengler, Laienspiegel.
Augsburg, Othmar, 1509.

die Worte des Herrn in der Bergpredigt: «Ihr sollt allerwege nicht schwören.» — «Eure Rede aber sei ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Uebel» (Mat. 5, 33—37). Es sieht nun so aus, als sei der Eid, den man dem Juden vorschrieb, eher kürzer gewesen als der Eid, den er unter seinen Glaubensgenossen auf sich zu nehmen hatte. Was man also von ihm verlangte, war ein Teil dessen, was er für sich als selbstverständlich ansehen musste. Trotzdem kann der Vorwurf der Entwürdigung von drei Seiten her erhoben werden, erstens wider die ausgesprochen schändliche Erweiterung des äusseren Zeremoniells, also das Stehen auf einer Schweinehaut und anderes. Diese beleidigenden Zutaten sind aber seit Jahrhunderten abgetan worden. Zweitens, dass man dem Juden einen besonderen Eid abverlangt im Unterschied zum Eid der andern Bürger, weniger der Formel nach als vielmehr wegen des Ornates. Dies kann aber nur dann als Entwürdigung empfunden werden, wenn der Jude mit seinen eigenen gottesdienstlichen und synagogal-rechtlichen Ordnungen innerlich und äusserlich gebrochen hat. Man mutet ihm dann etwas zu, was er selber nicht mehr anerkennt. Dies wäre insofern nicht erwünscht, weil er das als einen Zwangseid ansehen könnte, und dieser steht nach der Lehre des grossen Maimonides unter dem Recht eines geistlichen Vorbehaltes. Denkt der Schwörende innerlich etwas anderes, als er unter Druck aussagen und bestätigen muss, so ist das nach dieser Lehre kein Meineid.[379]) Drittens kann der Vorwurf der Entwürdigung erhoben werden, weil der Jude es als Beleidigung empfinden kann, in der Form der Eidesleistung unter besonders auffallende Vorsichtsmassnahmen gestellt zu werden. Aber hier sei erinnert an den eigenartigen Satz im internen Judeneid, wonach unter Umständen eine Eidesentbindung stattfinden könne. Was soll nun das heissen? Ich glaube zweierlei Wege zu erkennen. Der eine ist das Recht der Juden, im Falle eines übereilten Schwures, den er aus unvollständiger Kenntnis der Sachlage geleistet hat, sich von seinem rabbinischen Richterkollegium feierlich lösen zu lassen.[380]) Das andere ist die Kol-Nidre-Zeremonie. Kol-Nidre heisst: Alle Gelübde. Am Abend des Versöhnungstages treten zwei Gelehrte neben den Vorsänger in der Synagoge und sprechen zur Gemeinde: «Mit Wissen Gottes und mit Wissen der Gemeinde in der oberen hohen himmlischen Schule und in der untern hohen Schule auf Erden, erlauben wir, dass das Gebet in Gesellschaft der Uebertreter und Sünder könne verrichtet werden.» Der Vorsänger sagt hierauf: «Alle Gelübde, Bindungen, Verbannungen, Ausnahmen, Enthaltungen, Verschwörungen und wie dergleichen Dinge sonst Namen haben mögen, welche wir von diesem bis auf den künftigen Versöhnungstag angeloben, schwören, zusagen und mit welchen wir uns binden werden, bereuen wir hiermit im voraus. Daher sollen sie hiermit für aufgehoben, erlassen, aufgelöst, vernichtet und ungültig erklärt sein. Unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre keine Schwüre

sein.»[381]) Unser Gewährsmann versichert uns, sicher mit gutem Rechte, dass es sich bei dieser Entbindung von der Worttreue nicht um Eide vor Gerichten und Behörden handle, sondern um Versprechungen im gewöhnlichen Leben. Diese Einschränkung kann aber nicht hindern, dass man hier nun doch veranlasst ist, den Atem einen längeren Augenblick anzuhalten. Die Glaubwürdigkeit des Juden im offiziellen, amtlichen Rahmen wäre demnach sichergestellt, allein seine Glaubwürdigkeit ausserhalb desselben fragwürdig. Was aber am allermeisten staunenswert ist, ist die Lossprechung im voraus. Nicht eine Vergebung rückschauend, sagen wir einmal für erkannte und unerkannte Sünden, sondern richtig a conto für ein ganzes Jahr. Wahrscheinlich wird man mir von jüdischer Seite entgegnen, meine Quellenkenntnis sei hier zu dürftig, um weittragende Folgerungen ziehen zu können. Die eine Seite wird mich dahin belehren wollen, es handle sich nur um Gelübde, «die wir getan haben bezüglich unserer Seele, das heisst unserer Person». Wäre dem wirklich so, so kann niemand verstehen, weshalb dieser Entbindung ein so klarer gottesdienstlicher Rahmen umgetan worden ist. Die andere jüdische Seite versichert umgekehrt, es handle sich bei Kol-Nidre keineswegs um private, eigentlich niemandem bekannt gewordene Gelübde, sondern um feierliche Versprechungen der ganzen jüdischen Gemeinde, sofern dieselben offenbar nicht allen Gliedern bewusst geworden seien. Kol-Nidre verfolge hier ursprünglich den Zweck, auch den im Laufe des Jahres abgefallenen Gemeindegliedern die Gebetsgemeinschaft am Versöhnungstag offen zu halten. Heute aber sei Kol-Nidre lediglich ein Ausdruck der Willigkeit zur Vergebung und der innersten demütigen Vorsicht gegenüber voreiligen Gelübden, die man doch hernach nicht halten könne. Weder die eine noch die andere Auslegung wird aber den nüchternen Erforscher dieser Sache ganz überzeugen können. Die ganze Sache war doch so bedeutsam, dass der Aussenstehende, das heisst in diesem Falle eben auch der Christ, wirklichen Grund hatte, alle Vorsicht walten zu lassen. Darum kostete es so viele Mühe, bis der Jude die Gleichberechtigung erhielt. Darum schlich ihm ein verstecktes Misstrauen wie ein unheildrohender Schatten nach. Darum auch machte man während langen Zeiten eine so auffallende Zeremonie aus dem Judeneid. Denn wenn es um die Frage der Volksgemeinschaft geht, geht es eben auch um die Frage der Glaubwürdigkeit des einzelnen. Man will seiner Wahrhaftigkeit einigermassen sicher sein können.

Ein kurzes Wort noch über die Selbstverfluchungen, von denen wir in diesem Abschnitt nur kleinere Kostproben erhalten haben. Es geht von diesen Fluchkaskaden ein direkter Kanal in das 6. bis 10. Buch Moses. Dort finden wir gleichklingende oder ähnlichgeformte Sätze in reichster Fülle, freilich erweitert mit christlichen Namen unter Anrufung der Maria und der Heiligen, oder am beliebtesten unter

Anrufung des Dreieinigen Gottes. Ich habe den Eindruck, das gesamte Zeremoniell des alten Judeneides innerhalb der Synagoge, nicht einfach ausserhalb derselben, habe unsere Völker stark beeinflusst, und zwar in der Richtung auf die Beschwörung unheimlicher Mächte hin.

Wir kommen nun zum andern Problem des Judeneides. Es handelt sich hier um die Zulassung zur Vollbürgerschaft, zu Aemtern und Ehren innerhalb des Staates, der ihnen Gleichberechtigung gibt, sofern bestimmte Rechte nicht ausgeübt werden können ohne die Leistung eines bestimmten Eides zuvor. Wenn im Jahre 1866 die rumänische Verfassung in Artikel 7 festlegte: «dass nur Christen rumänische Staatsbürger werden können», so waren die Juden so lange ausgeschlossen, bis sie sich entschlossen, vielleicht über die Taufe hinweg, den anderen gleich zu werden und dann auch die christlichen Eide zu leisten.[382]) Die Sache lag auch bei uns in der Schweiz nicht einfach. Kirchlichkeit und Bürgerrecht bedingten sich gegenseitig. Das Taufregister des Pfarrers war auch das Bürgerregister. Die kirchliche Trauung war ein bürgerlicher Rechtsakt, die Teilnahme am Abendmahl ein Ehrenzeichen bürgerlicher Ehrbarkeit.[383]) Hinzu kam jedenfalls in früheren Zeiten der Bürgereid mit den drei erhobenen Schwurfingern, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Der christliche Glaube auf Grund der Heiligen Schrift bei den Protestanten, auf Grund der katholischen Lehre auf der andern Seite, war selbstverständliche Voraussetzung. In einzelnen Ländern Deutschlands vor der Einigung im Jahre 1871 bestand der Brauch, «im Namen Jesu Christi» zu schwören. Soll nun der Jude mitmachen können, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: man lässt entweder verschiedene Eide zu, oder man passt den bisherigen christlich begründeten Eid so der neuen Lage an, dass ihn auch ein Jude leisten kann. Im ersten Fall würde es sich nicht nur um zwei Eidesmöglichkeiten handeln, für den Christen und für den Juden, sondern man hätte noch eine dritte Formel für Freidenker einzuführen. Die letztere gründete dann auf den Glauben an die Glaubwürdigkeit des betreffenden Menschen an sich, trotz dessen Glaubensbekenntnisses zum Nichtglauben.

Es ist lehrreich, in diesem Zusammenhang die Entwicklung dieser Angelegenheit in England anzusehen. Wir befinden uns mitten im 19. Jahrhundert. Der Aemteraufstieg von Juden in England erfolgte nur in langsamer Stufenfolge. Ich zeige die Liste so, dass jeweilen der erste jüdische Amtsinhaber gemeint ist: 1833: Anwalt, 1835: Staatsrat, 1841: Baronet, 1845: Bürgermeister, 1858: Parlamentsmitglied, 1885: Lord, Mitglied des Oberhauses.[384]) Der grosse Nationalökonom und Bankier David Ricardo (1772—1823) hatte eine Christin geheiratet und leistete bei seinem Eintritt ins Unterhaus ruhigen Herzens den vorgeschriebenen christlichen Eid (1819). Ehrlicher ging

der sephardische Jude Isaak Disraeli (1766—1848) vor, indem er einfach die Taufe annahm, was damals in höheren Kreisen Englands offenbar eine gewisse Mode war.[385]) Nach den gewaltigen revolutionären Erschütterungen des Jahres 1848, die freilich England kaum berührten, versuchten die Liberalen in mehrfachem Anlauf, im Parlament die christliche Eidesformel durch eine allgemeine Formel zu ersetzen. Allein, das Oberhaus legte jedesmal sein Veto ein. Der Lordkanzler Truro sagte einmal zum Oberhaus: «Einst hat Gott das Herz des Pharao verhärtet, auf dass er die Israeliten nicht aus seinem Lande ziehen lasse; ich will hoffen, dass Gott die Herzen der Peers von England nicht dermassen verhärten wird, dass sie nun den Israeliten den Einzug in die gesetzgebende Versammlung des Landes verwehren.» 1850 wurde Lionel Rothschild von der Londoner City ins Unterhaus gewählt. Er leistete den Eid mit der Hand auf der Bibel so, dass er die vorgeschriebenen Worte «nach dem wahren Glauben eines Christen» einfach ausliess. Hierauf teilte ihm der Speaker des Hauses mit, ein solcher Eid sei ungültig und er habe das Unterhaus zu verlassen. Ein Jahr später wollte Alderman David seinen Eintritt ertrotzen. Es gelang ihm jedoch nicht, und er musste wegen Ungehorsams fünfhundert Pfund als Busse erlegen. Einen neuen Vorstoss unternahm Benjamin Disraeli (Lord Beakonsfield), der im Jahre 1804 geborene Sohn des oben genannten Isaak Disraeli. Er war seit 1837 Parlamentsmitglied und von 1848 an führende Persönlichkeit der englischen Konservativen, später Premierminister. Die Taufe hatte er früh empfangen. Allein, auch er drang gegenüber dem Oberhaus nicht durch. Erst das Jahr 1858 brachte den Sieg der neuen Zeit. Die Bill über den Parlamentseid erhielt Gesetzeskraft. Lionel Rothschild wurde nun zugelassen. Er ersetzte beim Eid die oben genannten Worte mit dem Satz: «So wahr mir der Herr helfe.»[386]) Es sieht so aus, als handle es sich bei diesem Hin und Her entweder bloss um die Verteidigung uralter Traditionen auf der einen und um den Kampf für Glaubens- und Gewissensfreiheit auf der andern Seite. In Wirklichkeit aber ging es doch auch hier um das Ideal des christlichen Staates, das heisst also: um bestimmte Umgrenzungen der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Sind die geistigen Fundamente eines Staatswesens christlich, so kann es folgerichtig nur eine Gleichberechtigung innerhalb der eigentlichen staatlichen Verantwortung und Machtausübung geben. Gewährt jedoch der Staat volle Gleichberechtigung ohne Einschränkung und auf allen Gebieten, so müssen alle Staatsämter den Vertretern jedes Glaubens- und Unglaubensbekenntnisses offenstehen. Der Staat hat damit grundsätzlich aufgehört, ein christlicher Staat zu sein. Es ist um des gerechten Urteils willen überaus wichtig, dass wir diesen Zusammenhang erkennen und anerkennen, weil man sonst jedes Misstrauen und jeden Widerstand gegen die Gleichberechtigung der Juden als Antisemitismus zu werten versucht ist. Dass die Juden und andere Gegner des

christlichen Staatsgedankens nur zu leicht mit diesem Vorwurf auf den Plan traten, ist von hier aus wohl verständlich. Der Vorwurf ist aber ungerecht, weil der Widerstand nicht dem Hass gegen die Juden, sondern dem Willen zum christlichen Staat entsprang.

In Preussen war es ganz besonders das Königshaus, verbunden mit der Oberschicht und dem christlichen Bürgertum, welches so lange, als es irgendwie anging, das Ideal des christlichen Staates verteidigte. Das hatte zur Folge, dass die Juden bis tief ins 19. Jahrhundert hinein unter einschränkenden Gesetzen leben mussten und so immer stärker zum Kampf für ihre Gleichstellung gereizt und sich zu einer gewissen Gegnerschaft wider die Monarchie getrieben sahen. 1830 wurden die Schranken gegen die Juden noch erhöht. Schulämter und Professuren konnten sie wohl erlangen, freilich nur unter der Bedingung der Taufe. Im Heer kamen Juden nur bis zum Grad eines Unteroffiziers. Zeitweilig verbot man auch das Annehmen christlicher Vornamen.[387]) Friedrich Wilhelm IV. folgte hierin durchaus der Politik seines Vaters. In einem Reskript anfangs der Vierzigerjahre schrieb er: «Es ist nicht Unser Wille, die Juden in Beziehung auf die politischen Rechte Unsern christlichen Untertanen völlig gleichzustellen und die Juden zu Aemtern zu befähigen, welche ihnen obrigkeitliche Gewalt über Unsre christlichen Untertanen gäben.» Als dann aber der Sturm von 1848 vorüber war, mussten doch mehr Zugeständnisse gemacht werden. In den «Grundrechten des deutschen Volkes» wurde in Paragraph 16 bestimmt, dass der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte durch das religiöse Bekenntnis weder bedingt noch beschränkt werde und dass dieses den staatsbürgerlichen Pflichten keinen Abbruch tue. Die deutsche Nationalversammlung beschloss hierauf, allen Religionsgesellschaften volle Freiheit der Verwaltung ihrer Angelegenheit zu gewähren, nur dass sie sich den Staatsgesetzen fügen sollten. Damit war das Ideal des christlichen Staates aufgegeben, weil nun der Staat allen Religionsgenossenschaften gleich neutral gegenüberzustehen hatte. Infolgedessen wurde auch der Judeneid abgeschafft, indem man für alle Bürger die gleiche Eidesformel aufstellte. Ein letzter Anlauf in der preussischen Kammer durch den Grafen Arnim, die Kammer möge erklären: «Die christliche Religion ist die des preussischen Staates», wurde einhellig abgewiesen.[388])

Es ist hier nicht der Ort, über Wert oder Unwert des Ideals eines christlichen Staates zu sprechen. Aber eines soll doch aus unsern Darlegungen deutlich geworden sein: dass das eigentliche Ende dieses Ideals im politischen Sinn mit der Gleichstellung der Juden in engstem Zusammenhang steht. Der Judeneid aber ist in diesem Problemkreis der Mittelpunkt. Wer ihn ausschaltet, verändert das Ganze endgültig.

48. Das Schächten

Wir sind schon mehrmals auf die besondere Art der Tierschlachtung durch die Juden gestossen. Die jüdische Lehre und Tradition verlangt, dass dem geschlachteten Tier alles Blut entzogen sein muss, damit das Fleisch kultisch rein (koscher) sei. Zu diesem Behuf werden die Tiere an den Beinen aufgezogen und mit einem Halsschnitt zum Verbluten gebracht. Es mag überflüssig erscheinen, im Rahmen dieses Buches dieser Angelegenheit ein ganzes Kapitel einzuräumen. Aber es ist doch meist so, dass mit Vorliebe an Nebendingen die Hauptsachen vordemonstriert zu werden pflegen. Das «Schächten» und der Begriff «koscheres Fleisch» ist doch etwas von dem Wenigen, was man im Volk von jüdischen Dingen weiss, und so kann sich gerade hier allerlei Abneigung, ja eigentlicher Antisemitismus entzünden. Deshalb müssen wir hier auch davon in Kürze sprechen. In der Schweiz bestanden im Jahre 1888 in mehreren Kantonen Schächtverbote. Der Bundesrat erklärte dieselben als unvereinbar mit Artikel 50 der Bundesverfassung: «Die freie Ausübung gottesdienstlicher Handlungen ist innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und der öffentlichen Ordnung gewährleistet.» Der Bundesrat begründete sein Urteil mit dem Hinweis, das Schächten sei keine Tierquälerei. Nun aber standen die Tierschutzvereine auf und entfalteten eine starke Volksbewegung wider die Zulassung der Schächtung. Es verbanden sich mit ihnen und vielleicht auch in ihren Reihen die antisemitischen Kreise der Schweiz. So stand man nun vor einem an sich nicht uninteressanten Problem: der Verbindung des Schächtens mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit und der Ausübung der religiösen Pflichten einerseits und der Uebertragung des Humanitätsgedankens auf die Behandlung der Schlachttiere anderseits. Wir erinnern uns an die geistigen Kräfte des 18. Jahrhunderts, welche zuletzt die Juden aus den Ghettos in die Gleichberechtigung führten. Unter ihnen war sicher die Menschlichkeit, der Respekt vor dem anderen Lebewesen, verbunden mit Barmherzigkeit, eine besonders schöne Blüte. Jetzt aber wollen nichtjüdische Kreise diese Menschlichkeit und Barmherzigkeit auch auf die Tierwelt ausdehnen, kommen hierbei mit den jüdischen Schlachtgesetzen in Konflikt und werden von den Juden an dieser Ausdehnung gehindert. Man lebt also selber von den Segnungen der Humanität, allein man will die Freiheit haben, der Humanität im eigenen Verhalten in dieser Richtung eine Grenze zu ziehen, selbstverständlich aus Glaubensgründen. «Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs» lesen wir im Buch der Sprüche (12, 10). Natürlich geht es nun um die Frage, ob das Schächten eine Tierquälerei sei oder nicht. So wurden denn alle erdenklichen medizinischen Autoritäten und Schlachthausdirektoren im In- und Ausland so und so mobilisiert. Die Rabbiner der Schweiz richteten im August 1893

einen Aufruf an alle Pfarrer und Priester der Schweiz, in welchem sie dieselben dringend baten, ihren Einfluss dafür einzusetzen, dass in dieser hochwichtigen Angelegenheit die Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht angetastet werde. «Ist einmal durch einen so schwerwiegenden Präzedenzfall entschieden, dass Andersgläubige bestimmen dürfen: das gehört zum Glauben einer Kirche und jenes nicht, so ist niemand mehr seiner Religion sicher. Die ersten Opfer eines solchen Vorgehens wären allerdings die Juden.» Diese rechtliche Ueberlegung des Rabbinates war sehr richtig. Antisemitismus und Antichristentum sind Geschwister. Aber man muss nun doch auch die Gegner des Schächtens einigermassen verstehen. Es waren nicht nur Gründe des Tierschutzes, welche sie in ihrer Stellungnahme bestimmten, und sicher auch nicht bloss Gegnerschaft wider die Juden, sondern auch die mehr als häufige Wahrnehmung, dass überaus zahlreiche Juden sich längst nicht mehr an die Speisevorschriften der talmudischen Ueberlieferung hielten. Sie assen nicht nur unkoscheres Fleisch, sondern liessen sich auch dann und wann Schinken servieren. Demgegenüber betonten freilich die Rabbiner: «Die gesamten jüdischen Gemeinden der Schweiz haben wiederholt darauf hingewiesen, dass keine jüdische Gemeinde auf dem ganzen Erdenrund existiert, welche nicht unter ihren Institutionen in erster Reihe die des Schächtens zähle.» Sie betonten auch, dass siebzig Koryphäen der Physiologie und Veterinärkunde aus ganz Europa den Nachweis geführt hätten, dass das Schächtungsverfahren «zu den besten, sichersten und schnellsten Tötungsarten zu zählen sei». Die Verfassungsinitiative kam nun aber in der Volksabstimmung vom 20. August 1893 zustande. Annehmende Stimmen waren: 191 527, ablehnende Stimmen: 127 101; annehmende Stände 11½. Von 668 913 hatten 328 983 den Weg zur Urne getan, insgesamt 49,2 %; infolgedessen wurde Artikel 25bis in die Bundesverfassung aufgenommen. Er lautet: «Das Schlachten der Tiere ohne vorherige Betäubung vor dem Blutentzuge ist bei jeder Schlachtungsart und Viehgattung ausnahmslos untersagt.» Ob ein solcher Artikel über eine bestimmte Schlachtungsart eine besondere Zierde einer Verfassung sei, darüber kann man verschiedener Meinung sein.

Das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement erliess am 20. März 1943 die Verfügung, dass rituelle Schlachtungen in vier öffentlichen Schlachthäusern der Schweiz unter Aufsicht eines amtlichen Tierarztes gestattet seien nach vorausgegangener elektrischer Betäubung des Schlachttieres. Hingegen dürfe dieses Fleisch nur an Juden verkauft werden.[389])

49. Die Anpassung der Juden an ihre Umwelt

Als die Wellen der Französischen Revolution auch ins Rheinland schlugen, zog die christliche Bevölkerung von Bonn zum Judenquartier, zerschmetterte mit Aexten die Tore des Ghettos und feierte den Tag mit der festlich gekleideten Judenschaft auf Grund der Ideale: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.[390]) Diese sinnbildliche Handlung des beidseitigen Entgegenkommens wiederholte sich im Laufe der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts noch öfters. Es wurden hierbei nicht nur Tore eingeschlagen, sondern Grenzen beseitigt. Zwei bis dahin sehr verschiedene Welten sollten sich und wollten sich finden. Bei diesem Entgegenlaufen von beiden Seiten hatten aber die Juden einen weiteren Weg zurückzulegen als die Christen. Es gab auf diesem Weg mehrere Stationen. Wer vollends die eine oder andere Station in flüchtiger Anpassungssucht übersprang, trug die Spuren solcher Eile unverkennbar an sich und musste hintendrein allerlei nachholen. Man nennt diese Bewegung innerhalb des Judentums Emanzipation, das ist Selbstbefreiung von gewissen Fesseln, und Assimilation, das ist Anpassung an die Umwelt. Die Geschichte dieses Herauskommens der Juden aus ihrem bisherigen Leben und Wandel ist überaus bunt, aber, im Grunde genommen, nicht sonderlich interessant. Wir werden sowohl in diesem als auch in folgenden Kapiteln das Wesentliche dieser Entwicklung herausgreifen, nicht aber über Gebühr auswalzen.

Dass man auf der Gegenseite nicht nur Beifall klatschte, ist begreiflich. Wenn die Juden mit einem Male in den sonst nur von Christen bewohnten Quartieren Häuser mieteten, kauften oder gar bauten, wenn sie in Konzerten und öffentlichen Feiern nunmehr ebenbürtig auch mit dabei waren, wenn sie alle Strassen und Anlagen der Städte mitbenutzten, wenn ihre Kinder gemeinsam mit Christenkindern die Schulen besuchten, so war das für die Zeit zwischen 1800 und 1850 eine einschneidende kulturelle Umwälzung. Frau Rat Goethe in Frankfurt schrieb im November 1808 an ihren Sohn J. W. Goethe in Weimar: «Unser gnädigster Fürstprimas erlaubte ihnen (den Juden) zum Anfang seiner Regierung, die Spaziergänge vor den Toren mit den Christen gemeinschaftlich zu gebrauchen. Da bildeten sie sich nun ein, dass es immer so weitergehen würde, und sie sahen die Tore des neuen Jerusalem sich öffnen.»[391]) Schärfer als diese ironische Schilderung war die schroffe Ablehnung der ganzen Gleichstellung durch den deutschen Philosophen J. G. Fichte. In seiner Schrift über die Französische Revolution (1793) sagte er, es wäre gefährlich, das Staatsbürgerrecht Menschen einzuräumen, die «von uns verschiedene Sittengesetze haben». Ferner: «Menschenrechte müssen sie haben, aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe

ich kein anderes Mittel als das, ihnen in einer Nacht die Köpfe abzuschlagen und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee ist. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern und sie alle dahin zu schicken.»[392])

Es fällt einem Christen schwer, sich auch nur ein wenig in die Lage der Juden jener Zeiten zu versetzen. Tausende von ihnen mussten und wollten von ihrer Vergangenheit frei werden, das hiess: andere Kleidung, andere Sprache, andere Haltung, andere Bildung, andere Möglichkeiten. Dieses Neue fiel gewiss oft genug lächerlich, übertrieben und forciert aus. Dieser Krampf des Anders-sein-Wollens prägt weithin den Judentypus jener Zeiten, besonders in den Großstädten. Nicht wenig von dem, was man als das ausgesprochene Berlinertum in der weiten Welt ansah, war nichts anderes als Deutschtum, durch Juden gespielt, aber eben im Ernst gespielt. Für sie war es kein Theater, sondern erfüllter Traum. Man kann aus allen europäischen Ländern, mit Ausnahme der Schweiz, Belege für diesen Anpassungskrampf beibringen. In der Schweiz fehlt all das, weil unsere Judenheit, als sie die Gleichberechtigung erhielt, verschwindend klein war. Um so mehr konnte man bei uns die ausländischen Assimilanten an den Kurorten sehen und geniessen. Aus der Zeit 1839/40 tönt uns eine Stimme aus Ungarn entgegen. «Wir werden uns mit Freuden in die magyarische Nationalität versenken; wir werden ihre Sprache sprechen, ihre Lieder singen, und die bezaubernden Klänge ihrer Dichter werden uns an die neu gewonnene Heimat binden»,[393]) jubelt ein Jude, dem es Bedürfnis ist, zu zeigen, wie ehrlich er seinen Sprung aus dem Ghetto in die christliche Kulturwelt vollzogen hat. Es liegt in alledem beinahe etwas Kindliches, eine gewisse gerissene Täppigkeit, die völlig ahnungslos Dinge tut und Dinge sagt, welche auf der Gegenseite genau das Gegenteil von dem bewirken können, was man beabsichtigte. Denn diese andere Seite war auch nicht nur von den Folgen der Gleichstellung der Juden erbaut. Besitz, Ehre, Namen, Stellung, Verkehr mit Gleichgestellten, hier hatte man sie. Das waren festgefügte, traditionsbeschwerte Kulturtürme. Wenn nun der Jude das auch will, wiewohl er von Haus aus von alledem nichts hat, wie soll er dennoch dazu kommen? Es gibt für ihn nur einen Weg, einen unheimlich sicheren und zugleich unheimlich seelenzerstörenden: das Geld. Alles, was mit Geld erkauft werden kann, steht dem Juden offen. Das andere ist ihm versagt, weil er Jude ist oder auch weil er selber unter anderer Gestalt immer als Jude gesehen wird. Soweit Geldbewertung und Geldmacht reichen, fühlt er sich innerhalb der fremden Umgebung sicher. Jenseits dieser Grenzen, und es gibt auch innerhalb der europäischen Gesellschaft solche Grenzen, ist er verloren und für nichts gewertet.[394]) In einer ausgesprochen kapitalistischen Wirtschaftsordnung wird also

der Jude ausgezeichnet schwimmen und zu dem kommen können, was er wünscht: zur Gleichstellung, ja unter Umständen sogar zur Höherstellung als seine Umgebung. In einer Welt, die dem Mammon nicht verfallen ist, muss sich der Jude völlig anders entfalten, jedenfalls mehr geistig. Hiebei rechne ich den Sozialismus durchaus zur Welt des echten Kapitalismus, trotz seines antikapitalistischen Orchesters. Seine Ziele waren von Anfang an einerseits der Staatskapitalismus, anderseits die Verlagerung des Besitzstandes aus den oberen Schichten in die unteren, also lediglich eine Besitzumkehrung, wiederum durchaus auf mammonistischer Einstellung beruhend. Was dabei von Solidarität und Gemeinschaftsgesinnung gesagt wird und gesagt werden muss, ist nur notwendiges Mittel zum Zweck. Das sind Hilfsideale. Wir werden diesen Problemen später noch begegnen, wenn wir die Juden als Bannerträger der Freiheit durch das 19. Jahrhundert marschieren sehen.

Etwas vom Auffallendsten der jüdischen Anpassung an ihre Umwelt war die Namensänderung. Wir müssen bei ihr nicht darum sorgfältig vorgehen, weil die Beleuchtung dieser Erscheinung unterhaltsam sein kann, sondern weil hier wieder einer der Punkte ist, den jedermann sieht und hört, an dem sich Judenhass entzündet und an welchem sich das Gespräch über jüdische Probleme am ehesten entwickelt. Wir begegnen Namensänderungen im jüdischen Kulturkreis bereits im Altertum. Esther (siehe das Buch im Alten Testament) stammt vom Götternamen Ischtar. Mardochai heisst Mardukverehrer (Esra 2, 2, und Esth. 2, 5). Beide Namen stammen aus der babylonischen Assimilation der Juden.[395]) Damit, dass der griechische Kulturkreis immer mächtiger wird, finden wir Gräzisierungen jüdischer Namen. Ein Jesus wird zu einem Jason, ein Joseph zu einem Justus, ein Eljakim zu einem Alkimos.[396]) Interessanter wird diese Sache in der neueren Zeit. Napoleon I. verlangte, dass die Juden Frankreichs französische Namen annähmen. Da man aber auf jüdischer Seite dem Stern des Korsen offenbar nicht ganz traute, redeten sie von «noms de guerre». Ja, als sie die Gefahr sahen, dass sie ihre Söhne als Soldaten Napoleons hingeben mussten, liessen sie öfters ihre Knaben auf Mädchennamen einschreiben, nach altjüdischem Brauch, dass Namensänderung in Zeiten der Gefahr berechtigt sei.[397]) Selbstverständlich entpuppten sich diese vermeintlichen Mädchen, als die Gefahr vorüber war, wieder als richtige Judenbüblein.

Eigentliche Not, und zwar bleibende, schädigende Not, entstand dann aber für die Juden besonders in Osteuropa, als man sie von Staats wegen, im Zusammenhang mit der Besserstellung, zwang, deutsche Namen anzunehmen. Die Mehrzahl dieser Juden verstand kein Deutsch. Sie sprach Hebräisch und Jargon, vielleicht auch Polnisch oder eine andere Ostsprache. Aber Deutsch war fremd und bedeutete ausserdem

Abfall vom jüdischen Glaubensstand. Als in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein junger Bleichröder in Berlin von seinen Glaubensgenossen dabei ertappt wurde, wie er ein deutsches Buch auf sich trug, musste er auf Befehl der jüdischen Gemeinde Berlin verlassen.[398]) In chassidischen Kreisen von Osteuropa galt es als schwere Sünde, in einem deutschen Buch schon an sich, und darüber hinaus noch von links nach rechts zu lesen. Bekanntlich liest man die hebräische Sprache von rechts nach links, und die Titelseite eines Buches ist hinten.[399]) Die Unkenntnis der deutschen Sprache rächte sich nun bei der Namengebung in der Weise, dass die betreffenden Beamten den Juden Namen ganz nach ihrem eigenen persönlichen Geschmack und Bildungsstand beilegten und dass die armen Juden meist keine Ahnung von der Bedeutung dieser Namen hatten. Der Zwang zur Namensänderung geschah in Oesterreich 1787, in Russland 1808, in Preussen 1812, in Polen 1821, in Posen 1833. In Polen erhielten alle Säumigen durch die Behörde Namen einfach anbefohlen. Tun wir von hier aus einen raschen Blick in die neueste Zeit. Durch einen Runderlass des preussischen Innenministeriums vom 25. Juni 1934 wurde bestimmt, dass nichtarische Namen nur im Falle der Anstössigkeit geändert werden dürften; ferner dass nur eine Aenderung auf einen andern nichtarischen Namen gestattet sei.[400])

Es ist leicht abzusehen, welches Unheil durch dieses Zusammentreffen der fremden Judenwelt mit der deutschsprechenden Kulturwelt in dieser Hinsicht angerichtet wurde. Ich schöpfe aus jüdischen Quellen. Es soll kein Leser meinen, ich leiste mir dumme Witze, wenn ich folgende Beispiele bringe: Rosalie Misthaufen, geborene Goldenthal. Recha Veilchenduft, geborene Kanalgeruch. Jenny Löwenhaupt, geborene Ochsenschwanz. Ich lese in einem jüdischen Roman unserer Zeit vom Besuch in einem Vergnügungslokal in Wien. «Die Witze waren nicht neu. Sie waren nicht witzig. Und jüdisch an ihnen war nur jene selbstbefleckende Humorigkeit, die einen Witz schon jüdisch findet, wenn die bewitzelten Personagen mit Namen behaftet werden wie Mojsche Hosenknopf, Schlojme Wassergeruch oder Isidor Kanalgitter.»[401]) Wenn es nun immerhin bei dieser ersten Namensänderung geblieben wäre, so hätte man ein festes Bild, allein zur ersten konnte später eine zweite und dritte kommen, von Land zu Land. Wir stehen damit vor der Erscheinung der gewollten Namensänderung der Juden. Ist das nur noch Anpassung? Versuch der Gleichstellung? Ist das nicht vielleicht auch etwas anderes? Nach jüdischem Glauben ist Namensänderung Schicksalsänderung. Der Jude empfindet hier durchaus wie Glieder fremder Völker und Religionen, die noch ein Bewusstsein davon behalten haben, dass der Name etwas sagt, etwas bedeutet, dass er Geistträger und somit auch irgendwie Schicksalsträger sein soll. Lidzbarski, dem wir so viel Wertvolles an Wissen aus der

jüdischen Welt verdanken, erzählt, dass in seiner Umgebung eine kranke Tochter, als sie in Todesgefahr schwebte, schnell von einer andern Familie adoptiert wurde, um sie so dem Zugriff des bösen Geistes zu entziehen. Adoption ist aber Namensänderung.[402]) Wer jedoch seinen Namen eigenmächtig ändert, vollzieht nicht eine objektive Schicksalsänderung, sondern er versucht auch subjektiv eine Schicksalswendung herbeizuzwingen. Gewiss, es kann in diesem Vorgehen auch ein Bekenntnis liegen, ein Glaubensbekenntnis. Wir werden an die bewusste Annahme von christlichen Namen durch die Glieder heidnischer Völker erinnert, wenn sie die christliche Taufe annehmen. In der Regel werden hier biblische Namen bevorzugt. Diese «Umtaufung» ist um so berechtigter, weil heidnische Namen durchgehend dämonisch beschwert sind. Die Taufe auf dem Missionsfeld soll zum Ausdruck bringen, was Paulus den Christen in Korinth schreibt: «Ist somit jemand in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.» (2. Kor. 5, 17.) Nun aber sehen wir den Vorgang einer teilweise bekenntnismässigen Namensänderung auch hier im Rahmen der Judenfrage. Leo Bronstein ändert seinen Namen in Leo Trotzki. Meier Henoch Wallach, oder auch Finkelstein, ändert seinen Namen in Maksim Litwinow.[403]) Ein Rapagnetta verwandelt sich in Gabriele d'Annunzio, ein Morris Cohen in Georg Brandes. Ein besonders lehrreiches Beispiel ist Eduard Karl Oskar Theodor Schnitzer. Dessen Vater hiess Lebel. Er liess sich umbenennen in Louis Schnitzer. Sein Sohn erhielt die Beschneidung und wurde Isaak genannt. Als er fünf Jahre alt war, starb der Vater, und die Mutter, damals in Neisse, wurde mit ihrem Sohn evangelisch. Das war im Jahre 1846. Der kleine Isaak, der nun die obigen gut deutschen Namen hatte, trat in die Dienste der ägyptischen Regierung. Er wurde pro forma Mohammedaner, erhielt den Titel Pascha und ist als bekannter Afrikaforscher unter dem Namen Emin Pascha in die Geschichte eingegangen.[404]) Die Eltern des vielgelesenen Schriftstellers Emil Ludwig waren Hermann Cohn in Breslau und Valeska, geborene Friedländer. Der deutsche Dichter, der vor Zeiten ungezählte Jünglingsherzen berauschte und manchen jungen Mann zum Spotten verleitete, Heinrich Heine, hiess ursprünglich Chaim Bückeburg. Ich bringe diese Liste nicht mit dem Hintergedanken, dem Leser sagen zu wollen: das sind also Juden. Es kommt mir nur darauf an, belegende Beispiele aus dem Gesichtskreis des Lesers zu geben, damit sich die nötige Anschaulichkeit einstelle.[405])

Sprengen wir nun aber den Horizont, der bis dahin eigentlich nur unsern engeren Kulturkreis und die Länder der deutschen Sprache umspannte. Blicken wir auch über den Kanal, ja über den Ozean, und sehen wir einmal in die möglichen und vollzogenen Namensänderun-

gen hinein, indem wir uns die Frage vorlegen, was das nun hier zu bedeuten habe. Anglisierungen sind ganz begreiflich. Das hat mit der Judenfrage nichts zu tun. Andere Leute machen das auch. Als Beispiele nenne ich: Untermayer = Untermyer, Silber = Silver, Tannenbaum = Tennenbaum, Manasseh = Massey. Die Sache wird aber anders, wenn sich die Charlotte Goetz in England, geb. 1771, gest. 1833, Yates nennt. Sie heiratete den sephardischen Juden Lopez (1755—1831). Dieser liess sich 1802 taufen und wurde Parlamentsmitglied und erhielt den Titel eines Baronets.[406]) Ich lasse nun eine Liste von Namensänderungen folgen, wozu ich bemerke, dass dies nur ein winziger Ausschnitt aus der Fülle dieser Erscheinungen ist.

Aaron = Arnold
Abraham = Miller, Paine, Willis
Askenazi = Hunter
Benjamin = Greyham, Neville
Daniels = Harrison
Dünkelsbühler = Dunkan
Guggenheim = Gregory
Kirsbaum = Knight
Löwenstein = Livingston
Nathan = Norbury
Schlesinger = Sinclair
Schönfeld = Cambell
Schwabacher = Shaw
Sonnental = Standley
Vidal = Sealy
Wolf = Ward [407])

Wenn nun der Leser aus dieser Liste den Schluss ziehen wollte, dass derjenige Harrison, oder Sinclair, oder Shaw, von denen er allerhand weiss, eben nun doch ein Jude sei, so irrt er. Nicht diese Harrison, Sinclair, Shaw sind die und die Juden. Sondern Juden, die ursprünglich Daniel, Schlesinger und Schwabacher hiessen, nahmen solche englische oder amerikanische Namen an. Das war nur möglich auf Grund grosser persönlicher Freiheit in einem durchaus liberalen Zeitalter und in sehr freiheitlich aufgebauten Staaten. Denn, dass sich in alledem nicht nur Anpassung an die Umgebung wiederspiegelt, sondern da und dort auch eine gewisse Tarnung, kann nicht geleugnet werden. Das ist kein antisemitisches Urteil, sondern Feststellung einer geschichtlichen Tatsache. Jedenfalls ist man hier beinahe versucht, zu sagen: der Name ist vergangen, aber es ist nichts neu geworden. Ich weiss wohl, wir bewegen uns hier in den ausgesprochenen Niederungen, ja in nächster Nähe der Sümpfe der Judenfrage. Es sei mir darum erlaubt, hier eine sichtbare Warnungstafel hinzupflanzen. Es klingt mancher Name jüdisch und hat dennoch keinerlei Beziehungen zu jüdischen Belangen. Alttestamentliche Vornamen zu geben ist auch guter christlicher Brauch. Hier wird viel gesündigt von seiten täppischer und gewissenloser Judenhasser. Möge uns hier ein Beispiel zur Klärung helfen. Ein bekannter Warenhausbesitzer in England trägt den Namen Levi Zeigler. Eine seiner Töchter heiratete Curzon of Kedleston, Vizekönig von Indien. Jener Zeigler nun ist durchaus kein Jude, er stammt vielmehr vom holländischen Calvinisten James van Leiter ab.[408])

Zum Schlusse hören wir noch den hübschen Bericht einer polnischen Jüdin über ihre Erlebnisse mit der Namensänderung nach ihrer Uebersiedelung in die Vereinigten Staaten. Er zeigt uns in bester Weise, wie die Anpassung an die Umgebung im Rahmen einer kleinen Familie erlebt und erlitten wurde. «Mit unseren schmählichen Einwandererkleidern legten wir auch unsere unmöglich klingenden hebräischen Namen ab. Amerikanische Freunde von uns, die schon einige Jahre Erfahrung hinter sich hatten, versammelten sich, steckten die Köpfe zusammen und ersannen amerikanische Namen für uns. Die Namen, für die sich kein annehmbares amerikanisches Aequivalent finden liess, wurden mitleidlos beiseite getan. Man war schon zufrieden, wenn sich die Anfangsbuchstaben beibehalten liessen. Meine Mutter, die einen schwer übersetzbaren Namen hatte, wurde mit dem abgebrauchten Annie gestraft. Fetschke, Joseph und Deborah kamen mit Frieda, Joseph und Dora davon. Was mein armes kleines Ich betrifft, so wurde es einfach betrogen. Der Name, den ich erhielt, war kaum neu. Mein hebräischer Name lautete Maryasche, abgekürzt Maschke (das russische Maria), und unsere Freunde meinten, dass man ihn als Mary im Englischen beibehalten könne. Das war für mich eine bittere Enttäuschung, denn ich hatte mich darauf gefreut, einen fremdklingenden amerikanischen Namen wie die andern führen zu können. — Aber ich vergesse, dass mich mein Nachname entschädigte. Bei meiner Ankunft hörte ich, dass mein Vater nicht anders als Mr. Antin angeredet wurde, was in Polotzk nur bei feierlichen Anlässen zu geschehen pflegte. Ich hiess also Mary Antin und kam mir höchst wichtig vor mit einem so würdigen Titel. Das war doch echt amerikanisch, dass selbst ganz einfache Leute auch wochentags ihren Nachnamen führten.»[409])

XI.

KIRCHE UND SYNAGOGE

50. Der Abfall vom Judentum

Nicht eine Geschichte des Judentums im Abriss soll in diesem Buch dargeboten werden, aber es ist meine Absicht, aus der Geschichte der Juden gewisse grundsätzliche Fragen zur nötigen Abklärung zu bringen. Wer also den Abfall vom Judentum durch die Annahme der christlichen Taufe, durch Mischehen und später durch den Uebertritt in die Konfessionslosigkeit in Form von Statistiken sehen möchte, muss sich an die betreffenden Geschichtswerke halten. Er wird dann freilich bald entdeckt haben, wie schwankend dieses Material ist. Sofern wir der Zahlen bedürfen, soll es sich nur um ein Mindestmass handeln. Der Abfall vom Judentum hängt mit seinem Kampf um die Gleichberechtigung aufs engste zusammen. In höheren Kreisen war er durch die Lockungen der europäisch-christlichen Kultur im Anfang des 19. Jahrhunderts bedingt. Bestärkt wurde er durch die Reaktion wider die Durchführung der Ideale der Französischen Revolution nach dem Wiener Kongress, indem während eines halben Jahrhunderts der einzig mögliche Weg zur Gleichberechtigung krampfhaft nur über die christliche Taufe geleitet wurde. Am allermeisten gewann er an Boden, als nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) das heissersehnte Ziel der völligen Gleichstellung in den Ländern Europas endlich erreicht war, die Zivilehe eingeführt wurde, die inneren Reformen der Synagoge zum Abschluss gekommen waren und so der Weg zur Synagogentüre hinaus für jeden Juden wirklich offen stand, offen ganz besonders auch für Ehen mit Nichtjuden oder Nichtjüdinnen. Die Probleme dieses Kapitels umspannen also im wesentlichen den Zeitraum von 1799 bis 1875.

Leider ist alles nur zu wahr, was über die Annahme der Taufe durch recht viele Juden von einem Beurteiler dieser Lage geschrieben

wird: «Bei der Sucht, eine Rolle zu spielen, geachtet zu werden, ist die Taufe so lange eine Notwendigkeit, als die jüdische Gemeinschaft nicht nur fremdartig, sondern als minderwertig den Deutschen und ihnen selbst erscheint. Die Taufe der Wohlhabenden ist der Ausdruck ihres Strebens, über das Erreichte empor zu kommen. Auf das Butterbrot der Konversion bekommt man, wie Nordau [410]) einmal sagte, alles gestrichen. Sie ist das Entreebillett zur besten Gesellschaft, zu den Quellen der Macht. Letzten Endes ist dieser Vorgang nichts anderes als ein Versuch, aus dem sich entwurzelnden Judentum mit einem kühnen Sprung ins andere Lager zu springen.»[411]) Wäre die Gleichstellung der Juden in unsern Ländern bereits um 1800 durchgeführt worden, so hätten wir nicht die betrübliche Tatsache einer eigentlichen Taufepidemie am Anfang des 19. Jahrhunderts, gleich belastend für die Synagoge wie für die betroffenen und beteiligten christlichen Kirchen, gehabt. Im Jahre 1799 wurde unter dem Berliner Rabbiner David Friedländer an Propst Teller ein Sendschreiben mit der Bitte um eine Einheitsbasis zur Verständigung gerichtet. Die Ideen eines Mendelssohn, eines Lessing und anderer hatten gewirkt. Der Salon der schönen Henriette Herz mag mitbestimmend gewesen sein. In ihm verkehrten einerseits die beiden Humboldt, Graf Bernstorff, Nikolai, Rammler, Prinz Louis Ferdinand von Preussen, anderseits die spätere Gattin Friedrich Schlegels, Dorothea Mendelssohn; die nachmalige Frau Varnhagens von Ense, Rahel Levin und andere jüdische Damen. Nicht vergessen sei der führende protestantische Theologe jener Zeit, Daniel Friedrich Schleiermacher (1768—1834). Wiewohl der Ton in diesem Kreis bis zur Frivolität leichtfertig war, nannten sie ihre Gemeinschaft trotzdem: Tugendbund.[412]) In jenem Sendschreiben wurde Probst Teller eingeladen, die gemeinsame Basis auf die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit und die Tugend festzulegen. Zugleich wolle man alle Dogmen, sofern sie der Vernunft zuwider seien, als nebensächlich betrachten. Ferner wurde gebeten, die kirchlichen Zeremonien nur als äussere Demonstration ansehen zu dürfen, ohne dass deren Sinn eine innere Glaubens- oder Gehorsamsverpflichtung in sich schliesse. Probst Teller antwortete, Taufe und Abendmahl müssten angenommen werden, wenn man zur christlichen Kirche gehören wolle, desgleichen die «Geschichtswahrheit, dass Christus die Religion der vollkommensten Sittlichkeit gestiftet habe.»[413]) Teller hatte bei diesem eigenartigen Entgegenkommen freilich auch Vorläufer. Ein Berliner Feldprediger, Chr. Wilhelm Krause, hatte schon zehn Jahre zuvor einem Juden, der sich bei ihm taufen liess, erklärt, er nehme ihn in die «allgemeine Vernunftreligion» auf. In seiner Taufpredigt entrollte er ein grauenerregendes Bild vom Alten Testament mit seiner unmöglichen Gottesvorstellung und

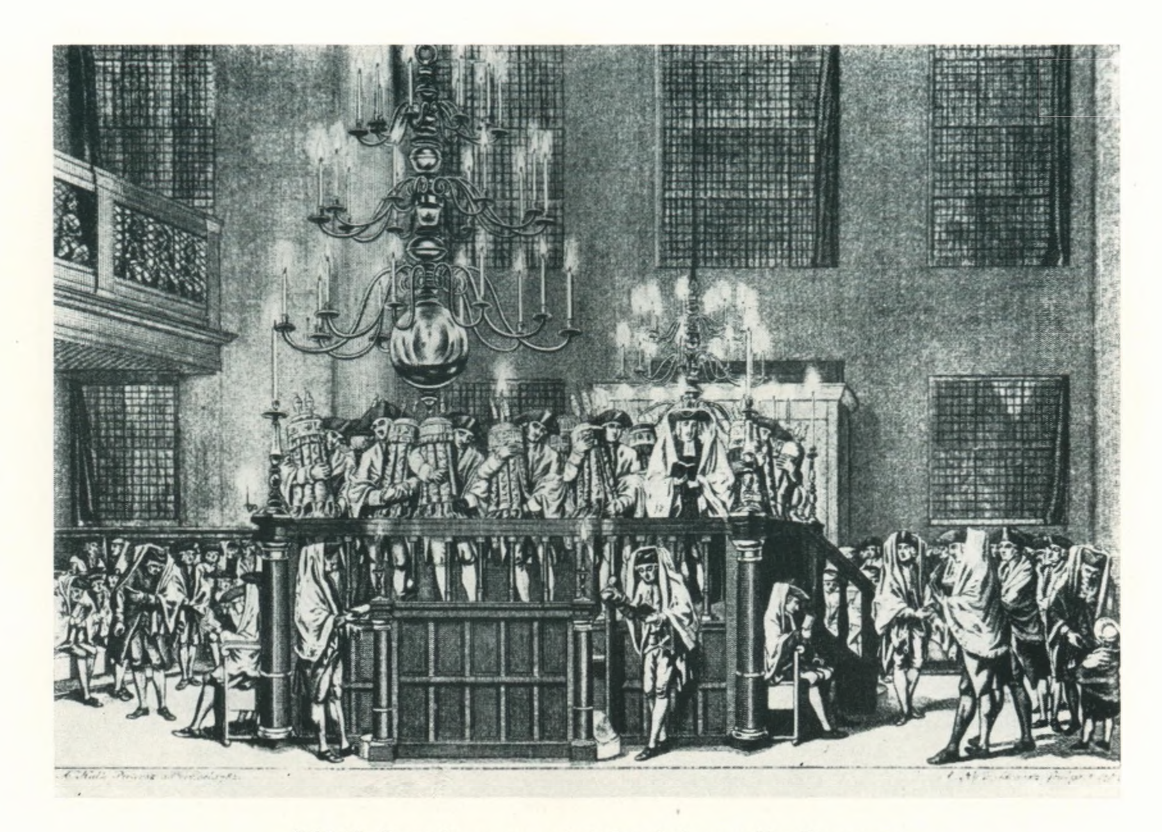


Bild 13. Gottesdienst portugiesischer Juden am Versöhnungstag
Aus Picard: Céremonies et Coutumes réligieuses de tous les peuples du Monde, I, 117
Siehe: Erklärung der Bilder (vor dem Sachregister)



Bild 14. Passahfest portugiesischer Juden. Beispiel hoher Innenkultur um 1725
Dem Werk von Picard entnommen



Bild 15. Purimfest der Juden
Dem Werk von Picard entnommen Siehe: Erklärung der Bilder (vor dem Sachregister)



Bild 16

Kreidelithographie von Hieronymus Hess in Basel (1799—1850), genannt: Die Proposition

Wiedergabe mit Erlaubnis des Kupferstichkabinettes Basel-Stadt vom 13. November 1943

verpflichtete den Täufling lediglich darauf, niemanden in seiner religiösen Meinung stören zu wollen. Was die Kirche also hier dem Juden anbot, war Vernunftreligion und Toleranz. Ein anderer Kirchenmann jener Tage schrieb in einer Broschüre, jeder rechtschaffene und tugendhafte Mensch gefalle Gott und werde seine Gnade und die ewige Glückseligkeit erlangen. Das war so gemeint, dass die Gestalt Jesu Christi durchaus beiseite gelassen werden könne.[414])

Tatsache ist, dass besonders höherstehende und höherstrebende Juden sich taufen liessen und dass die Kirche sie auch unter den soeben genannten Bedingungen aufnahm. Das Kirchenvolk, das hier allem Anschein nach den Schaden für die Kirche sah und ihren Verrat am Wort Gottes ahnte, spottete über eine «trockene Taufe». Ein auf der anderen Seite stehender Rufer aber sagte: «Lasst uns zusammen durch das Tor des Christentums in die Religion der Vernunft treten.»

Diese eigenartige Taufepidemie ergriff nicht nur Berlin, sondern auch Breslau, Königsberg und andere Städte Deutschlands. Von 405 jüdischen Familien Berlins traten innert kurzer Frist 50 zum Christentum über. Unter ihnen sind die Namen Itzig und Ephraim zu nennen. Vor allem aber finden wir unter ihnen die Nachkommen des deutschen Sokrates Moses Mendelssohn. Der Theologe Schleiermacher sah mit Besorgnis auf diese Bewegung. Er fürchtete, dass dieselbe zu einem Christentum ohne Christus führen könnte. Darin hatte er sicher recht.[415]) Nur mit Scham kann man als ernster Christ und als Protestant von diesen Dingen Kenntnis nehmen. Nicht, weil die Kirche damals Juden durch die Taufe aufnahm, verriet sie ihren Herrn, wohl aber weil sie meistenteils die Juden unter diesen Zugeständnissen taufte. Wer unter solchen Voraussetzungen die Taufe gewährt, steht unter dem Gerichtswort des Herrn: «Wer mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater in den Himmeln» (Mat. 10, 33).

Ein ganz anderes, ein schöneres Bild entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir auf den Uebertritt der Familie Mendelssohn vom Judentum zum Christentum blicken. Hier zeigt es sich, dass nun doch nicht die ganze damalige protestantische Kirche dem Götzen der Vernunftreligion verfallen war und dass vor allem auch ernste Juden in klarem Glauben an Jesus Christus als ihren Erlöser die heilige Taufe begehrten und empfingen. Es sei mir gestattet, einen kurzen genealogischen Ueberblick über diese bedeutende Familie zu geben.

Die Kinder des Philosophen Moses Mendelssohn, geboren 1729, gestorben 1789, waren:

1. Joseph Mendelssohn, Bankier in Berlin.

a) Georg Mendelssohn, getauft, Prof. der Geographie in Bonn.

2. Abraham Mendelssohn, Bankier in Berlin. Heiratet eine Bartholdy. Getauft.
   Auch dessen Kinder: Fanny, Rebekka und Paul wurden getauft.

   b) Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847), Musiker und Komponist. Heirat mit der Tochter des reformierten Pfarrers in Frankfurt a. M. Jeanrenaud. Getauft.
      aa) Karl M., Historiker.
      bb) Paul M., Chemiker.
      cc) Fanny M., verheiratet mit dem Maler Wilhelm Hensel.
      dd) Rebekka M., verheiratet mit dem katholischen Prof. Lejeune Dirichlet in Berlin.
3. Nathan Mendelssohn, Mechaniker und Industrieller. Getauft. Freund der Londoner Mission unter den Juden.
4. Dorothea Mendelssohn, in erster Ehe verheiratet mit Veit. Nach der Scheidung mit Friedrich v. Schlegel. 1802 in Paris evangelisch getauft. Tritt zur katholischen Kirche über.
5. Henriette Mendelssohn, wird katholisch.[416])

Die Akten über die dritte Tochter des Moses Mendelssohn sind mir nicht bekannt. Jedenfalls aber war die Zugehörigkeit des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy für die ganze evangelische Christenheit ein unverkennbarer Segen. Er hat nicht nur mit seinen Oratorien «Athalia» und «Elias» grosse Gestalten der alttestamentlichen Welt bildhaft erstehen lassen, wobei er sich von treuen Pfarrern beraten liess, er legte nicht nur mit seinem Oratorium «Paulus» ein bewusstes Bekenntnis evangelischen Glaubens ab, und zwar negativ mitbestimmt durch Eindrücke aus dem päpstlichen Rom, sondern er war auch als Dirigent des Leipziger Gewandhauses der eigentliche Entdecker der grossen Chorwerke eines Johann Sebastian Bach. Felix Mendelssohn-Bartholdy wagte im Jahre 1829 die Aufführung der «Matthäus-Passion». Das sei ihm nie vergessen. Das war ein weithin hörbares Bekenntnis zu Jesus Christus, dem rechten Heiland für Juden und Christen. Im Komponisten und Dirigenten Mendelssohn, und wahrlich nicht nur in ihm, erwies sich der Abfall vom Judentum als segensvollste Befruchtung unserer Kirche.

Aehnliche Erscheinungen finden wir nun aber auch in England. Zwischen 1800 und 1830 waren die Uebertritte vom Judentum zur christlichen Kirche eher in höheren und höchsten Kreisen grosse Mode; nachdem aber die völlige Gleichberechtigung durchgeführt war, griff sie auch auf einfachere Schichten über und wurde zu einer Massenflucht. Mitte des letzten Jahrhunderts sagte ein gescheiter Jude zum Judenmissionar Ewald:

«Ich bin betrübt, dass die Judenemanzipationsbill in dem englischen Unterhaus durchgegangen ist; denn dieses Gesetz wird mehr wirken als viele Missionare. Sie werden sehen, dass jetzt gar manche zur christlichen Kirche übertreten werden. Die Juden können der Freundlichkeit nicht widerstehen. In Verfolgungen sind sie fest wie ein Fels, aber wenn sie mit Freundlichkeit behandelt werden, lassen sie sich leicht gewinnen. Deshalb bin ich besorgt, und nicht nur ich, sondern viele andere Juden sind mit mir derselben Meinung. Was haben wir Juden mit Parlamenten zu tun? Uns geht nur Jerusalem etwas an.»[417])

Wir stehen also vor der geschichtlichen Tatsache, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlenmässig wirklich bedeutsame Uebertritte vom Judentum in die christliche Kirche stattgefunden haben. Dabei handelte es sich damals noch nicht um die Volksgruppe, welche man «Ostjuden» oder «polnische Juden» nennt. Man kann diese Bewegung für Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Belgien und Holland feststellen. Diese Eintritte in die Christenheit hatten nicht wenig Mischehen zur Folge. Man kann also sagen, dass eine unverkennbare Blutmischung stattgefunden habe. Ich schreibe diesen Satz nicht hin, weil ich nun doch in den Sumpf der Rassenlehre geraten wäre, sondern weil ich damit den Nachweis führen möchte, dass der Arierausweis, dessen Griff in der Regel höchstens bis zum Jahre 1840 zurückreicht, insofern ein Unrecht und eine Illusion ist, als er die deutsch-jüdische völkische Verbindung, welche vor 1840 stattgefunden hat, nicht erreicht und nicht wegwischen kann. Das gleiche würde auch für die andern Länder Geltung haben, von den Vereinigten Staaten, besonders von deren Südstaaten, gar nicht zu reden.

Die preussische Krone war an dieser Bewegung indirekt mitbeteiligt, indem sie durch Jahrzehnte den Grundsatz vertrat, entweder echte oder dann nur getaufte Juden im Lande haben zu wollen. Ihr Ideal war, wie wir schon früher hörten, der christliche Staat. Bis in die neueste Zeit hinein waren alle Beamtenstellen ungetauften Bürgern verschlossen, ja, bis zum ersten Weltkrieg auch höhere Offiziersposten. Allein diese Grenzziehung von staatlicher und christlicher Seite her hatte bei weitem nicht die ungeheuerliche Wirkung, welche dann nach 1873 die allgemeine Gleichstellung bei den Juden auslöste. Die ihnen fortan zustehende Freiheit brachte nicht nur einen Abfall, sondern einen unverkennbaren Zerfall des Judentums mit sich. Mitgewirkt hat aber auch die innere Reform des Judentums und die durch sie ausgelösten wilden Kämpfe innerhalb der Synagoge. Es schien nach 1860 mancherorts überhaupt alles zerbrechen zu wollen. Eigentlich blieb vom ganzen Glaubensstand nur noch das letzte und eigentlich auch das erste übrig: die Einheit Gottes, eine Art von Gottgläubigkeit, deren formale und

inhaltliche Bestimmung durchaus dem Einzelnen überlassen war. Er konnte sich unter diesem «einen Gott» denken, was er wollte. Das war die Zeit, in welcher die katholische Kirche auf dem Acker des Judentums reichste Ernte hielt. Missionar Ewald berichtet von seinen Erlebnissen in Belgien Mitte des 19. Jahrhunderts, dass er viele Synagogen am Sabbath mehr oder weniger leer vorfand. In Lüttich waren genau neun Personen anwesend. Da nun er, als getaufter Jude, der zehnte war, entstand ein Streit unter den Erschienenen, ob er als Jude gerechnet werden dürfe, damit immerhin der Gottesdienst stattfinden könne. Ewald sah, wie der Einfluss der Rabbiner im raschen Schwinden begriffen war, weil alle Juden so schnell wie nur möglich ihrer Umgebung gleichwerden wollten. Die völlige Freiheit hatte den Zerfall ausgelöst.

51. Die Freunde Israels

Was der Apostel Paulus in jeder Stadt getan hat, dass er zuerst seinen Volksgenossen, den Juden, Christus Jesus als alleinigen Retter und wahren Messias verkündigte, ist und bleibt P f l i c h t u n d V o r r e c h t d e r c h r i s t l i c h e n K i r c h e. Dabei handelt es sich nicht darum, den Juden das Christentum anzubieten, wohl aber dürfen wir ihnen, genau so wie jedem Menschen, Christus, den Heiland aller Welt, verkündigen. Die auszurichtende Botschaft ist nicht eine Religion der Liebe oder der allgemeinen Menschlichkeit oder der Toleranz, sondern Jesus Christus, der um unserer Sünde willen gekreuzigte und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckte Sohn Gottes. Es geht um die ewige, anbetungswürdige Liebe Gottes, die uns hier entgegentritt und sich über uns alle erbarmt. Es geht um den Heiligen Geist dieses Herrn, der das Herz eines jeden Menschen nach Gottes Wohlgefallen lenken kann. So kann dieser Gott und Herr, wenn es ihm also wohlgefällig ist, auch von seinem verblendeten Volke Israel die Decke wegnehmen (2. Kor. 3, 14—16). Wir selber können keinen einzigen Juden selber bekehren. Das ist auch nicht unser Auftrag. So wenig als wir irgendeinen anderen Menschen von uns aus zum Glauben bringen, dass er ein Christ werde. Gott aber kann berufen und die Herzen wenden. Er kann zum rettenden Glauben an Jesus Christus führen, wenn er sich in seiner ewigen Gnade über diesen Menschen erbarmt und ihn aufnimmt in die Kindschaft. Dass ein Mensch zum Frieden kommt in dem Herrn, ist bei uns und an uns, die wir keine Juden sind, durchaus das nämliche unbegreifliche Gnadenwunder wie bei einem Juden. G o t t e s e r w ä h l e n d e G n a d e k e n n t k e i n e G r e n z e n m e n s c h l i c h e r E i g e n a r t. Seine Verheissungen sind nicht volksmässig gebunden oder eingeengt. Man könnte hier höchstens sagen, dass sie dem Volk Israel im besonderen

nach wie vor zugewandt seien. Der Vorrang der göttlichen Berufung dem Volke der Juden gegenüber steht in göttlicher Kraft da. Ihm gilt die Verheissung: «Ich werde meinen Odem in euch legen, dass ihr wieder lebendig werdet» (Hes. 37, 14).

Wer das Recht und die Pflicht, auch den Juden das Evangelium zu verkünden, der christlichen Kirche abstreiten will, tastet die Grundlagen der Kirche an. Er zwängt dadurch das Evangelium in einen völkischen Panzer hinein. Solch ein Vorgehen hat den Schein des Antisemitismus. Es sieht so aus, als wolle man damit das eigene nichtjüdische Kirchenvolk vor dem Zustrom eines fremden, eben des jüdischen Elementes, schützen. Dieses Nein gegenüber der Evangeliumsverkündigung für die Juden und infolgedessen die Verweigerung der Taufe ist aber nur vermeintliche Volkstreue und ebenso vermeintlicher Antisemitismus. In Wirklichkeit aber ist gerade das *echtester Geist des talmudischen Judentums*, indem doch gerade die Juden je und je sagten, ihr Glaubensstand sei ihr eigenes völkisches Vorrecht. Sie betonten: Gottes Gesetz ist unser Gesetz. Wir allein sind zuständig. Will jemand, der draussen ist, an ihm teilhaben, so muss er zuvor zu unserem Volke gehören. Genau so machen es die Gegner der Anbietung des Evangeliums an die Juden. Sie sagen: Das Evangelium gehört nur uns. Wir allein sind hier zuständig. Juden wollen wir nicht. Wer aber das Evangelium zu einem solchen völkischen Reservat umbiegen will, ist dem talmudisch-jüdischen Geist verfallen. Er ist in dieser Haltung kein reiner Antisemit, sondern ein jüdischer Semit dem Geiste nach. *Er hat sich mitten in der Kirche auf den Boden der Synagoge gestellt, zerstört den Tempel Gottes* und ist einem antichristlichen Geiste verfallen. Er steht weder auf dem Boden des Alten noch auf dem des Neuen Testamentes. Vielmehr läuft er zwischen beiden hindurch in den Abgrund einer heidnischen Stammesverherrlichung. Um dieser Zusammenhänge willen ist für die christliche Kirche die Feststellung grundlegend, dass sie das Recht und das Vorrecht ungeschmälert haben muss, auch den Juden, genau so wie allen Völkern und allen Menschen, Jesus Christus als den Herrn und Heiland zu verkündigen.

Vor 1800 waren sich auch unsere schweizerisch-reformierten Kirchen ihrer Verpflichtung gegenüber dem Volke Israel durchaus bewusst. Von den Tagen der Reformation an bis zu diesem Zeitpunkt finden wir in Städten wie Bern, Zürich, Genf und Basel sogenannte *Proselytenkammern*. Das waren kirchenamtliche Kommissionen, welche sich mit Uebertretenden zu befassen hatten. Meist handelte es sich um Katholiken, welche an unsere Kirchentüren anklopften. Aber dann waren es doch auch Juden, bei uns in der Schweiz durchweg Ausländer, welche

kamen und wieder wegzogen. Weil solche Proselyten meist Beruf und Besitz dahinten lassen mussten, galt es, ihnen zu einer neuen Existenz zu verhelfen. Man liess sie meist ein Handwerk erlernen, so zum Beispiel in Zürich. Dass in dieser Stadt der grosse Judenfreund Johann Caspar Ulrich am Fraumünster, von dem wir bereits gehört haben, Mitglied der Proselytenkammer war, ist selbstverständlich. Durch diese Einrichtung bezeugte die Kirche, dass die Verkündigung des Evangeliums gegenüber den Juden und dass Unterricht und Taufe an Juden, welche ihr Heil in Jesus Christus suchen und finden, eine unveräusserliche Angelegenheit der Kirche sei. Durch das Institut der Proselytenkammern aber bewies sie wiederum ihre gute Einsicht, indem sie mit der Durchführung dieses besonderen Auftrages Fachleute betraute. Die anklopfenden Juden mussten doch in jeder Hinsicht genau geprüft werden. Wer sie zu unterrichten hatte, musste selber ein genauer Kenner ihres Glaubens sein. Die Zulassung zur Taufe war auch nach dem Unterricht keine Selbstverständlichkeit. Soweit ich die Akten übersehe, kann ich versichern, mit welcher Nüchternheit und Vorsicht man jedenfalls bei uns in der Schweiz in diesen Dingen vorgegangen ist. Diese auffallende Zurückhaltung ist auch in den Annalen des Vereins der Freunde Israels in Basel deutlich wahrnehmbar. Wir können also folgendes festlegen:

1. Es ist heilige Pflicht, dass unsere Kirche den Auftrag des Herrn selber auch annehme, alles zu tun, dass auch den Juden das Evangelium angeboten und ihnen der Weg zur Gliedschaft in der Kirche offengehalten sei.

2. Es ist jedoch ratsam, mit der Durchführung dieses Auftrages, besonders im einzelnen (Unterricht der Taufbewerber), Instanzen und Persönlichkeiten zu betrauen, welche über die nötigen Kenntnisse, Erfahrungen und besonders über die hier besonders notwendige Weisheit und Geduld verfügen.[418])

Dass sich das Judentum für die Missionierung ihm gegenüber freilich bedankt, das heisst, sie als eine Beleidigung empfindet, kann uns nicht verwundern. Die Ueberzeugung, die Synagoge habe die höhere, reinere, einzig haltbare Gotteserkenntnis, ist stark und stolz. Man hat von der Synagoge her durch alle Jahrhunderte hindurch entschieden auf den Glaubensstand der christlichen Kirche herabgeschaut. Umgekehrt haben die Christen je und je gewusst, dass die Synagoge eine nicht zu unterschätzende Macht sei.[419]) Es war dann aber doch ein eigenartiges Zusammentreffen, dass unsere Kirchen von dem Zeitpunkt an, da die Juden immer mehr gleichberechtigt wurden, ihre Evangelisationspflicht ihnen gegenüber vergassen, die Proselytenkammern einschlafen liessen und diesen ganzen Auftrag privaten evangelischen

Gesellschaften übergaben. Sie hatten es freilich auch nicht besser gehalten mit der Mission unter den Heiden, mit der Liebestätigkeit und der sozialen Hilfe. Alles das wurde neben der Kirche von gläubigen Kreisen der Kirche freiwillig gegründet, durchgehalten und mit grössten Opfern zur Blüte gebracht. Während mancherorts die Kirche das Evangelium preisgab und allerlei Juden Vernunftreligion und Tugend mittels einer sehr billigen Taufe lehrte, bemühten sich diese kirchlichen Kreise von sich aus, den Auftrag dem Volke Gottes gegenüber in seinem ganzen Ernst und Gewicht hochzuhalten und auszuführen. So entstanden sehr viele Missionsgesellschaften für die Arbeit an den Juden. Im Jahre 1893 arbeiteten auf evangelischer Seite 55 Gesellschaften mit 399 Missionsarbeitern auf 127 Missionsstationen unter Israel. An erster Stelle steht hier die Londoner Mission, an zweiter eine schottisch-freikirchliche, in den Vereinigten Staaten die Episkopale Gesellschaft. Das Jahresbudget dieser Gesellschaften belief sich in jenem Zeitpunkt auf rund 2,5 Millionen Franken.[420])

Aus den Kreisen der Christentums-Gesellschaft in Basel bildete sich im Jahre 1826 ein Verein zur Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. Er erweiterte sich 1839 zu dem jetzt immer noch blühenden Verein der Freunde Israels. Erster Agent war Carl Brenner, dessen Nachfolger Eduard Bernoulli. Entscheidend beeinflusst und meisterlich geleitet wurde der Verein in der Folgezeit durch Heinrich Wilhelm David Heman, ursprünglich Sohn eines jüdischen Schächters in der Pfalz. Unter ihm als Hausvater eröffnete der Verein in Basel 1844 en Proselytenhaus. Dass dieses Haus während ganzer fünfzig Jahre gehalten werden konnte, legt Zeugnis ab von der Nüchternheit, Weisheit und starken Liebe der Basler Freunde Israels und ihrer führenden Köpfe; denn andernorts wurde man schneller flügellahm. Der Sohn des ersten Hausvaters, Friedrich Heman, später Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Basel, trat in die Fussstapfen seines Vaters. Er schrieb eine vielgelesene «Geschichte des jüdischen Volkes». Der Verein der Freunde Israels betrieb in den letzten vierzig Jahren sehr planmässig eigentliche Mission in den Judenzentren Osteuropas, besonders in Wilna und Lodz. Während durch den zweiten Weltkrieg hier alles zerschnitten ist, öffnen sich Türen in der Heimat, welche zuvor hermetisch verschlossen waren. Die Kirche aber möge dankbar dafür sein, dass hier stellvertretend Gehorsam geleistet wurde, damit ihr eigenes Versagen bedeckt sei.[421])

Wie verhält sich die katholische Kirche in dieser ganzen Sache? Dass sie zeitweilig nicht wenige Juden durch die Taufe aufgenommen hat, ist selbstverständlich. Um 1840 war es in Wien Mode, dass, wer Geld hatte, sich gern taufen liess. So traten die Familien Arnstein, Eskeles,

Ritter Neuwall und Ritter Liebenburg zur katholischen Kirche über. Im Jahre 1933 zählte man in Deutschland zwischen 150 000 und 200 000 getaufte katholische Juden. Das war natürlich die Gesamtzahl, nicht ein Jahresertrag. Die katholische Kirche verhalf dann 1939 dreitausend dieser Kirchenglieder zur Auswanderung nach Brasilien.[422]) Es scheint, dass auch die katholische Kirche gewisse Auffangstationen für übertretende Juden hatte. Wir finden in Paris ums Jahr 1843 ein Haus unter dem Namen «Töchter unserer lieben Frauen von Sion».[423]) Ja, es wurde sogar eine Gesellschaft der Freunde Israels gegründet. Ihr erklärte 1926 Papst Pius XI.: «Ich und einige Kardinäle sind Judenfreunde, und wir unterstützen die Gesellschaft der Freunde Israels und den Kampf gegen den Antisemitismus.» Merkwürdigerweise wurde diese Gesellschaft bereits zwei Jahre später aufgelöst.[424]) Rom hatte von 1543 an ein durch Ignatius von Loyola gegründetes Proselytenasyl. Ja, die jüdische Gemeinde Roms musste dasselbe sogar während langer Zeit unterhalten. Es wurden auch in einer bestimmten Kirche Roms jeweilen am Karfreitag etliche Juden getauft. Der Judenmissionar Ewald fragte im Jahre 1862 einen dort amtierenden Priester, wieviel Juden in einem Jahr hier getauft würden und erhielt die Antwort: «Drei bis vier.» «Wie lange geschieht dies schon?» fragte Ewald weiter. Ihm wurde gesagt: «Seit dem 9. Jahrhundert.»[425]) Ueber Berechtigung oder Nichtberechtigung der Mission unter Juden und der Aufnahme von Juden durch die Taufe gibt es jedenfalls in der katholischen Kirche keinerlei Diskussion. Hier wird die biblische Linie klar innegehalten. Beim Empfang belgischer Pilger am 9. September 1938 sagte Papst Pius XI.: «Der Antisemitismus ist unzulässig. Durch Christus und in Christus sind wir geistige Nachkommen Abrahams. Wir sind geistig Semiten.»[426])

Es steht mir nicht zu, hier eine kleine Uebersicht zu geben über getaufte Juden, die in der Folgezeit sich einen Namen gemacht und deren Uebertritt in die evangelische Kirche ohne Zweifel ein Segen gewesen ist. Wer sich für dergleichen interessiert, findet in den betreffenden Büchern alles wünschenswerte Material.[427]) Nicht wenig Pfarrer kamen ursprünglich aus dem Judentum, so in Deutschland, so in England, besonders auch in Missionsgesellschaften. Die Schweiz nimmt hier wiederum eine Ausnahmestellung ein, indem man hier die getauften Juden eigentlich suchen müsste. Aus früheren Zeiten wüsste ich nur einen zu nennen: Isaak Marx, geb. 8. Juli 1772, gest. am 19. Oktober 1835. Er nahm den Namen Marcus Lutz an, wurde Pfarrer zu Läufelfingen im Kanton Baselland und machte sich bekannt durch geschichtliche Werke.[428])

Wir nähern uns hier demjenigen Problem, welches den Nicht-Theologen am allermeisten interessiert: ob durch die Taufe der Charakter des Getauften wesentlich verändert werde. Das

durchgehende Urteil lautet doch so, dass ein Jude, auch wenn er getauft sei, immer noch Jude bleibe, das heisst, er behalte seine Eigenart bei. Man müsse auch nach seiner Taufe unbedingt mit seiner Geschwätzigkeit, seiner Interessiertheit, seinem Geltungsdrang, seiner hohen Meinung von sich selbst und seinem ständigen Versuch, jede Güte zu missbrauchen, rechnen. Allerdings fragt es sich, ob nun gerade dies ein Bild des Juden sei, denn es passt so vollkommen auf jenen Typus des Berliners aus niederen Ständen, den man südlich der Mainlinie und der Rheinlinie um dieser Eigenart willen als ungefreut empfand und ihm darum aus dem Wege ging. Man kann die Frage auch so stellen: Gehört Karl Marx, der Begründer des Kommunismus, überhaupt nicht mehr in den Gesichtskreis der Judenfrage, weil er als Kind die Taufe empfing? Ich behaupte, dass er wohl hineingehört.[429]) Die Taufe ist kein Zaubermittel. Wir dürfen als christliche Kirche die Taufe nicht zu dem machen, was die Aufnahmezeremonie für Proselyten im Judentum ist: eine Neuschöpfung auf Grund der vollzogenen menschlichen Wandlungen, so grundstürzend, dass die frühere Verwandtschaft grundsätzlich aufgehoben ist. Die Taufe ist keine Zerstörung und Neuschöpfung, die wir Vollziehende oder Erlebende in der Hand hätten. Ueber die Bedeutung der heiligen Taufe lesen wir Tit. 3, 4—7: «Als aber die Gütigkeit und die Menschenliebe Gottes, unseres Heilandes, erschienen war, hat er uns, nicht auf Grund von Werken in Gerechtigkeit, die wir getan hätten, sondern nach seiner Barmherzigkeit, gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung kraft des Heiligen Geistes, den er reichlich über uns ausgegossen hat durch Jesus Christus, damit wir, durch seine Gnade gerechtgesprochen, gemäss der Hoffnung Erben des ewigen Lebens würden.» Man verstehe diese Stelle einmal so, dass man sagt: Wir — sind gerettet worden, wir — sind gerechtgesprochen, über uns — wurde der Heilige Geist ausgegossen. Wir lesen weiter in Röm. 6, 4: «Wir sind also durch die Taufe auf seinen Tod mit ihm begraben worden, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt worden ist, so auch wir in einem neuen Leben wandeln.» Diese Stelle zeigt uns sehr deutlich, dass die Taufe an sich, rein als Zeremonie, etwas sehr Fragwürdiges ist. Das Wort muss hinzukommen, und zwar das fleischgewordene Wort Gottes: Jesus Christus. Dieses Hinzukommen hängt aber wiederum nicht an unserm Reden und Segnen, sondern an seiner Gnade, ob er sich zu unserer Taufe bekennen und so den Getauften in das Heil seines heiligen Sterbens und seines glorreichen Auferstehens hineinnehmen will. Wie sieht dann die Wirkung aus? Wir lesen in Röm. 6, 10 u. 11: «Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde ein für allemal gestorben; was er aber lebt, das lebt er für Gott. So sollt auch ihr euch als solche ansehen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Christus Jesus, unsrem Herrn.» Die Taufe bewirkt also, wenn Gott sie segnet, eine grundstürzende Umwertung.

Das ganze Leben ist in Jesus Christus unter Gott gestellt. Die Sünde steht unter dem Todesurteil, und der Mensch ist frei zum Dienst für seinen Herrn. Sofern dies alles eine starke Veränderung bedeutet, ja eine fundamentale Umwandlung, wird durch die Taufe, wer sie auch immer empfange, die Eigenart dementsprechend verändert. Aber der Träger dieser Eigenart, zuvor ungebrochen, jetzt umgewandelt, bleibt der gleiche. Ein getaufter Basler bleibt ein Basler als Menschentyp. Ein getaufter Berner bleibt ein Berner. Man treibe doch ja keine Taufromantik. Wer die Wirkung der Taufe magisiert, um so den Judengegnern jede Möglichkeit zu nehmen, die Aufnahme von Juden in unsere Kirche kritisch anzusehen, schadet der Sache mehr, als er nützt. Da lobe ich mir die Freunde Israels aus alten Zeiten, einen Johann Caspar Ulrich und gar manchen braven Mann in Proselytenkammern, welche sehr nüchtern arbeiteten und durchaus real urteilten, gerade um ihrer Gläubigkeit willen.

Hinter der Kritik an der Taufe von Juden steht ja eigentlich ein anderes Anliegen. Man begehrt die nähere G e m e i n s c h a f t m i t d e m g e t a u f t e n J u d e n nicht. Hiebei denkt der Gegner einfach ans praktische Leben, an seine Geschäfte, an seine Enttäuschungen mit allerlei Juden, an die Gefahr von Liebeleien seiner Kinder mit den Kindern auf der andern Seite. Nicht aber kommt ihm in den Sinn, dass er nun damit wirklich die Grundlagen der christlichen Kirche antastet. Wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen: «Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die da ist eine G e m e i n s c h a f t d e r H e i l i g e n», so kennen wir für die Gemeinschaft derer, welche des Herrn Jesus Christus Eigentum sind, keine Volksgrenze, keine Klassengrenze, keine Standesgrenze, keine Rassengrenze. Paulus schreibt den Christen in Rom (10, 12, 13): «Denn es ist kein Unterschied zwischen Jude und Grieche; denn einer und derselbe ist Herr über alle, der reich ist für alle, die ihn anrufen. Denn jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden.» Noch deutlicher ist die Stelle im Galaterbrief (3, 26—29): «Denn ihr alle seid Söhne Gottes durch den Glauben an Christus Jesus, denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft worden seid, habt Christus angezogen. Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann noch Weib; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus. Wenn ihr aber Christus angehört, seid ihr ja Abrahams Nachkommenschaft, Erben gemäss der Verheissung.» Die Feinde der christlichen Kirche zur Zeit der grossen Verfolgungen im römischen Reiche legten diese Worte so aus, bei den Christen werde alles verwischt: Standesordnung, Geschlechtsordnung, folglich auch jegliche sittliche Ordnung. Sie merkten nicht, dass der Mann Mann blieb, dass der Freie Freier war, genau so wie der Sklave durchaus in seinem Stand verharrte. Aber d i e s e O r d n u n g e n u n d E i g e n a r t e n s i n d

überhöht durch die Gemeinschaft mit Christus und in Christus. Sie stehen wegen dieser grundsätzlichen Umwertung an zweiter und an tieferer Stelle. Sie sind relativiert, während sie zuvor Anspruch auf Absolutheit erhoben. Sie haben zu dienen, während sie zuvor herrschten. So ist gerade auch beim getauften Juden das Jüdische erst recht in Dienst gestellt. Wenn es aber unter der Zucht des Heiligen Geistes steht, kann es um seines besonderen Akzentes willen auch besonderen Segen empfangen. Was war doch der zwischen 1913—1924 leitende Mann der Basler Freunde Israels, Paul Laub, im wahren Sinn ein getaufter Jude und ein getaufter Jude. Mit Ehrfurcht und Dankbarkeit gedenkt der Verfasser dieses lebendigen Zeugen Christi.[430])

52. Judenchristliche Gemeinden

Sobald die Zahlen der Judentaufen nicht mehr zweistellig sind, sondern drei- oder gar vierstellig werden, tritt das Gemeinschaftsproblem um dieser Jünger aus Israel willen entschieden in den Vordergrund kirchlicher Sorge. Sind die getauften Juden in ihrer Art strenggläubig und gesetzlich gewesen, so ist der Sprung aus dem alten in den fast luftleeren Raum unserer evangelischen Freiheit so ungeheuerlich, dass ein ernster Mensch leicht die Orientierung verliert. Ferner waren die Juden zuvor eine durch Glauben und Abstammung bewirkte Einheit unter sich. Was ersetzt ihnen diesen Halt und diese Gemeinschaft in der neuen, christlichen Umgebung? Hinzu kommen die durchaus gleichen Erwägungen, die wir im Neuen Testament in den Verhandlungen zwischen der Urgemeinde in Jerusalem und den Gemeinden aus den Heiden, wie sie vor allem durch Paulus begründet worden waren, vorfinden (Apg. 15). Darum ist es nicht erstaunlich, wenn im Zusammenhang mit der Anbietung des Evangeliums an die Juden je und je der Gedanke aufgetaucht ist, ob man die Gewonnenen nicht in judenchristlichen Gemeinden sammeln müsse, ja, ob das nicht ein richtigerer Weg sei, als sie einfach in unsern reichlich steifen Kirchen sich selbst zu überlassen. Wenn also dieser Plan immer neu auftaucht, so entstammt er, wenn ich recht sehe, der Praxis der Judenmission. Hier wird die ganze Sache als ein zunächst technischer Notbehelf angesehen, vielleicht da und dort auch als ein Mehreres. Freilich, sobald man dann theologische Maßstäbe ansetzt, sieht alles anders aus. Und wenn die Sache vollends politisch aufgezogen wird, häufen sich die Schwierigkeiten. Ich gebe eine kleine Uebersicht über die Versuche in dieser Sache:

1. Graf Ludwig von Zinzendorf (1700—1760), der Begründer der Herrnhuter Brüdergemeine, sprach sich 1740 erstmals über

solche Möglichkeiten aus. Er dachte hiebei an jüdische Gemeinden innerhalb der christlichen Kirche.

2. In der Zeit von 1770 bis 1880 wurde der Gedanke umgekehrt, indem getaufte Juden an die Gründung christlicher Gemeinden innerhalb der Synagoge herantreten wollten.

3. Franz Pétavel (1791—1870), reformierter Pfarrer in Neuenburg, verlangte in einer programmatischen Schrift des Jahres 1835, Israel müsse durchaus als Volk erhalten bleiben. Getaufte Juden hätten sich nicht von ihren Volksgenossen zu scheiden. Als Christen sollten sie wie Juden leben. Zudem sei es Pflicht aller Christen, die Rückgabe Palästinas an die Juden zu erstreben und durchzuführen.

4. Vier Versuche der Gründung judenchristlicher Gemeinden. Durch Israel Pick in Palästina im Jahre 1859. Durch Jakob Freshman, welcher 1882 in New York eine judenchristliche Gemeinde ins Leben rief. In Rumänien eine gleiche Gründung durch Jechiel Lichtenstein-Hirschensohn, freilich nur von kurzer Dauer. Endlich durch den Advokaten Joseph Rabinowitz in Kischinew. Dessen «Israeliten des Neuen Testamentes» kamen in einem besonderen Bethaus zusammen. Ein Komitee im Ausland stärkte ihm Rücken und Hände. Das war in den Jahren 1887 bis in die Neunzigerjahre hinein. Die unter Rabinowitz getauften Juden hielten durchaus an ihrer Sabbathsordnung fest, beobachteten auch die andern jüdischen Feiertage und nannten Jesus «unsern Bruder». Die Rettung erhoffte man von der Rückkehr eines christlichen Volkes Israel ins Gelobte Land der Väter.

5. Von Kischinew aus ging nun abermals eine judenchristliche Welle nach Frankreich und konnte also an den Träumereien eines Franz Pétavel anknüpfen. Pfarrer Gustave Krüger, an der Freien Kirche in Paris, schrieb über die Arbeit des Rabinowitz und verlangte die Gründung einer nationalchristlichen Kirche für die Juden. Es blieb freilich beim Plan. Und so gründete Krüger als Sprungbrett für dessen Verwirklichung eine Miniatur-Juden-Missionsgesellschaft.[431])

Nicht übersehen wollen wir den Versuch Paul Levertoffs, eines anglikanischen Geistlichen, in London einen besonderen Gottesdienst für Judenchristen einzuführen, indem er eine hebräisch-christliche Liturgie schuf und die altjüdischen Melodien zum gottesdienstlichen Singen heranzog.[432]) Vielleicht denkt mancher Leser, die Aufzählung dieser winzigen Versuche sei ein sehr unbedeutendes Nebenweglein innerhalb der grossen und erdrückenden Probleme der Judenfrage. Gewiss, er mag Recht behalten. Allein, ich muss wiederum betonen: Nebenfragen sind doch in der Regel die Explosionsstellen. Denn, was hier in den

Gesichtskreis tritt, ist unter Umständen unheimlich einleuchtend und kann darum von Gebildeten und Ungebildeten rauschend umklatscht werden und als d i e Lösung der ganzen Geschichte Unterstützung finden. Wenn wir aber die Front: «Zwischen Kirche und Synagoge» abschreiten, so müssen wir hier sehr genau hinsehen.

Im Jahre 1933 verliess A b r a h a m P o l j a k Deutschland, woselbst er durchaus politisch tätig gewesen war. Nach seinem eigenen Zeugnis war er Mitglied der kommunistischen Partei Deutschlands.[433]) Er betätigte sich zuerst in Wien, reiste hernach in die Schweiz und gründete nun eine j u d e n c h r i s t l i c h e B e w e g u n g, 1937 kam seine programmatische Schrift: «Das Kreuz im Davidstern» heraus. Journalistisch ist sie geschickt abgefasst. Es folgte die Monatszeitschrift «Die Judenchristliche Gemeinde». Das Glaubensbekenntnis dieser Bewegung ist die Inschrift über dem Kreuz auf Golgatha: Jesus von Nazareth, König der Juden (Joh. 19, 19). Ziel ist die Errichtung einer judenchristlichen Kirche in Palästina, wobei sehr stark das Jüdisch-Nationale betont wird. Poljak lebt jetzt, wie ich annehme, in Amerika. Seine Bewegung scheint aber durchaus weiter zu gehen. Jedenfalls ist sie nicht zu übersehen.

Das Eigenartige ist nun ein Zusammentreffen der Ideen zwischen diesem Abraham Poljak und dem deutschen Theologen G e r h a r d K i t t e l in Tübingen. Kittel schrieb im Jahre 1933 eine vielbeachtete und stark widersprochene Schrift: «Die Judenfrage.»[434]) Während nun Poljak zuerst in Oesterreich und hernach in der Schweiz seine Bewegung in Szene setzte, beantragte Gerhard Kittel, dem P l a n e i n e r j u d e n c h r i s t l i c h e n K i r c h e n a h e z u t r e t e n. Er erinnerte an die Versuche Paul Levertoffs und an das hebräische Neue Testament eines Franz Delitzsch in Leipzig. Kittel schreibt: «Ich wünsche der Judenchristenheit um ihrer selbst willen die Bereicherung, die ihr aus einem bewusst judenchristlichen Denken und Empfinden erwachsen könnte. Ich wünsche ihr den grossen judenchristlichen Theologen, der den Willen hätte, mit Bewusstsein judenchristliche Theologie zu treiben.» Kittel verspricht sich von einer solchen Kirche sehr viel. «Sie wäre in solchem Sinn wirklich Korrektur und Erinnerung der Nationalkirchen an etwas ihnen für alle Zeiten Unaufgebbares. — Sie wäre konkrete Erinnerung an den Gott, der nicht bloss Herr einer Geschichte von Völkern ist, sondern Gott einer Heilsgeschichte. Sie wäre alles dies durch ihr Dasein, als Verkörperung ihrer Predigt.» Kittel beklagt dann am Schluss freilich die Tatsache, dass eine solche judenchristliche Idealkirche noch gar nicht vorhanden sei. Ob er sie aber in der Bewegung eines Poljak begrüssen würde, möchte ich bezweifeln.[435]) Beide gehen sicher einander gar nichts an. Aber während der eine, der ehemalige Kommunist, ganz persönlich das Bedürfnis hat, sich politisch, also hier auch religionspolitisch, zu betätigen, versucht der Theologe, aus seiner kirchlichen Notlage einen Ausweg zu finden.

Er sieht nur noch Nationalkirchen. Nun hofft er in der judenchristlichen Idealkirche ein übernationales Gebilde nach biblischem Muster finden zu dürfen. Ich kann es verstehen, wenn der Leser das Gefühl hat, er wandle in einem Irrgarten mit Vexierspiegeln. Die zuerst genannten Verfechter dachten daran, das Nationale der Juden retten zu können. Hier nun hofft man, in dieser Kirche den Dämon des Nationalen gebunden zu haben. Jedesmal aber hat man doch den Eindruck, dass der Vorschlag: die Gründung einer judenchristlichen Kirche, sehr genau geprüft werden muss.

Die Versuche, judenchristliche Gemeinden zu bilden oder vollends eine judenchristliche Kirche für die getauften Juden zu gründen, knüpfen bewusst oder unbewusst an die abgebrochene Geschichte der Urkirche in Jerusalem an. Dergleichen Gebilde müssen sich mit den Paulusbriefen auseinandersetzen und haben die Frage ernstlich zu erwägen, ob jene Urkirche der getauften Judenchristen nur aus politischen Gründen und nicht auch aus geistlichen Gründen abgestorben sei. Die Gefahr, das Christentum in den Stand einer jüdischen Sekte herabzudrücken, würde hier ohne Zweifel bestehen. Auch wäre die Gefahr, einem gewissen Arianismus zu verfallen, nicht von der Hand zu weisen.

Wird aber von solchem Standort aus einer judenchristlichen Theologie gerufen, so kann man das in zweifacher Hinsicht überdenken. Wenn eine Theologie gemeint wäre, die den national-völkischen Geist zum Vater haben müsste, so geraten wir damit nicht nur in die Nähe der Haltung der deutschen Christen im Dritten Reich, sondern auch in den Bannkreis des Spätjudentums mit seinem ausgesprochen national-völkischen geistigen Einschlag. Das kann auf Grund des Wortes Gottes in keiner Weise in Frage kommen. Nun aber zeigt sich auch eine andere Möglichkeit. Zwischen der Lehrhaltung des echten Judentums und einer biblisch eindeutigen Lehrhaltung der evangelischen Kirche klafft eine nicht zu übersehende Leere. Die Gespräche, die diesseits und jenseits dieser Leere geführt werden, gehören zwei verschiedenen Welten an. Wird nun ein Jude, auf Grund seines Glaubens an Jesus Christus, in die Kirche aufgenommen, so tritt er damit allerdings in die Praxis dieser Kirche ein, allein deren Lehre, in ihrer Sinngebung, bleibt ihm weithin rätselhaft, weil sie seiner bisherigen Lehrordnung wesensfremd ist. Mit anderen Worten heisst das: Der christliche Theologe muss auch so lehren können, dass ihn der Jude, welcher aus der Synagoge herkommt, verstehen kann. Er muss so denken und reden können, dass aus jener Leere eine Brücke entsteht. Es handelt sich also um eine Erweiterung der theologischen Arbeit in bezug auf das Gespräch mit dem wirklichen Judentum. Das haben jene Männer irgendwie erstrebt, welche von 1730 an in Leipzig das «Institutum Judaicum» begründeten. In der Folgezeit kamen

aus dieser Arbeitsgemeinschaft wertvollste Forschungen heraus. Hier sollte die abgerissene Arbeit neu aufgenommen werden,[436]) nicht im Sinn einer judenchristlichen Theologie, wohl aber einer christlichen Theologie in bezug auf das Judentum.

Anders stehen die Dinge, sobald eigentliche judenchristliche Gemeindegründung erstrebt wird. Ich habe den Eindruck, der jüdische Anteil bei solchen Versuchen erweise sich immer als stärker und im Verlaufe der Entwicklung auch als verhängnisvoll wirkend. Es ist nicht Zufall, dass alle Versuche in dieser Hinsicht während des letzten Jahrhunderts auffallend spurlos verschwunden sind. Franz Pétavel und Gustave Krüger waren fromme Schwärmer, in ihrem Herzen gewiss eifrige Freunde Israels, aber in ihrer theologischen Haltung verschwommen. In Abraham Poljaks Haltung aber erkennen wir, in welcher Richtung eine solche Bewegung geführt werden kann. Ich sehe hier eine Verbindung des Geistes von Theodor Herzl und des Geistes eines Bar Kochba, beides in christlichem Gewand. Die Zielrichtung geht hier nicht nur auf die Gewinnung des Volkes Israel für Christus, sondern auf die Heimkehr judenchristlicher Volksteile nach Palästina. Wir haben es also zum Teil mit einer Abart des Zionismus zu tun. Wird eine solche Bewegung zur vorübergehenden Gemeinschaftsmöglichkeit für getaufte Juden, zu einer Zwischenstation auf dem Weg in unsere kirchliche Gemeinschaft, so wird man aus missionarischen Gründen nichts dawider einzuwenden haben. Was aber die nationale und politische Zuspitzung in der Richtung auf die Wiedererringung des Heiligen Landes betrifft, so glaube ich nicht, dass sie eine Verheissung hat.

Hören wir, was Karl Barth in seiner kirchlichen Dogmatik sagt:[437]) «Es gibt, nachdem der Messias Israels erschienen und von Israel verworfen und als der Heiland der Glaubenden aus Juden und Heiden offenbart ist, keinen Heiligen Berg, keine Heilige Stadt und kein Heiliges Land mehr, die man auf der Landkarte als solche bezeichnen könnte. Nicht darum, weil räumliche Heiligkeit Gottes jetzt auf einmal seiner unwürdig geworden oder sich in ein heiliges Ueberall verwandelt hätte. Wohl aber darum, weil alle Weissagung jetzt erfüllt ist in Jesus, weil die räumliche Heiligkeit Gottes wie die ganze Heiligkeit Gottes jetzt Jesus von Nazareth heisst und ist und also wohl im geschaffenen, in dem auf Landkarten abzubildenden Raum, aber in diesem Raum immer nur da anzutreffen ist, wo Jesus selbst, nachdem er (in Erfüllung des Eingangs des Hohepriesters in die Stiftshütte!) in den Himmel eingegangen ist (Heb. 9. 24), vom Himmel und also vom Throne Gottes her in der Welt so gegenwärtig ist, dass er durch sein Wort und seinen Geist Menschen zum Glauben an ihn und damit zu der vom Vater gewollten Anbetung im Geist und in Wahrheit aufruft und erweckt. In ihm ist der Sinai und der Zion Beth-El und Jerusalem. In ihm aber ist das alles als

göttlicher Raum, als das himmlische Jerusalem (Off. 21, 2), das den Seinen bereitet ist, indem sie jetzt und hier schon ihre Heimat haben, das sie aber jetzt und hier in dieser Welt als Gäste und Fremdlinge suchen müssen, dem sie also eine entsprechende Heimat in dieser Welt nicht entgegenzustellen haben.»

53. Die innere Reform des Judentums

Wahrscheinlich wird mir von seiten gewisser jüdischer Kreise der Vorwurf gemacht werden, ich hätte, besonders in den ersten Teilen meines Buches, eine Art von Judentumskunde dargeboten, die längst jegliche Gültigkeit verloren habe. Die im 19. Jahrhundert durchgeführte innere Reform habe doch auf der ganzen Linie gesiegt, und so sei es sinnlos und unverantwortlich, das talmudische Judentum auch dem christlichen Leser so vorzustellen, als gehöre es nicht der Vergangenheit an, sondern stehe nach wie vor in Kraft. Demgegenüber behaupte ich, dass das talmudische Judentum keineswegs überall abgestorben ist und dass wir auch mit dem chassidischen Judentum zu rechnen haben; dessen Wirkung abzustreiten geht nicht an. Man kann auch die innere Reform des Judentums im 19. Jahrhundert nicht verstehen, wenn man nicht weiss, was und weshalb geändert worden ist. Was ferner in Russland direkt aus talmudischem Denken und Leben heraus in die kommunistische Umwälzung hineinstürzte, darf auch nicht übersehen werden. Der Vater von Leo Trotzki war ein rechtgläubiger strenger Jude; von andern zu schweigen. Ich glaube auch, dass die grossen Judengemeinden in London, New York und in anderen Städten keineswegs durchgehend der Reform zugestimmt haben, sondern dass hier ganze Judenmassen aus dem alten traditionellen Glauben und Leben direkt, ohne Reform, in irgendeine moderne Weltanschauung hineinspringen. Ausserdem ist noch im Jahre 1935 in Berlin eine sehr gute und solide Judentumskunde von jüdischer Seite herausgekommen. Die war sicher nicht nur für christliche Leser berechnet. Man hat vielmehr beim Lesen den Eindruck, hier wolle man den nicht-mehr-wissenden, allzusehr reformierten modernen Juden, zu den Ordnungen seines jüdischen Glaubens zurückzuführen. Was aber dem Juden hierin recht ist, ist auch dem Christen billig. Es kann nichts schaden, wenn der Christ mit einem möglichst soliden Wissen versehen wird, damit er so zu einem möglichst gerechten Urteil kommen möge; dies zu meiner Selbstverteidigung.[438])

Der jüdische Geschichtsschreiber Simon Dubnow spricht von einer «Reformation der deutschen Judenheit» und vom unabweisbaren Drange, «die Grundlagen des Judentums mit der neuzeitlichen europäischen Kultur in Einklang zu bringen». Er braucht sogar

den Ausdruck einer «Germanisierung des jüdischen Kultus».[439]) Es handelte sich zunächst um den Versuch, den synagogalen Gottesdienst dem protestantischen Gottesdienst nach Möglichkeit anzupassen. In Berlin ging Israel Jacobson voran, indem er in seinem Hause Gottesdienste in deutscher Sprache veranstaltete, Chorgesang und eigentliche Predigt einführte. Man wagte selbst die Einführung der Konfirmation für Knaben und Mädchen und tastete damit wirklich Grundlagen jüdischen Glaubens an. Er wurde sekundiert vom Vater des Komponisten Meyerbeer, dem Bankier Jakob Beer, der sich in seinem Haus sogar Orgelklänge gestattete. Die freisinnigen Kreise der Berliner jüdischen Gemeinde fanden sich hier zusammen, bis die preussische Regierung ein vorläufiges Veto einlegte. Allein das Neue liess sich nicht mehr aufhalten. Die Reformer, oder wie sie von ihren jüdischen Gegnern genannt wurden: die Neologen, erbauten sich eine moderne Synagoge, eine «Anstalt der Erbauung», wie man es nannte, und so war die Spaltung zwischen ihnen und den Orthodoxen vollzogen. Die Bezeichnung «orthodox», welche wir ja auch in der griechisch-katholischen Kirche im Balkan und in Russland vorfinden, heisst: richtige Lehre.[440]) Geschichtlich bedeutsamer als diese Salon-Versuche in Berlin waren die Kämpfe in Hamburg. Dort wurde im Jahre 1818 der erste Reformtempel gegründet. Da war die alte Unordnung der Versteigerung des Vorlesens der Bibelabschnitte, das Geschrei der Betenden, das Privatgeschwätz in der Synagoge, das unordentliche Kommen und Gehen abgeschafft. Die Gebete wurden verkürzt und teilweise deutsch gehalten, die polnische Aussprache des Hebräischen mit der reinen und schöneren spanischen vertauscht, die deutsche Predigt mit Orgel und deutschen Gesängen eingeführt, aber der Inhalt des Gottesdienstes war ganz jüdisch, mit Vermeidung aller Entlehnungen aus dem Christentum.[441]) Die Aenderung übertrug sich auch auf die Lebenshaltung der Rabbiner. Rabbiner Salomon in Hamburg, welcher durchaus der freisinnigen Richtung angehörte, besuchte die Gastmähler der Christen, kehrte sich nicht an die Fasttage und rauchte, was von den anderen als ganz besonderes Aergernis empfunden wurde, seine Pfeife sogar am Sabbath zum Fenster hinaus. Daneben war er ein grundgelehrter Mann, aber seine Predigten musste er zeitweilig vor nur 20 Personen halten.[442]) Man hat den Eindruck, das Ganze sei im Wesentlichen ein Sieg des sephardischen Geistes über den askenazischen Geist gewesen.

Besonders wichtig war die Aenderung der Gebetsordnungen. Nicht nur wurde die hebräische Sprache zugunsten der deutschen zurückgedrängt, nicht nur die aussergewöhnliche Länge stark beschnitten, sondern man befliss sich, alles das, was mit der nationalen und messianischen Erwartung zusammenhing, sorgfältig zu entfernen. Die «Idee der ewigen Nation» wurde bewusst

weggetan, und die ausgesprochen jüdische Hoffnung entweder gestrichen oder durch allgemeine Formeln ersetzt. In einer späteren Phase der Reform wurde in einer Versammlung gesagt: «Es soll der Messiasbegriff fernerhin im Gebete hohe Berücksichtigung finden, jedoch mit Ausschliessung aller politisch-nationalen Vorstellungen.» Das messianische Dogma wurde dann eben ersetzt durch den Gedanken der Weltmission des Judentums, als des Trägers des reinen Monotheismus. Es wurden alle Bitten um die Rückkehr nach Palästina und der Herstellung eines jüdischen Staates gestrichen.[443]) Dann kam auch das Gesangbuch an die Reihe. 1816 erschien ein «Gesangbuch für Israeliten», herausgegeben durch einen Frankfurter Lehrer. Das war, wenn man die alten synagogalen Traditionen bedenkt, ein unerhörtes Unterfangen. Hier sollte nun der protestantische Kirchengesang der Synagoge zugeführt werden. Man benützte christliche Kirchenlieder und ersetzte durchgehend den Namen «Jesus» durch «Herr» oder «Einziger». In einem Gebetbuch jener Zeit blieb unglücklicherweise in einem Gebet, das man herübergenommen hatte, der Name Jesus stehen. Das gab einen grossen Skandal, und man musste in den betreffenden Büchern die Seite, welche dieses Aergernis trug, herausschneiden.[444]) Selbstverständlich fehlte es nicht an schärfster Gegnerschaft. Dass Männer und Frauen wie im christlichen Gottesdienst gleichgestellt seien, dass vollends die Männer mit entblösstem Haupt dasassen und anderes mehr, erregte die Altgläubigen mächtig. Der grosse Finanzmann Rothschild in Frankfurt liess sich keinen Finger breit von seiner altjüdischen Lebenshaltung abbringen. Er feierte Sabbate und Feiertage, liess sich den Bart nicht scheren, verrichtete morgens und abends gemeinschaftlich mit zehn Rabbinatskandidaten, die er hierzu bestellt hatte, seine vorgeschriebenen Gebete und setzte es durch, dass die Gottesdienste in der Reformsynagoge erst nach dem Ende des Gottesdienstes in der alten Synagoge beginnen durften. Desgleichen wurde den Neuerern am jüdischen Neujahrstag und am Versöhnungstag jeglicher Gottesdienst untersagt. Solchen Einfluss besass dieser Mann bei den Behörden der Stadt.[445])

Wir haben früher gehört, dass die Juden zwei Bundeszeichen haben. Das eine ist die Beschneidung, das andere der Sabbath. Auf Grund des Gehörten kann es uns nicht mehr wundern, wenn von seiten der freisinnigen Juden auch an diese Fundamente echten Judentums die Hand gelegt wurde. Der jüdische Dichter Berthold Auerbach (geb. 1812, gest. 1882), sonst durchaus bewusst zum Judentum stehend, weigerte sich, seinen Sohn, der in Dresden zur Welt kam, beschneiden zu lassen. Das Rabbinat wollte seinen Willen gegen ihn durchsetzen und machte sogar den Versuch, mit Anrufung der Polizei die Beschneidung zu erzwingen. Der Streitfall wurde dann so gelöst, dass die jüdische Gemeinde von Nordstetten, dem Geburtsort Auerbachs, sich bereit er-

klärte, den Knaben in seine Stammrolle als Juden einzutragen.[446]) Ein neuer Vorstoss erfolgte von Frankfurt aus von seiten freidenkerischer jüdischer Kreise. Sie beantragten Abschaffung des Beschneidungsgebrauches. Man sah in seiner Forderung eine unnötige Einengung der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Eine Flut von Schriften war die Folge, mit der Wirkung, dass die Spaltungen innerhalb des Judentums immer ernstere Formen annahm. Die Frage der Beschneidung kam dann im Jahre 1871 zu einer Lösung, oder soll ich sagen: zur Auflösung, indem beschlossen wurde, dass auch ein unbeschnittener Judenknabe als Jude zu betrachten sei.[447]) Nicht besser erging es dem Sabbath. Auch hier erfolgte eine ständig zunehmende Erweichung. Ein Steinchen nach dem andern wurde von den Reformern abgetragen, bis zuletzt Sabbath und Sonntag gleichwertig nebeneinander standen und auch dem Juden jegliche Sonntagsfreude gestattet war wie seiner nichtjüdischen Umgebung.

Gewiss, das war eine Reform. Es war ein Abbruch, ein Zusammenbruch sondergleichen. Aber eine Reformation war das alles sicher nicht. Eine Wieder-Herstellung, eine Wieder-Auferbauung auf Grund eines echten, ursprünglichen Fundamentes, davon war keine Rede. Die Reformation innerhalb der Christenheit, durch welche die Reformationskirchen entstanden, geschah auf Grund des strengen Gehorsams gegen das Wort Gottes und im persönlichen Glauben der führenden Männer an Jesus Christus, den allein wahren Mittler zwischen Gott und Mensch. Hier aber spielte die Bibel keine Rolle. Nicht einmal die Thora. Vielmehr war es, ganz richtig ausgedrückt, der Versuch einer Germanisierung des Judentums, und zwar mit deutlicher Ausrichtung auf den damaligen Modegeist in der protestantischen Kirche. Die Angleichung ging soweit, dass freisinniger jüdischer Gottesdienst und Glaube von freisinniger protestantischer Kirchlichkeit und Gläubigkeit kaum zu unterscheiden waren.

Nun aber gab es doch auch ernste Juden, welche durch diesen Geist völliger Verneinung und durch radikalen Abbruch beunruhigt waren. Dabei denke ich nicht an die scharfe und charaktervolle, zum Teil auch ein wenig sture Gegnerschaft der Alt-Orthodoxen. Hier ist vielmehr eines Abraham Geiger zu gedenken (geboren in Frankfurt 1810, gestorben 1874). Geiger war umfassend gebildet und bestrebte sich, den Typus eines für seine Zeit modernen Rabbiners darzustellen. Sein leitender Gedanke war, das bisherige Fundament des Judentums zeitgemäss zu ändern. Dieses Fundament war, wie er richtig wusste, nicht das Alte Testament, sondern die Tradition. Er kämpfte nun dafür, dass die Tradition durch wissenschaftliche Forschung ersetzt werde. «Herz und Kopf ist in beständigem Widerspruch, und sie harren lange der Lösung. Was hat man nun vom Geistlichen zu

verlangen? Dass er den Erstarrten zeige, dass sie erstarrt seien und sich gewaltsam emporreissen müssen aus diesem Tode des Geistes und des Herzens; dass er die Versunkenen und Glaubenslosen erschüttere und in ihnen errege das Sehnen und das Streben nach einem belebenden Glauben, dass sie nicht zaghaft sich scheuen, sich von Gewohnheiten loszusagen und sich nicht begnügen mit Uebertragung ihres warmen Gefühls auf leere Förmlichkeiten, sondern dass sie die Wunde nur dann heilen, wenn sie die wunde Stelle völlig vertreiben und es so möglich machen, dass gesundes Fleisch entstehe.»[448]) Das sind wahrlich ergreifende Worte eines um die Seele seines Volkes besorgten Mannes. Wenn Geiger aber meinte, er könne diese Aussöhnung zwischen Kopf und Herz so erreichen, dass er an Stelle der Tradition die wissenschaftliche Forschung einschalte, so ersetzte er die Steine der Ueberlieferung keineswegs durch schmackhaftes Brot, sondern lediglich durch andere, vielleicht schöner geschliffene Steine. Auf diesem Weg kamen dann die geistigen Führer dieser Richtung dazu, die Gebote und Verbote des Judentums nach ihrem geistigen und symbolischen Sinn auszulegen (so ein Samson Raphael Hirsch, 1808—1888) und zuletzt einfach von den unvergänglichen Grundwahrheiten der Religion und Moral zu sprechen. Solchen Idealen huldigte aber auch der linke Flügel der protestantischen Theologie, so dass auch hier die beiden Reformlager aus der Synagoge und aus der Kirche sich durchaus als nahe verwandt erwiesen.

In Bremen wirkte in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein getaufter Jude als lutherischer Pfarrer: Dr. Moritz Schwalb. Minna Popken erzählt in ihren Lebenserinnerungen, wie sie durch Jahre als glühende Verehrerin unter der Kanzel dieses hochbegabten Mannes sass. Schwalb hatte eine durchaus alttestamentlich mannhafte Frömmigkeit, war ein vorbildlicher Beter und tapferer Zeuge, freilich nur für ein vergeistigtes, zum Teil biblisches Judentum. Den Glauben an Jesus, «den Sohn Gottes und den Messias des Volkes Israel», lehnte er schroff ab. Unter schärfster Bibelkritik erhoffte er das Kommen des wahren Messias und die Aufrichtung seines Reiches auf Erden. Schwalb war also ein echter frommer getaufter Jude und arbeitete als lutherischer Pfarrer. Er war sicher nicht die einzige synagogale Gestalt innerhalb der protestantischen Kirche, seitdem sich Synagoge und Kirche in der beidseitigen Reformbewegung so stark einander genähert hatten.[449])

Die Reform des Judentums kam so zu ihrem Abschluss, dass im Jahre 1849 in Deutschland durch die Verkündigung der «Grundrechte des deutschen Volkes» auch das Recht zivilrechtlich gültiger Mischehen in Kraft gesetzt wurde. Damit fiel eine starke Schranke dahin, und es geschah ein folgenschwerer Einbruch in die Machtstellung des Rabbinates. Die endgültige Liquidierung aller einschränkenden Massnahmen

aber erfolgte im Jahre 1873 durch die Annahme der sogenannten «Austrittsgesetze». Durch sie stand es jedem Protestanten und Katholiken frei, aus seiner Kirche auszutreten. Dieses Recht wurde selbstverständlich auch dem Juden zugebilligt, so dass er sich fortan als konfessionslos melden konnte.[450]) Ich bitte den Leser, nunmehr folgendes zu überlegen. Hingefallen ist der Begriff: Nation; zerstört: Tradition; nun kommt auch noch die Konfession. Was bleibt zuletzt noch übrig? Man wird mir entgegnen: eben ein Vollbürger dieses Landes, wie es die andern auch sind. Gewiss: rechtlich stimmt dieses Urteil. Allein, wenn diese konfessionslosen Bürger sich nun vielleicht doch in besonderer Weise bemerkbar machen würden? Was kommt dann hervor? Das Allergefährlichste: die Rasse. Darin liegt die erschütternde Tragik der Entwicklung der Judenfrage in den letzten hundertfünfzig Jahren, dass, als die Juden tatsächlich am heissersehnten Ziele waren, ihre Not aufs Neue anfing, brennend zu werden. Der Antisemitismus unserer Zeit stammt wesentlich aus der Zeit zwischen 1870 und 1890. Als das Ziel erreicht war, schloss sich der dämonische Kreis und führte zum Anfang zurück. Ich habe mit einer gewissen Absicht in diesem Kapitel nur die Vorgänge in Deutschland geschildert, weil sie beispielhaft sind. Zudem würde es den Leser ermüden und langweilen, falls er nun durch alle Länder geschleppt würde, um doch immer nur das gleiche hören zu müssen.

Fortan ist die Judenschaft in Alt-Orthodoxe, in Neu-Orthodoxe und in Reformjuden gespalten. Die letzteren nannten sich Liberale. Es stehen also in manchen Städten jedenfalls zweierlei Synagogen, daneben aber gibt es auch noch die traditionellen, wie sie bis vor wenig Jahren durchweg im Osten von Europa noch zu finden waren. Das Ganze war ein geistiger Sieg des Westjudentums über das Ostjudentum und eine glatte Kapitulation der Judenschaft vor den geistigen Idealen der deutschen Aufklärung, vor dem, was man unter Juden «Haskala» heisst.

54. Das Gespräch zwischen Kirche und Synagoge

Durch Staat und Kirche erzwungene Gespräche zwischen Vertretern der Synagoge und der Kirche kennzeichnen die gespannte Lage in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Ich nenne nur drei dieser Disputationen: Paris 1240, Barcelona 1263 und Tortosa 1412. Sie waren eigentlich alle zu dem Zweck angeordnet worden, um in der Oeffentlichkeit der massgebenden Welt des Staates und der Kirche das Vorgehen wider die Juden durch Sondergesetze zu rechtfertigen. Sie waren Vorwand, um den zuvor schon erledigten Gegner, nach beendig-

tem Gespräch, des bösen Willens bezichtigen zu können. Diese Art von Rede und Gegenrede hat uns in diesem Kapitel nicht mehr zu beschäftigen. Es könnte aber doch auch eine andere Art von Gespräch geben, in gegenseitiger Freiheit, zum Zweck, sich ehrlich kennenzulernen, ja, sich vielleicht in diesem oder jenem Punkte zu belehren. Und wenn es nur schon diejenige Belehrung wäre, dass man hernach den trennenden Graben am richtigen Orte sähe.

Der nötigen Voraussetzungen zum Gespräch sind freilich nicht wenige. Hören wir, was Ludwig Börne im Jahre 1816 über das Verhältnis von Judentum und Christentum schreibt: «Worin das böse Verhängnis der Juden besteht, ist schwer zu sagen. Es scheint aus einem dunklen, unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judentum einflösst, das wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christentum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.»[451]) Was Börne hier gesehen hat, wird in der Regel von denen, welche in der neueren Zeit Gespräche über den Zaun führten, entweder nicht geahnt oder dann zeitweilig unterdrückt. Es bedarf nur einer Kleinigkeit während des Gespräches, so springen diese geheimen Türen auf, und was dann hervorkommt, kann einen naiven Christen wohl erschrecken. Als im Jahre 1930 auf Anregung evangelischer Missionskreise in Stuttgart eine Studientagung zur Judenfrage veranstaltet wurde, sprach Martin Buber über die Seele des Judentums und von christlicher Seite Adolf Köberle über die Seele des Christentums. Beide gaben ihr Bestes. Als dann aber im Laufe der Aussprache jemand aus der Versammlung einen direkten Bekehrungsversuch gegenüber Martin Buber wagte, kam es bei letzterem zu einer Explosion, deren Ohren- und Augenzeuge man schon gewesen sein muss, um zu verstehen, was ich meine. Miteinander reden, öffentlich, unter anständigen Leuten, gebildet, gescheit, wohl abgewogen — das ist etwas grundsätzlich anderes, als gegeneinander oder miteinander zu bekennen. Sobald bekannt wird, steht man erst im Licht und in der Wahrheit.[452])

Es muss noch eine weitere Voraussetzung abgeklärt werden, wenn dies überhaupt möglich ist. Welche Synagoge tritt hervor, um ein Gespräch zu führen? Ist's die ursprüngliche Talmud-Synagoge? Oder eine chassidische? Oder eine Reform-Synagoge? Wie weit hat aber hier die Reform hineingegriffen? Da gibt es doch alle möglichen Schattierungen. Würden wir einen jüdischen Philosophen, der Beschneidung und Sabbath nicht mehr als Bundeszeichen respektiert, als gültiges Gegenüber anerkennen können? Lesen wir ein Buch von Henry Bergson (geb. 1859), des mit dem Nobelpreis geehrten Philosophen aus Paris, so hören wir sicher eine echte jüdische Stimme; allein ob sie für ein Gespräch zwischen Synagoge und Kirche zuständig sei, kann man wirklich fragen. Echter war vielleicht das, was Hermann Cohen (geb.

1842, gest. 1918), der grosse neukantianische deutsche Philosoph, in seinem Buche darlegte: «Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums.» Dergleichen bedeutsame Bücher sind jüdisches Bekenntnis. Sie werden aber meistens auf christlicher Seite gar nicht als solches erkannt, sondern mit tiefer Verbeugung als zeitgemässe Philosophie dankend angenommen.

Mit gleichem Recht kann man aber auch untersuchen wollen, wem auf seiten der Reformationskirchen die Vollmacht zustehe, in ein gültiges und fruchtbringendes Gespräch mit Vertretern der Synagoge einzutreten. Wir wollen doch stets bedenken, dass das Neue Testament das Gespräch der christlichen Kirche ist und bleibt, die Synagoge aber auf dasselbe in harter Versteifung mit dem Talmud geantwortet hat und in dieser Starre bis in die Tage der Aufklärung verblieben ist. Will man fruchtbar miteinander reden, so darf es sicher nie neben diesem orginalen und allein gültigen Gespräch vorbeigeschehen. Tut man es dennoch, so bewegt man sich entweder auf Nebelbänken zeitgenössischer Philosophie, oder in den Rosawölklein allgemeiner Tagesschlagworte. Das erstere findet an sich nicht viel Echo, weil geistige Turniere nur von wenigen Menschen genossen werden. In der Regel haben es die Menschen lieber, wenn wirklich drauflosgeschlagen wird, sofern sie selber dabei Sperrsitzplätze haben. Und das rosige Gewölk von Tagesschlagworten bedarf vor allem eines umfänglich gebildeten Frauenpublikums, um die nötige öffentliche Resonanz zu erhalten.

Ein Mann, der wirklich aus seiner Zeitphilosophie heraus über den Zaun hin redete, dessen Spuren man aber sowohl unter seinen Zeitgenossen als auch in der Nachwelt suchen muss, um sie finden zu können, war Salomon Formstecher (1808—1889). Er gab 1841 ein Buch «Religion des Geistes» heraus. In ihm weist er dem Christentum eine sehr eigenartige Rolle zu. Während ihm das Judentum die Weltreligion ist, erkennt er im Christentum die Aufgabe der Weltmission, freilich nicht nur im Christentum, sondern auch im Islam. Beiden ist im grossen Weltenplan die Aufgabe zugewiesen, das zu tun, was weder Aufgabe noch Möglichkeit des Judentums war: das Heidentum mit seiner Form der Götterverehrung zu zerstören. Beide, Christentum und Islam, handeln aber durchaus im Dienste des Judentums, man könnte sagen, als zeitweilige Abspaltungen desselben. Formstecher kann schreiben: «Findet das Judentum ein jedes Proselytenmachen mit seinem wesentlichen Charakter im Widerspruche, weil es seine Wahrheit nur repräsentieren, aber nicht geltend machen soll, so erkennt die Mission des Judentums (das heisst also Christentum und Islam) gerade darin ihre Aufgabe, dass sie die Wahrheit des Judentums in die Menschheit einführen und ihr die Herrschaft erringen soll.»[453]) Die Kirche ist also

für diesen Mann der Synagoge ein wichtiges Werkzeug der Synagoge. Er lässt auch ihre besondern Glaubensformen alle gelten, die Glaubenssätze vom Tod Jesu, von der Dreieinigkeit und anderem mehr, weil er in ihnen technische Hilfsmittel sieht, die dem Missionserfolg dienlich sind. Wenn jedoch das Heidentum einst erledigt sein wird, dann haben Christentum und Islam wieder zurückzutreten; ihre Aufgaben im allerhöchsten Plan sind erfüllt, denn nun wird der Sieg der Religion des Geistes, das heisst in Wirklichkeit des Judentums, sich vollziehen. Diesen höchst interessanten Gedankengängen eines einsamen jüdischen Denkers liegt also die Ueberlegung zugrunde: Der Christ hilft zur Verwirklichung jüdischer Ideale und Ideen mit, nur dass er den Ballast des im besonderen Christlichen mitschleppt oder meint mitschleppen zu müssen. Er hat ein zu schweres und zu unzweckmässiges Gepäck.

Ein jüdischer Schriftsteller aus dem Ostjudentum unserer Tage, Ben-Israel, beschäftigt sich auch stark mit dem Problem des Christentums. Er rechnet das Neue Testament durchaus zum jüdischen Schrifttum, hingegen sei es nicht Kanon, also Regel der Heiligen Schrift. Was ihn beschäftigt, ist der Unterschied zwischen den Propheten des Alten und den Evangelisten des Neuen Testamentes. Beide nehmen nicht nur eine verschiedene Stellung zu den Dingen der Aussenwelt ein, sondern sie vertreten, wie er meint, so stark einen verschiedenen Geist, dass er die Welt der Propheten als anders empfindet denn die Welt der Evangelisten. Er erklärt den Unterschied so, dass die Männer des Neuen Testamentes gedemütigt, bedrückt und vom «grossen Traum vom Reich Gottes» umsorgt seien. Anderseits gehörten eigentlich Daniel und Jesaja 53 ins Neue Testament hinein. Ja, hier sehe man, dass das Neue Testament echt jüdisches Schrifttum sei. Während aber im Alten Testament die Religion der Gesetze hervortrete, sei das Urchristentum die Religion des idealen Imperativs. Hier liege die ganze Not des Christentums und damit der Kirche. Denn in seiner makellosen Vollkommenheit sei der ideale Imperativ nur für eine auserwählte Minderheit bestimmt. So werde aber jegliche Verwirklichung durch das Christentum ein Traum, wie überhaupt seine ganze Haltung ein Traum sei, ein überaus edler, denn nur in der christlichen Feindesliebe werde die Selbstsucht ganz überwunden; aber im Ganzen gesehen, sei es doch, sagen wir einmal: ein heiliger Mythus, dem jegliche Verwirklichung versagt bleibe.[454])

Man kann diesen Versuchen, dem unheimlichen Gegenüber irgendwie gerecht zu werden, die Achtung nicht versagen. Auf tieferen Ebenen befinden wir uns, wenn man gegenseitig die aktuellsten Schlagworte austauscht, sich die Hand schüttelt und sagt: wir sind Brüder. Die gemeinsame Basis ist dann hier der Glaube an den einen Gott oder sagen wir einmal: Monotheismus, ist ferner

Menschlichkeit und Humanität und in der Regel noch ein bewusst schleierhaft gehaltenes Hoffen auf eine bessere Zukunft. In diesem Falle bemüht sich der Christ, aus Höflichkeit und um der Schönheit des Augenblickes willen, sein Bekenntnis zu Jesus Christus ganz unter den Scheffel zu stellen (Matth. 5, 15), während der Jude gern ein kleines Lob in der Richtung gen Nazareth einflicht. Und im Hoffen ist ja vieles möglich. Hoffen kostet nichts, solange man nicht seine Existenz für sein Hoffen wagt. Der Jude wird von Menschheit, von Friede, von Gerechtigkeit, von Welterlösung sprechen, und der Christ wird von diesen schönen Hoffnungen Kenntnis nehmen. Dabei haben beide ihre Hauptsache verschwiegen: der Jude, dass er ausschliesslich für sein Volk und durch sein Volk und nur für sein Volk hofft, im besten Falle für eine geistige Weltherrschaft, die Gott ihm, ja ihm, schenkt. Der Christ aber verschweigt, dass all sein Hoffen auf Jesus Christus ausgerichtet ist und bleiben muss. Um sein Reich bittet er im Unser Vater (Matth. 6, 10). Auf seine Wiederkunft blickt er. Und er weiss, was diese Wiederkunft bedeutet. Man lese Offenbarung 1, 4—8. Vielleicht aber weiss der Christ das alles nicht, ist in seinem Glaubensstand bereits ein Jude geworden, ohne sich dessen bewusst geworden zu sein, während sein Gegenüber sehr fein gemerkt hat, dass die durchaus nicht organisierte philosophische Mission des Judentums der Neuzeit besser funktioniert als seine organisierte synagogale Mission in uralten Zeiten. Es ist doch vielfach so gewesen, dass glaubende christliche Kreise das Evangelium von Jesus Christus in ferne Erdteile trugen, dass in der Heimat aber die reichen, die satten und die sogenannt gebildeten Christen ahnungslos dem sublimierten Geist des Judentums verfielen. Wer «gottgläubig» ist, wer seine «vernünftige» Weltanschauung preist und die Bibel mitleidig behandelt, wer meint, Christentum sei einfach Humanität und Toleranz, wer an das glaubt, was man «eine bessere Zukunft» heisst, wobei er allerdings nicht sagen kann, worin sie besteht, wer meint, Sittlichkeit bestehe in bestimmten Geboten und Verboten, die man bei gutem Willen sehr wohl innehalten könne — der ist aufgeklärter Jude, denn das alles ist ausgesprochen jüdisches Glaubensbekenntnis.[455])

Es ist ja unverkennbar schön und eindrücklich, wenn Vertreter zweier geistiger Grössen, die früher in offenster Feindschaft lebten, versuchen, sich in gerechter Weise zu sehen und sich zu kennen. Dabei wird die Kirche nie vergessen, dass sie an den Verfolgungen der Juden mitschuldig war; aber sie muss auch von der Synagoge wissen, dass grundsätzliches Widerchristentum hier je und je seinen Nährboden gefunden hat. Und zwar ist die von ihrem talmudischen Boden abgefallene Synagoge noch gefährlicher als die alttraditionelle. Dabei wird sie nicht übersehen können, dass auch aus ihrem eigenen Schoss

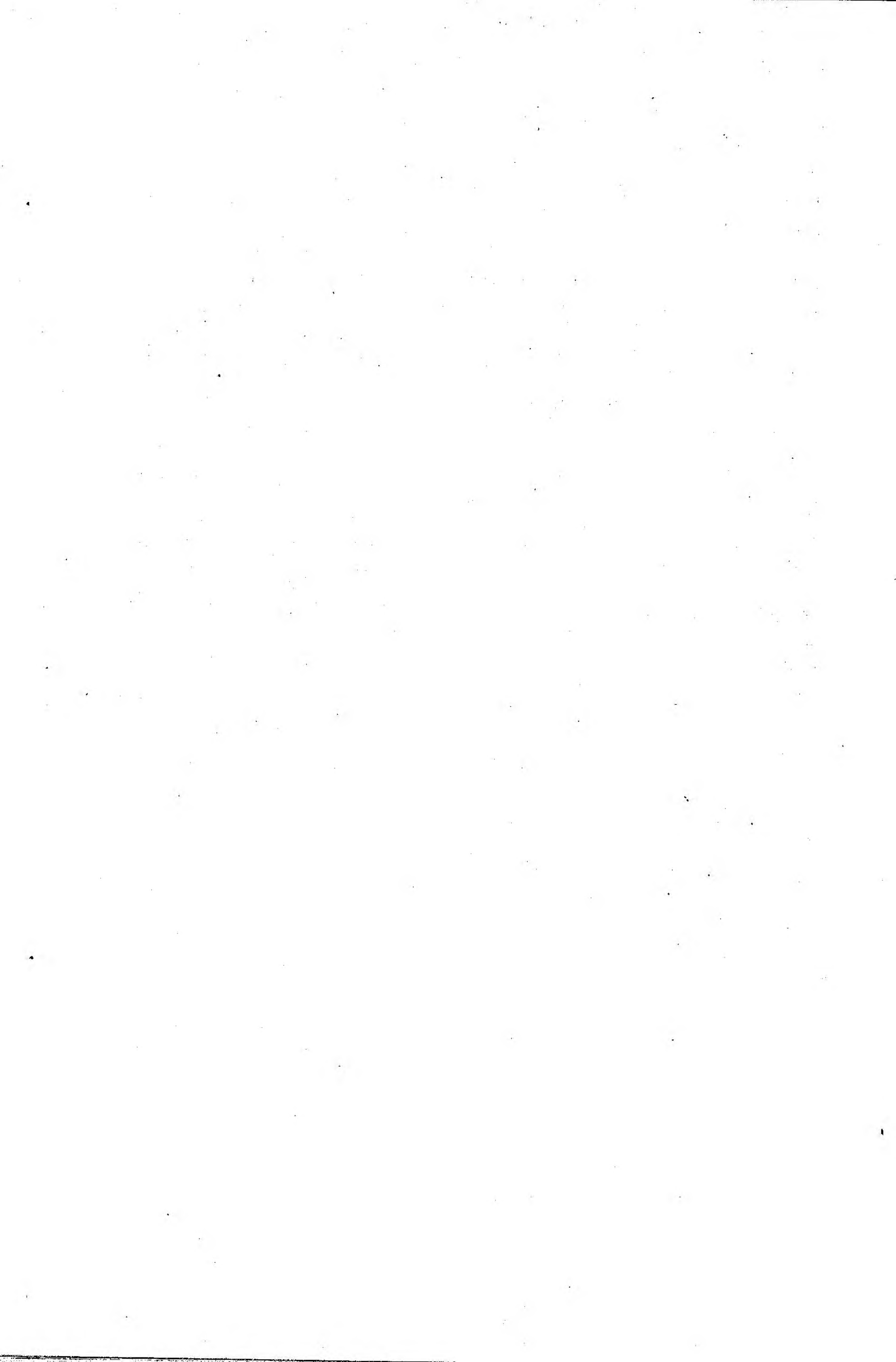
Antichristentum hervorkommen kann. Darum ist es nicht gut, wenn man das Gespräch zwischen beiden Grössen verharmlost oder aus ihm ein Religionstheater für ein kritikloses Publikum macht. Wo dies geschieht, dient man nicht der Sache, und die Kirche wird dabei immer den kürzeren ziehen. Sie wird zur Verleugnung ihres Herrn verleitet.

Dennoch ist es heilsam, wenn dann und wann ein Gesprächsversuch gemacht wird, sei es in Form eines Buches, sei es im offenen Reden miteinander. Ich bin mir durchaus bewusst, dass weite Partien dieses Buches als ein solcher Gesprächsversuch gewertet werden können.[456]) Es geht bei alledem nicht einfach nur um ein Gespräch. Es geht um die Existenz beider Gesprächspartner. Um der gemeinsamen Offenbarungsgrundlage willen stehen ja doch auch Kirche und Synagoge als Angeklagte im Gerichtssaal der Gottlosigkeit. Wer das Wort Gottes grundsätzlich ablehnt, wer von einem lebendigen persönlichen Gott nichts wissen will, wer auch die Sittlichkeit, zum Beispiel der Zehn Gebote und die des Neuen Testamentes, verwirft, verknüpft in einem schroffen, harten Nein sowohl Antisemitismus als auch Antichristentum. Dieses Doppelnein begegnet uns in der Geistesgeschichte erstmals in der Gestalt des in der platonischen Philosophie stehenden Schriftstellers Celsus, welcher zwischen 177 und 180 eine Schrift unter dem Titel: «Das wahre Wort» herausgab.[457]) Celsus war ein stolzer, antiker Heide, hatte sich freilich die Mühe genommen, einzelne Bücher des Alten Testaments zu lesen, wie ihm auch aus den drei ersten Evangelien nicht Weniges bekannt war, allein den Geist dieser Erscheinung konnte er nicht verstehen. Am Judentum fand er immerhin noch etwas Höheres, während ihm das Christentum durchaus als schwächliche Sklavenreligion erschien. Mit sicherem Blick erkannte er, dass im 1. Kapitel des 1.Korintherbriefes Entscheidendes gesagt ist und dass sich hier die Grenze zeigt: «Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache, und was vor der Welt schwach ist, hat Gott erwählt, damit er die Starken zuschanden mache, und was vor der Welt niedrig geboren ist und was verachtet, hat Gott erwählt, das, was nichts gilt, damit er das, was gilt, zunichte mache, auf dass sich kein Fleisch vor Gott rühme.» (1. Kor. 1, 27—29.)

Dass solche Worte einem stolzen, griechischen Gebildeten unfassbar sind, ist begreiflich. Ihm ist die Wirklichkeit Gottes verborgen, des Gottes, der sich in Jesus Christus über die verlorene Menschheit in ewiger Liebe erbarmt. Darum kann er auch nicht ahnen, dass gerade von diesen Niedrigen und Verachteten dennoch eine Erneuerung der Menschheit hervorkommen könne. Ihm bleibt das Geheimnis des Herrenwortes ungelöst: «Ihr seid das Salz der Erde.» (Matth 5, 13.) Darum schlägt Celsus zunächst wider die Christen, aber gleichzeitig auch wider die Juden, in sehr richtigem Ahnen, dass der Baum und die Wurzel, in

ihrem Gegensatz zu seiner Glaubenshaltung, zusammengehören und dass hier der Entscheidungskampf zwischen Göttern und dem wahren Gott geschlagen wird.

Was aber Celsus im 2. Jahrhundert unternahm, vollendete Friedrich Nietzsche (geb. 15. Oktober 1844, gest. 25. August 1900). Nietzsche war der Sohn eines lutherischen Pfarrers. Seine Gestalt kommt aus dem kirchlichen Raum hervor. Sie ist ohne die Erscheinung des Christentums undenkbar. Auch er schlägt wider das Judentum und noch heftiger gegen das Christentum.[458]) Wer hier noch nicht Bescheid weiss, möge Nietzsche selber lesen. Indem nun in unserer Zeit und Gegenwart Nietzsche der Kronphilosoph höchster politischer Instanzen geworden ist, zeigt es sich ja auch mit aller Deutlichkeit, dass von hier aus der gemeinsame Angriff, als Antisemitismus und als Antichristentum, gegen Synagoge und Kirche unternommen ist. Diese Gemeinschaft der totalen Bedrohung bringt beide Verfolgte irgendwie in eine Gesprächsgemeinschaft. Aber dieselbe darf die Kirche niemals dazu verleiten, dass sie um einer, vielleicht notgedrungenen, Gemeinschaft willen ihres Herrn und Erlösers vergesse. Denn darüber besteht kein Zweifel, dass die Synagoge immer Nein sagen wird zu Jesus als dem Christus. Würde sie jemals dieses Nein in ein glaubendes und anbetendes Ja verwandeln, dann hätte sie aufgehört, Synagoge zu sein. Dann könnte sie mit der Kirche, auch mit einer zertretenen Kirche, in die Anbetung einstimmen: «Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob.» (Off. 5, 12.)



X.

DIE JUDEN IN DER FREIHEIT

55. Bannerträger der Freiheit

Der Boden, den wir mit diesem Kapitel betreten, ist wiederum mit Explosionsgefahr geladen. Man weiss, oder glaubt zu wissen, dass im 19. Jahrhundert zum Teil bedeutende Juden in vorderster Front gestanden haben, um einer umfassenden Freiheit zum Siege zu verhelfen. Man nennt die Namen Lassalle oder Marx und stellt sofort die Frage, ob eigentlich Sozialismus und Kommunismus Pflanzen aus dem Gewächshaus des Judentums seien. Dann müsste aber auch der Kapitalismus zu dieser Spezies gerechnet werden, denn wer wollte die überragende Rolle der Firma Rothschild auf diesem Gebiete in Abrede stellen? Man kann aber auch fragen, ob diese jüdischen Bannerträger der Freiheit eigentlich nur ihre Ideale zu verwirklichen begehrten, wie zum Beispiel die Demokratie und in derselben die Pressefreiheit, oder ob ihnen diese Rechte nur Mittel zu ganz anderen Zwecken sein sollten. Jedenfalls stehen wir vor einem unheimlichen Fragenknäuel. Man kann also mit Recht behaupten, es stecke hier ein Minenfeld, dessen Durchquerung nicht gefahrlos sei für den, der sie wage. Ich meine aber, wer einen Kompass durch die Judenfrage zu schreiben sich erkühne, dürfe auch hier keinen Umweg machen, vielmehr sei es gerade hier seine Pflicht und Schuldigkeit, hindurchzuschreiten und zu versuchen, dem Mitgehenden einen gangbaren Weg so zu weisen, dass er einen richtigen Ueberblick über diesen Teil der Sache erhalte.

Wenn uns auch dieser Gang weithin vornehmlich durch deutsche Lande führt, so hat das seinen Grund nicht in einem einseitigen Interesse des Verfassers. Die Dinge liegen vielmehr so, dass der Kampf um die Freiheit naturgemäss dort am schärfsten losbrechen musste, wo auch der zäheste Widerstand gegen alle liberalistischen Neigungen lebte, und das war D e u t s c h l a n d. England mit seinen stark freiheitlichen Idealen, mit seiner einzigartigen Verbindung von monarchischer Repräsentation mit demokratischen Volksrechten, kannte nur im entferntesten solche

Spannungen. Bis zum Jahre 1918 waren ungetaufte Juden in Preussen von hohen Beamtenstellen und Offizierschargen sowie von der Offizierslaufbahn völlig ausgeschlossen.[459]) Erst unter den Erschütterungen der Märzrevolution von 1848 mussten die Fürsten, die ihre stark absolutistischen Ideale bis dahin stramm verfochten hatten, dem berechtigten Begehren des Volkes Zugeständnisse machen, wohlverstanden nicht nur den Juden, sondern überhaupt dem Volk. Fürsten, und mehr noch die «Junker», sahen doch meistenteils im Volk den Feind. Die Demokratie war ihnen das Gespenst. Volk und Demokratie zusammen waren «die Kanaille».[460]) Man muss aber nicht glauben, die Märztage hätten den Juden lauter Freiheit gebracht. In den Orten des Grossherzogtums Baden: Mannheim, Heidelberg und Bruchsal, ging das erregte Volk gleicherweise wider Häuser der verhassten Beamtenschaft wie gegen die Häuser von Juden vor. Es gab Plünderungen und Zerstörungen. Die Anstifter waren Zünfter, welche den jüdischen Konfektionsschneidern zeigen wollten, wer immer noch Herr im Lande sei.[461]) Es gab also kleinere Judenpogrome in diesen Gegenden auch im Jahre 1848. Es schadet nichts, wenn man auch das weiss. Um was der Kampf ging, dürfte im grossen und ganzen bekannt sein: um die Handels- und Gewerbefreiheit, wodurch die Zunftordnung aufgehoben wurde; um die Niederlassungsfreiheit, um die Presse-, Rede-, Vereins- und Versammlungsfreiheit. Alles das betraf jeden Bürger im Lande. Aber die gleiche Welle der Befreiung trieb auch die Juden vorwärts. Denn für sie ging es noch um mehr: endlich um die Gewährung der ganzen Gleichberechtigung. Ihr Kampf wollte das Ganze. Als Gegner mussten die Juden und mit ihnen nicht wenig freiheitsdurstige Männer die Fürsten und den Adel erkennen. Als Gegner standen sie aber auch dem christlichen Bürger- und Bauerntum gegenüber, sofern dasselbe traditionell gebunden und befangen war, und ein nicht übersehbares Misstrauen gegen die möglichen Folgen einer Oeffnung aller Freiheitsschleusen hegte. Dieses Unbehagen wurde sicher auch nicht durch die Erklärungen des jüdischen Vorkämpfers jener Tage Gabriel Riesser (geb. in Hamburg 1806, gest. 1863) beseitigt. Er rückte bis zum Vizepräsidentenamt des Frankfurter Bundestages auf, war freilich kein Antimonarchist, sondern ein eifriger Verfechter eines preussischen Erbkaisertums. Riesser sagte unter anderem im Mai 1848 vor dem Bundestag: «Ich darf es als ein Werk, ich möchte sagen als ein Wunder des Rechts und der Freiheit betrachten, dass ich befugt bin, hier die hohe Sache der Gerechtigkeit und Gleichheit zu verteidigen, ohne zum Christentum übergegangen zu sein.» — «Die Juden werden immer begeistertere und patriotischere Anhänger Deutschlands unter einem gerechten Gesetze werden. Sie werden mit und unter den Deutschen Deutsche werden. Vertrauen Sie der Macht des Rechts, der Macht des einheitlichen Gesetzes und dem grossen Schicksal Deutschlands! Glauben Sie

nicht, dass sich Ausnahmegesetze machen lassen, ohne dass das ganze System der Freiheit einen verderblichen Riss erhalte, ohne dass der Keim des Verderbens in dasselbe gelegt würde. Es ist Ihnen vorgeschlagen, einen Teil des deutschen Volkes der Intoleranz, dem Hass zum Opfer hinzuwerfen; das werden Sie aber nimmermehr tun, meine Herren!»[462])

Eigentlich ist es erstaunlich, dass nicht schon zuvor von jüdischer Seite ein entsprechender Druck ausgeübt wurde, um endlich die Tore der Freiheit für alle, insbesondere aber für die Juden, zu öffnen. Der grosse Aufstieg des Bankhauses Rothschild fällt in die Zeit von 1815 bis 1821. Beinahe alle Staaten Europas machten damals bei dieser Quelle Anleihen. Die Gesamtsumme betrug 1200 Millionen. Die Bedingungen kann man in verschiedenen Fällen nur als wucherisch bezeichnen. 1818 erhielt Preussen durch die Bank Rothschild eine Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling. Preussen willigte in 5 % Zins ein. Aber es erhielt für 2,5 Millionen der Anleihe tatsächlich nur 70 % des Nominalbetrages, musste aber dennoch alles verzinsen. Das war teures Geld.[463]) Rothschild hatte seine Filialen in Paris, Wien, Neapel und London. Das war ein ganzes Netz kapitalistischer Wirtschaftsführung in Reinkultur. Hier wurde sicher während eines halben Jahrhunderts über Krieg und Frieden entschieden. Von hier aus wurden Ministerien eingesetzt und abgesetzt. Ludwig Börne schrieb in jenen Glanzzeiten des Hauses Rothschild aus Paris in einem Brief: «Ein armer Christ küsst dem Papst die Füsse, und ein reicher Jude küsst ihm die Hand. Wäre es nicht das grösste Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf den Thron setzte?»[464]) Um einen Begriff von der inneren Mächtigkeit der Firma Rothschild und von ihrem Aufstieg zu geben, füge ich eine kleine genealogische Uebersicht[465]) bei.

Aus dem im Jahre 1530 im Frankfurter Ghetto beurkundeten Haus «Zum roten Schild» kommt hervor der Stammvater:

Mayer Amschel Rothschild, 1743—1812. Verheiratet mit Gutle Schnapper. Dessen Sohn:

Nathan Mayer Rothschild, 1777—1836, reist 1798 nach England, wird 1804 naturalisiert, heiratet 1806 Hannah, die Tochter des Diamantenhändlers Levy Barent Cohen, wodurch er Schwager von Moses Montefiori wird.

Die Kinder Nathans sind:

1. Eine Tochter: Verheiratet mit Anselm Salomon Freiherr von Rothschild in Wien, ihrem Vetter.
2. Eine Tochter: Verheiratet mit Mayer Carl Freiherr von Rothschild in Frankfurt, ihrem Vetter.
3. Tochter Hannah von Rothschild: Verheiratet 1839 mit Henry Fitzroy, Geheimem Staatsrat, einem Sohn von Lord Southamton.

4. Lionel Nathan de Rothschild, 1808—1857. Parlamentsmitglied. Verheiratet mit Charlotte Freiin von Rothschild in Neapel, einer Cousine.
   4. a) Dessen Sohn: Nathan Mayer, 1840—1915, Lord.
      4. aa) Dessen Sohn: Sir Lionel Walter Lord Rothschild, der Empfänger der Balfourdeklaration.
5. Mayer Amschel de Rothschild, 1818—1874, verheiratet mit Juliana Cohen.
   5. a) Seine Tochter Hannah de Rothschild, 1851—1890, verheiratet mit Sir Archibald Philipp Primrose Earl of Rosebery, englischem Premierminister von 1894 bis 1895.
      5. aa) Deren Sohn Heil James Archibald Primrose, verheiratet mit Victoria Alice Luise Standley, Tochter des Earl of Derby.
      5. bb) Deren Tochter Ruth heiratet den ältesten Sohn von Viscount Halifax, englischem Aussenminister.

In dieser recht kleinen Uebersicht wurden die Zweige des Rothschildhauses in Frankfurt, Wien, Neapel und Paris nicht dargeboten. Allein, das Gesagte mag durchaus genügen, um zu zeigen, welche Dynastie hier neben den fürstlichen Häusern Europas im Laufe eines halben Jahrhunderts aufkam. Waren diese Rothschilde auch Bannerträger der Freiheit? Ja, allerdings, eines in privaten Händen vereinigten Anleihenskapitalismus. Dem Willen zur Verschuldung kam man hier entgegen, dem Willen zur bewussten Staatsverschuldung. Indem nun diese Familie solche Möglichkeiten in die Wirklichkeit umsetzte und hiezu allgemein benützt wurde, stieg ihre Macht auf dem Weg über das Geld in ungeahnte Höhen und erzeugte einen ungeheuerlichen Druck. Wir sehen, dass, wenn die Freiheit ganz entfesselt wird, ihr die Versklavung auf dem Fusse folgt. Wir haben aber kein Recht, die Familie Rothschild hasserfüllt anzuklagen, vielmehr liegen die Wurzeln dieser Entwicklung zum Teil in der Art, wie man die Ideale der Französischen Revolution auslegte, zum Teil in der Aufklärung und zum Teil auch noch tiefer bei den Vätern des eigentlichen Kapitalismus, einem Salmasius und einem Hugo Grotius. Allen Fluch des Kapitalismus den Juden in die Schuhe zu schieben ist Narrheit. Aber, das darf man schon wissen: der Jude versteht es besser als viele andere, jeden Gaul zu reiten, sei es ein Edelpferd oder ein alter Klepper. Darum vollzieht sich des Juden Aufstieg, wenn es zu einem solchen kommt, rascher als derjenige der anderen. Dieser Aufstieg liess sich ja auch in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht aufhalten. Ist es nicht tief symbolisch, dass Eduard Simson, ein in seiner Kindheit getaufter Königsberger Jude, im Januar 1871 im Schloss zu Versailles König Wilhelm I. von Preussen die deutsche Kaiserkrone darreichte?! [466])

Ob wohl der Titel dieses Kapitels ungeschickt gewählt ist? Sind die Juden nun wirkliche Bannerträger der Freiheit gewesen? Schon bei Roth-

schild konnte man stutzig werden. Zur weiteren Beleuchtung dieser Frage reisen wir über den Atlantischen Ozean und fragen, welche Rolle die Juden im Nordamerikanischen Sezessionskrieg gespielt haben. Es gab ja auch noch andere Menschenklassen, denen die Wohltat der Gleichberechtigung vorenthalten wurde. Es wäre eine unglaubliche Horizontverkürzung, wollte man sowohl in dieser Zeitperiode als auch in früheren Jahrhunderten nur das Joch sehen, welches jüdische Schultern wunddrückte. In den Vereinigten Staaten ging es beim Krieg zwischen 1861 und1865 um die Frage der Abschaffung der Negersklaverei. Wie stellten sich die Juden zu diesem einzigartigen Befreiungskampf, bei dem es nun nicht um ihre Sache, sondern um die Sache ging, um die Gleichstellung der verschiedenen Rassen, um die Menschenwürde, um die Verantwortung dem menschlichen Bruder gegenüber, um die Menschlichkeit oder Unmenschlichkeit, welche in dem Buch der protestantischen Pfarrfrau Harriet Beecher-Stowe (geboren 1812, gestorben 1896) «Onkel Toms Hütte» (erschienen 1852) in unvergessbaren Bildern dargestellt ist. Auf welcher Seite standen nun die Juden hier, wo es wirklich um Gerechtigkeit und Humanität ging? Um die Beantwortung dieser Frage richtig zu verstehen, müssen wir einen kleinen Blick auf die Art der Zuwanderung von Juden nach den USA. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts tun. Die erste Hauptschicht eingewanderter Juden waren spanisch-portugiesischen Sephardim. Nunmehr waren sie reich und mächtig, aber auch starr, und in alten Traditionen hart geworden. Hier wusste man nichts von «Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit» auch für die unteren Klassen. Hier regierte durchaus noch das Ideal des mittelalterlichen Spaniens, ja zum Teil des römischen Altertums. Diese Sephardim wohnten als Grossgrundbesitzer mit Tausenden von Sklaven vor allem in den Südstaaten. Dem Präsidenten der Konföderation des Südens, Jefferson Davis, stand als Sekretär des Staatsdepartements der jüdische Advokat und Senator Juda Benjamin mit seiner glänzenden Begabung zur Seite. Die Gegenpartei nannte ihn und seine sephardischen Gesinnungsgenossen: «Israeliten mit ägyptischen Prinzipien.» — Auf der anderen Seite, also in den Nordstaaten, waren besonders die vielen jüdischen Einwanderer aus Deutschland und der angrenzenden Staaten, das heisst: askenazische Juden, im Lande der Freiheit zu einem festen Block geworden. Auch die Entdeckung des Goldvorkommens in Kalifornien hatte mächtige Ströme von Ostjuden angelockt. Als dann 1845 Russland in Russisch-Polen eine so harte Militärdienstpflicht einführte, dass die Betroffenen fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens einem ihnen verhassten Staate hätten opfern müssen, kam ein neuer Strom polnischer Juden nach den Vereinigten Staaten. Diese Askenazischen standen fest und tapfer auf seiten der abolitionistischen Republikaner der Nordstaaten, während, wie wir hörten, die dicken und reichen Sephar-

den die «demokratische» Front der Südstaaten stärkten. Von den europäischen Juden, die für die freie Luft Amerikas dankbar waren, wurde die Wahl eines Abraham Lincoln zum Präsidenten unterstützt und begrüsst. Welche Folgerungen sind nun aus diesem Sachverhalt zu ziehen? Die Westjuden oder Sephardim sind bereit, um ihrer Gleichstellung und ihrer persönlichen Freiheit willen ihr Judentum durchaus preiszugeben. Sie wollen sich, aber sie wollen nicht die Sache, ihre Freiheit, nicht aber die Freiheit. So verhielten sie sich in der Französischen Revolution, genau so im Sezessionskrieg. Die Ostjuden oder Askanazim anderseits sind bereit und fähig, für ein Ideal zu kämpfen, auch wenn dasselbe ihnen selber direkt keinen Vorteil bringt. Sie können wirkliche Bannerträger der Freiheit sein, wenn sie es wollen. Jedenfalls standen nun die Dinge in den Jahren 1861—1865 in den USA. so, dass sephardische Juden im Südheere und askenazische im Nordheere widereinander stritten, dass aber die Askenazim auf die richtige Karte gesetzt hatten.[467])

Wie stand es denn eigentlich im 19. Jahrhundert mit der Sklaverei in Europa? Jedenfalls ist die Abschaffung der Leibeigenschaft nicht so alt, wie Geschichtsunkundige meinen. Der Lehre nach ist Thomas von Aquino, der Kronzeuge der katholischen Kirche, zu gewissen Formen der Leibeigenschaft durchaus positiv eingestellt, dass also Menschen Eigentum eines anderen Menschen oder einer Institution seien. Nicht anders urteilte auch Martin Luther. Eine Abschaffung der Sklaverei musste eigentlich auch den Juden eher ferne liegen, weil auch sie hier neben Thomas von Aquino und neben Martin Luther auf der Schulbank des griechischen Philosophen Aristoteles sitzend, ganz und gar gleich dachten. Zudem hatten sie während Jahrhunderten schwunghaften Sklavenhandel getrieben.[468]) Es war das grosse Verdienst der Wiedertäufer mit ihrer Verkündigung eines radikalen Naturrechtes, und es war die Zeit der Aufklärung, welche die befangene und stumpf gewordene Christenheit aufrüttelte, um endlich auch diese Schande, wenn möglich gleichzeitig mit der Folter, auszumerzen. Die Leibeigenschaft wurde in europäischen Ländern zeitweilig durch den Siegeszug der Französischen Revolution beseitigt, so in Polen 1807, in Bayern 1808. In Preussen wurde die Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft mit Gesetz vom 9. Oktober 1807 aufgehoben. Zugleich wurde auch den Stadtbürgern gestattet, Grundeigentum auf dem Lande zu erwerben, und Adeligen war es fortan nicht mehr verwehrt, ein Handwerk zu erlernen. Freilich hatten nun die zuvor leibeigenen Bauern Ablösungssummen zu entrichten. Dies führte zur Bauernlegerei, das heisst zu neuer Hörigkeit, nur unter andern Vorzeichen. Der Grossgrundbesitz wurde ungemessen verstärkt, der Bauernstand ganz proletarisiert, und, wenn es anging, in die Städte getrieben. Die Hauptschuld

lag hier ohne Zweifel in der brutalen Standeshaltung des Adels und der Landjunkerschaft. Sie hat es auf dem Gewissen, dass ein gesunder Bauernstand nicht aufkommen konnte und dass die Städte proletarisiert wurden. Alles das ist eine indirekte Schuld an der Zuspitzung der Judenfrage, wie sie vor allem in Deutschland Ereignis wurde. Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, dass Zar Alexander II. von Russland am 19. Februar 1861 die Leibeigenschaft aufhob. Bis dahin bestanden neun Zehntel seines Landes aus Grossgrundbesitz. Auf diesem wohnten 47 Millionen Leibeigene. Durch das Gesetz Alexanders II. wurde der russische Bauer nicht nur frei, sondern auch Grundeigentümer. Russland kannte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kein Fabrikproletariat wie England und kein Bauernproletariat wie Norddeutschland. Mit dieser ganzen Sache nun haben die Juden, wenn ich recht sehe, nichts zu tun. Es ging sie auch nichts an, weil die Hörigen ja den andern gehörten. Aber man muss diese Dinge doch auch wissen, damit man nicht einseitig nur jüdische Belange sieht.[469]) Vielleicht hat aber auch hier ein Jude mit seinem unheimlichen Scharfblick richtig geschaut, wenn er den Deutschen die Worte ins Album schreibt: «Weil ihr selbst Sklaven seid, könnt ihr Sklaven nicht entbehren. Ihr macht ja so gern Klassen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen als die Niedrigeren, solltet ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer.» Diese Worte kann man in der Schrift «Der ewige Jude» aus dem Jahre 1821 von Ludwig Börne lesen. Wieso nun aber die Juden im besonderen prädestiniert waren, als Bannerträger der Freiheit durch das 19. Jahrhundert zu schreiten, sagt uns der gleiche Mann in wirklich klassischer Formulierung. In einem seiner Pariser Briefe des Jahres 1832 lesen wir: «Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sklaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heisser als ihr, und weil mein Geburtsort nicht grösser war als die Judengasse und hinter dem verschlossenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz, nur das ganz grosse Vaterland genügt mir, soweit seine Sprache reicht.»[470]) Hier steckt die Lösung des Rätsels, warum so unheimlich oft und leicht Juden den internationalen Bewegungen verfallen oder sich ihnen zuwenden. Es ist die Explosion ihrer ganzen Ghetto-Not. Von dem, was sie entbehrten, kann, wenn es einmal erreichbar ist, nie genug hineingeschlungen werden. Der Hunger nach Freiheit, nach Betätigungsmöglichkeit, nach Machterweis, nach weltweitem Wirken ist ungeheuerlich, weil er jahrhundertelang nie gestillt werden konnte und doch nicht abstarb. Wer wollte sich nunmehr noch wundern, dass die Juden in der unvermeidlichen Gegenbewegung wider den schrankenlosen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts, im Sozialismus und

im Kommunismus, gleicherweise Bannerträger sein konnten und sein wollten, wie auf der Gegenseite?

Wir müssen hier zunächst eines Mannes gedenken, dem man im Kreise der Marx und Engels den Spitznamen «Kommunisten-Rabbi» beilegte. Moses, später Moritz Hess aus Bonn (geboren 1812, gestorben 1875) hatte alle Stationen europäischen Denkens durcheilt und landete etwa ums Jahr 1840 beim damaligen Sozialismus und Kommunismus. Er war ein erklärter Gegner der bürgerlichen Zivilisation. Sein nächstes Ideal waren: Vereinigte Staaten von Europa.[471]) Nun aber wurde er durch ein Ereignis besonderer Art auf ein ganz unerwartetes Geleise geschleudert. Am 5. Februar 1840 verschwand in Damaskus Pater Tomaso, der Guardian des Kapuzinerklosters, samt seinem Diener. Von judenfeindlicher Seite, die dort besonders im katholischen Lager zu suchen war, wurde die berüchtigte Blut-Anklage erhoben. Der türkische Pascha und der französische Konsul veranlassten Verhaftungen angesehener Juden, scheussliche Folterungen und hinderten auch nicht Plünderungen von Judenhäusern. Alles hatte den Anschein, als wären die dortigen Juden rechtlos der Willkür ihrer Gegner ausgeliefert. Allein, nun kam die ganze Judenschaft Europas in Bewegung, an ihrer Spitze Adolf Crémieux in Paris. Es war aber ein langer Kampf, der die Kabinette in London, Paris, Wien und Konstantinopel beschäftigte und dem überschlauen Herrn Aegyptens Mehemed Ali immer mehr Kopfzerbrechen verursachte. Der französische Minister Thiers wollte die Gelegenheit benützen, um dem Bankhaus Rothschild zu beweisen, dass er der mächtigere sei. Allein, es kam alles sehr anders, als der Moslem in Kairo und die Klerikalen in Paris ahnten. Nicht nur musste die Unschuld der Angeklagten anerkannt und, sei es ihnen oder ihren Familien, Genugtuung verschafft werden, sondern es fiel auch Syrien an die Türkei; Thiers wurde gestürzt, und die ganze Welt stand vor der Tatsache, dass die Juden unter sich eine mächtige Bruderschaft sein können. Im ganzen Orient wurden Judenschulen durch den französischen Staat gegründet und gefördert, wodurch der französische Einfluss entschieden zunahm. Das waren die «Crémieux-Schulen». Die deutsche Judenschaft folgte später diesem Beispiel. Man kann also sagen, dass die Damaskusaffäre von 1840 die eigentliche Geburtsstunde des modernen nationalen Selbstbewusstseins des Judentums wurde.[472])

Zu diesem blitzartigen Erlebnis kam für den Kommunistenrabbi Hess der Befreiungskrieg Italiens (1859—1861). Hess sah, dass die Juden, entgegen allen Assimilanten, dennoch eine Nation sind, und stand mit einem Mal vor dem unheimlichen Plan, ob sie sich nicht auch gleich anderen unterdrückten Nationen die Freiheit erkämpfen müssten. Be-

stärkt und mit Beifall aufgenommen wurde er vom ersten Geschichtsschreiber der Schicksale des jüdischen Volkes Heinrich Graetz (geb. 1817, gest. 1891), dessen Werk vom Jahre 1853 an erschien. So kam nun des Kommunistenrabbi Buch: «Rom und Jerusalem» im Jahre 1862 heraus. Wir lesen in ihm: «Nehmt tausend Masken an, verändert Namen, Religion und Sitte und schleicht euch inkognito durch die Welt, damit man euch den Juden nicht anmerke: jede Beleidigung des jüdischen Namens trifft doch euch mehr als den ehrlichen Mann, der seine Solidarität mit seiner Familie eingesteht und für ihre Ehre einsteht.»[473])

Moses-Moritz Hess gehörte zum Kreise eines Karl Marx (geb. 1818 in Trier, gest. 1883 in London). Wenn dieser Mann hier genannt wird, so geschieht es eben nicht zu dem Zweck, beweisen zu wollen, der Kommunismus in marxistischer Fassung sei ein ausgesprochen jüdisches Gewächs. Dieser Beweis ist nicht zu erbringen. Er hätte auch gar keinen Sinn, weil diese Probleme tiefer sind, als dass man sie mit Rassemaßstäben auch nur annähernd erfassen könnte. Marx wollte, wenn ich recht sehe, etwas durchaus anderes, als was zuletzt bei ihm herauskam. Seinen Gegner sah er in der preussischen Regierung und im ganzen Klassenaufbau dieses Landes. Dort hätte er gerne mitgesprochen, wenn möglich in Berlin als Professor doziert, vielleicht sogar auch regiert. Weil das nicht glückte, daher sein ständiges Studieren, Schreiben und Revolutionieren. Man vergesse doch nicht, dass er die Tochter eines Barons, Jenny von Westfalen, zur Frau hatte, dass sein Schwager Edgar preussischer Staatsminister war. Man vergesse nicht, dass sein engster Freund, Mitarbeiter und grosszügiger Gönner, Friedrich Engels, ein im Jahre 1820 in Barmen geborener Sohn einer ausgesprochen pietistischen Kaufmannsfamilie, ihn Jahr um Jahr unterstützte, zum Beispiel im Jahre 1869 allein mit 360 Pfund Sterling. Das reichte freilich nie aus, weil Marx, um des Kredites willen, schön bürgerlich lebte und sehr darauf sah, dass seine Töchter gute Partien machten. Ein schwiegermütterlicher Erbanfall wird sogleich dazu verwendet, um eine noch bessere Wohnung zu übernehmen.[474]) Als sein Buch «Das Kapital» erschienen war, schrieb Marx in einem Brief an Engels: «Ein Buch von 50 Bogen, was so gelehrt aussieht und sogar griechische Noten enthält — das werde der Herr von Bismarck nicht so leicht verbieten können.» Wenn man die persönliche und private Haltung von Karl Marx genau ansieht, kommt man nicht mehr los vom Eindruck, die ganze Entfesselung der Idee des Kommunismus und was damit zusammenhängt, sei bei ihm ungeheuerlicher Vorwand gewesen. Eine riesige Geistesmaschine ist mit dem einen Zweck konstruiert worden, die gegenwärtige Regierung Preussens und die Gesellschaftsordnung jedenfalls in Preussen zu zerschmettern. Dieses Nein ist die Hauptsache, während das Ja in Form des Kommunismus

nur Mittel zum Zweck ist, Vorwand. Man ist beinahe versucht, den Ausspruch zu wagen: Opium für das proletarische Volk, damit es helfe, dieser riesigen Belagerungsmaschine mit ihrer feuerroten Fahne zum Siege zu verhelfen. Es geht bei Marx nicht um den Kapitalismus als solchen, denn was er will und bewirkt, ist letzten Endes reinster Staatskapitalismus. Es geht auch nicht um die Freiheit, denn was herauskommt, ist Staatssklaverei, sondern es geht um ein ungeheuerliches persönliches Ressentiment gegen den Staat, der ihn nicht wollte und ihn vertrieb. Es ist also eine Machtprobe. Aber in der Dynamik der Marxschen Lehre lebt zu unterst Geist vom messianischen Geist des Judentums, ja, auch ein Ahnen von der Verheissung eines Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens. Aber diese Gedanken sind bei anderen Männern in dieser Front jener Zeit viel mehr rein idealistisch vertreten. Der französische Kommunist Etienne Cabet (geb. 1788, gest. 1856) hat immerhin versucht, in der Ortschaft Navoo (Illinois) eine Gemeinde auf kommunistischer Grundlage durchzuführen. Sein kommunistisches Glaubensbekenntnis ist ein ergreifendes, rührendes Zeugnis des Glaubens an das Gute im Menschen. Wann aber hat Marx je persönlich versucht, nichtbürgerlich zu leben?

Auch die sehr bekannten Führer der sozialistischen Arbeiterbewegung Deutschlands, sofern sie aus dem Judentum kamen, umschweben eigenartige Rätsel, Rätsel, die wahrscheinlich die Bewegung mehr belasteten als sie selbst. Paul Singer (1844--1911), in der Firma Gebrüder Singer, war sicher ein ausgesprochen bürgerlich auftretender Führertyp innerhalb der Arbeitermassen. Zu seinem Lob soll aber auch nicht vergessen sein, dass er mit eigenen reichlichsten Mitteln die Bewegung finanzierte.[475]) August Bebel, der den Satz geprägt hat, der Antisemitismus sei der Sozialismus der Dummen, ein ausgesprochener Liebling der grossen Massen, besass ein schönes Landhaus am Zürichsee und hinterliess seinen Erben 375 000 Franken.[476]) Waren sie alle wirklich nur Bannerträger der Freiheit? Hören wir einen Bericht über den Aufenthalt von Ferdinand Lassalle, des aussergewöhnlich gescheiten Begründers der deutschen sozialistischen Arbeiterpartei, in Zürich. Lassalle wurde 1825 in Breslau geboren und starb 1864 in Genf in einem Duell. Der Damaskusskandal wühlte auch ihn mächtig auf, die Reformideale Abraham Geigers begeisterten ihn, der revolutionäre Sozialismus aber riss ihn mit und gewann ihn zu seinem Führer. Dabei meinte er, dem Judentum äusserst ferne zu stehen und trug doch in seinem ganzen Benehmen in genialster Weise den Typ eines eindrucksvollen Juden an sich. Der Biograph von Gottfried Keller, Jakob Bächtold, schreibt über die Nacht vor dem Amtsantritt Kellers als Staatsschreiber des Kantons Zürich vom 22. bis 23. September 1861

folgendes: Keller war in den Gasthof «Zum Schwan» im Mühlebach geladen, weil an diesem Abend der grosse Agitator Ferdinand Lassalle persönlich gefeiert werden sollte. Mit Lassalle waren auch erschienen seine Freundin, die Gräfin Hatzfeld, in roter Bluse und weisser Krinoline, und der Dichter Herwegh. Ein Oberst Rüstow trug als Garibaldianer auch eine rote Bluse. Auf dem Sofa lag eine russische Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Nach dem Tee begann ein Gelage mit Champagner und Zigarren, welch letzteren die Frauen auch sehr gern zusprachen. Keller schaute sich die Sache stumm an. Als dann Lassalle in später Stunde Kunststücke als Magnetiseur und mit Tischrückerei zum besten gab und über dem Haupte Herweghs allerlei Hokuspokus trieb, um ihn einzuschläfern, fuhr Keller auf, brüllte: «Jetzt ist mir's zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner!», ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Riesige Unordnung! Die Weiber heulten. Die Herren aber beförderten den rauhen Schweizer an die Luft. Statt dass Keller um 8 Uhr morgens sein Amt antrat, musste er durch Regierungsrat Hagenbuch selber um 10 Uhr geweckt werden und erhielt eine Rüge, die einzige während seiner öffentlichen Dienste. Er verdankte die Rüge dem grossen jüdischen Arbeiterführer, der ein kleines Gastspiel in Zürich gegeben hatte.[477]) Bannerträger der Freiheit? Sind sie's ganz ehrlich? Wäre Karl Marx Professor in Berlin, wäre Lassalle deutscher Reichsminister geworden, hätte man Paul Singer einen schönen Gesandtenposten übertragen, sie wären nicht das geworden, was ihr Leben zeigt. Darum ist es unrichtig, wenn man Sozialismus oder Kommunismus als jüdische Pflanzen begutachten will. Man könnte sie mit gleichem Recht für die christliche Seite beanspruchen. Denn beide stammen irgendwie aus dem Boden der Heiligen Schrift, freilich unter den naiven und von Gott gelösten Aspekten der Aufklärung. Wenn aber Juden in diese Bewegungen hineinsprangen, so war das meist Vorwand, ein Mittel zu anderen Zwecken. Sie wollten etwas, aber sie wollten nicht immer etwas.

Was diese Männer nicht erlangten, holten sich dann im 20. Jahrhundert ihre kommunistischen Nachfahren. Als im November 1918 in Bayern eine Räterepublik ausgerufen wurde, bestieg Kurt Eisner den Stuhl eines Ministerpräsidenten. Er kämpfte wider die Rückkehr der Monarchie und für eine Diktatur des Proletariats. Am 21. Februar 1919 traf ihn die Kugel des Grafen Arco. Ein gleicher Sturm ging im Jahre 1919 über Ungarn. Die Juden Bela Kun = Kohn, Lajos Biro = Blau, Lajos Hatvany = Deutsch, Pal Sandor = Schlesinger, Tjibor Szamueli und andere mehr setzten sich in den Besitz aller Macht und prägten dem ungarischen Volk wohl unauslöschlich ein, wie die Verwirklichung des integralen Marxismus aussieht.[478]). Die Zündschnüre dieser Explosionen kamen von Russland her. In Russland lebten im Jahre 1897 ins-

gesamt 5 200 000 Juden. Sie wurden schon seit Jahren immer mehr bedrängt. Es war eigentlich wider sie eine Art von geheimem Vernichtungsbeschluss nach dem altägyptischen Muster ausgegeben (2. Mose 1, 10): «Wohlan, wir wollen klug gegen sie vorgehen, dass ihrer nicht noch mehr werden.» Sie wurden in Ansiedlungsrayons gezwungen, von jeder höheren Schulung vertrieben; man schloss massenweise ihre Bethäuser, duldete die grausamsten Pogrome und liess immer wieder Prozesse wegen der berüchtigten Blutanklage aufflammen. Im besonderen wurden sie von Moskau gänzlich ferngehalten. Als von England her Aufklärung verlangt wurde, erklärte die Zarenregierung, die Juden seien in ihrem Kultus durchaus frei. Dass man sie selber in solcher Freiheit totschlug, verschwieg man. Als die Lage immer unhaltbarer wurde, begünstigte die Regierung eine planmässige Auswanderung. Mit dem Gelde des reichen jüdischen Barons Hirsch kamen 6000 nach Argentinien, andere zogen nach Palästina. Der Hauptstrom jedoch ergoss sich in die Vereinigten Staaten, im Schreckensjahr 1891 allein 42 000, im Jahre darauf 76 000. Dieser Strom setzte nicht mehr aus. Wir werden von ihm noch in einem späteren Kapitel hören. 1905 hatte sich ein Bund: «Die schwarzen Hundert» mit der Devise: «Tod den Revolutionären und den Juden» gebildet. Im gleichen Atemzuge nannte man freilich auch Polen und Armenier. In einem Aufruf des Jahres 1905 heisst es: «Sie sind die Wurzel alles Bösen, das ganze Unglück des Lebens. Schon naht der herrliche Augenblick, da es in Russland keine Juden mehr geben wird. Nieder mit den Verrätern! Nieder mit der Konstitution!» Wer wollte sich wundern, wenn die Juden die grosse Wendung nach dem ersten Weltkrieg zunächst begrüssten? Die Kerenski-Zwischenregierung brachte endlich die heissersehnte Gleichberechtigung der Juden mit der anderen Bevölkerung. Allein unmittelbar darauf setzte die Bolschewistische Revolution mit einer grundsätzlichen Verwirklichung der Forderungen des Kommunistischen Manifestes aus dem Jahre 1848 von Marx und Engels ein. Wohl trug nun die neue Zeit für Russland nicht wenige Juden empor. Zum Teil kamen sie in hohe und höchste Aemter, man denke an Leo Trotzki, an Maksim Litwinow und andere. Der tödliche Schuss aber, den der Jude Leonid Kannegiesser auf den damaligen Leiter der Tscheka, Uritzky, abgab, und das missglückte Attentat der Jüdin Dora Kaplan auf Lenin zeigen, dass sich hier ein Graben zwischen Juden und Juden aufgetan hatte, den man sehr genau beachten muss. Nicht die anderen, welche zu hohen Stellungen kamen, wie die bereits Genannten oder wie ein Sinowjew oder Kamenew, waren als Juden Bannerträger der Freiheit, wohl aber diese hier, welche ihr Leben für ihr Ideal einer wirklichen Demokratie wagten. Was aber kam, war nicht Demokratie, sondern Absolutismus, war nicht Gleichheit, wohl aber Diktatur der nunmehr

regierenden Klasse, war nicht Freiheit, sondern die Fortführung der früheren Methoden Russlands unter einem roten Zar, statt unter dem Adlerzeichen jetzt unter dem Sowjetstern.[479])

56. Sturmzeichen

Wilhelm Marr, Sohn eines jüdischen Schauspielers, hatte die Taufe angenommen, ging zum radikalen Journalismus über, wurde hier jedoch wegen ehrloser Handlungen gemieden, veröffentlichte 1879 eine Schrift: «Der Sieg des Judentums über das Germanentum.» Er versah sie mit dem Motto: Vae victis (Wehe den Besiegten). Darin betonte er, die Judenfrage sei ihm ausschliesslich eine Rassenfrage, er wollte den Beweis erbringen, dass «der Semitismus» bereits über das Germanentum in Deutschland gesiegt habe und kündete so das Resultat an: finis Germaniae (das Ende Deutschlands). Zugleich gründete er in Berlin eine Antisemitenliga, um das deutsche Vaterland vor der gänzlichen Verjudung zu retten. Später erhielt die Liga den Decknamen: «Deutscher Reformverein».[480]) Im Philosophen Eugen Dühring fand Marr einen begabten Sekundanten. Bei Dührings Ausschluss aus dem Senat der Berliner Universität hatten jüdische Kollegen mitgewirkt; darin mag ein Grund seines persönlichen Hasses und seiner Rachegefühle gelegen haben. Dühring schrieb 1881 ein Buch «Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage». Darin wurden die Juden als minderwertige Rasse dargestellt, während den Germanen gleichzeitig höchstes Lob gezollt wird. Die sittlichen Anschauungen der Bibel würden nicht nur unter dem Griechentum, sondern selbst unter der germanischen Mythologie stehen. Der einzig positive Beitrag zur Geistesgeschichte der Menschheit von seiten der Juden sei das System des Philosophen Spinoza. Alles andere sei nichts. Darum müsse man auch Lessings «Nathan» durchaus ablehnen. Dühring beantragte, die Juden in eine ägyptische Knechtschaft zurückzuzwingen, alle Mischehen zu verbieten, damit der Verjudung des germanischen Blutes Einhalt geboten werde, und sie so zu Parias zu degradieren.[481]) Man sieht, hier stehen bereits die germanischen Götter wieder auf. Was dann im zwanzigsten Jahrhundert kam, ist hier alles grundsätzlich festgelegt, es bedurfte nur der Verwertung und der Durchführung. Desgleichen haben wir hier den Samen, aus dem dann jener Baum hervorkam, dessen Früchte von Tausenden gekostet wurden, das Buch: «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» (1898) von Houston Stewart Chamberlain. Ja, wir befinden uns hier auch im Zauberkreis der Welt Richard Wagners. Man darf nicht vergessen, dass er in jüngeren Jahren in Paris an der Alleinherrschaft jüdischer Komponisten schei-

terte, eines Meyerbeer, eines Halevi und anderer, und dass er dann im Ring der Nibelungen die germanische Welt bewusst wieder auferstehen liess. Der «Deutsche Gott», von dem Wilhelm II. nicht ungern sprach, war in Wirklichkeit eine germanische Gottheit, die man herzaubern wollte.[482])

Heinrich Heine, der bereits mehrfach genannte Dichter und Journalist, sah diese Entwicklung wie ein Unglücksprophet kommen. Im Jahre 1834 gab er in Paris eine Schrift heraus: «Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.» Sie erschien 1861 auch in deutscher Sprache. Hier steht ein Abschnitt, von dem ich den Leser bitte, ihn mit wirklicher Aufmerksamkeit lesen zu wollen, auch wenn dies zweimal um des ganzen Verständnisses willen geschehen müsste. Heine schreibt: «Unsere philosophische Revolution ist beendet. Hegel hat ihren grossen Kreis beschlossen. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benützt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Aber die Philosophie hätte nimmer Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Die deutsche Revolution wird darum nicht milder als die französische ausfallen, weil ihr die kantische Kritik, der Fichtesche Transzendentalismus und gar die Naturphilosophie voranging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der blossen Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden des europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind. Doch noch schrecklicher als alles wären die Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revolution. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herr von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird, wenn der Fichteaner mutvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert, so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, dass er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, dass er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome. Ihr Nachbarskinder, ihr Franzosen, lächelt nicht über den Phantasten, der ‚im Reich der Erscheinungen' dieselbe Revolution erwartet, die im

Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner.»[483])

Die Zahl der Juden in Deutschland war eigentlich nie besonders hoch. Polen, Oesterreich und Russland konnten mit ganz anderen Zahlen aufwarten. Aber der Aufstieg der Juden vollzog sich in Deutschland mit einer ganz bedeutenden Schnelligkeit. Ich gebe eine kleine Zahlenübersicht.

Preussen: Einwohnerzahl 1816: total 10 349 031.

(Zahl der Juden nach Tausenden)

1816	123	1843	206	1875	339
1819	134	1846	218	1880	363
1822	144	1852	226	1885	366
1825	153	1855	234	1890	372
1828	160	1858	242	1895	379
1831	167	1861	254	1900	392
1834	176	1864	262	1905	409
1837	183	1867	313	1910	415
1840	194	1871	325	1925	403

Diese Zahlen sind im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung durchaus normal, ja eigentlich zeigen sie nur schwächeres Wachstum. Es zeigt sich die Regel, dass der Abfall vom Judentum der Kinderzahl nicht zuträglich ist und dass besonders Mischehen ausgesprochen kinderarm, wenn nicht kinderlos sind. Wer eine Mischehe eingeht, wünscht in der Regel Kameradschaft, aber er will nicht zur Vermehrung des Volkes beitragen, unter dem er lebt. Zum Vergleich nenne ich noch folgende Zahlen: Im Jahre 1880 zählte man in Berlin allein 45 000 Juden, in ganz Frankreich nur 51 000 und in England rund 46 000. Dass in Berlin die Sturmzeichen, von denen wir hier zu reden haben, losbrachen, hängt zum Teil mit diesen Zahlen zusammen, hat aber doch auch seine tieferen Wurzeln in der soeben geschilderten philosophischen Revolution, welche zur Verherrlichung des Staates und des Germanentums führte, während gleichzeitig der Zersetzungsprozess im Judentum soweit vorgeschritten war, dass der Aussenstehende, willig oder widerwillig, nur noch mit der höchst zweifelhaften Erkennungsmarke «Rasse» operieren konnte.

Es muss aber auch an jene wirtschaftlichen Vorgänge erinnert werden, welche sich mit dem Ende und dem folgenschweren Zusammenbruch der sogenannten Gründerperiode einstellten. Es scheint, dass besonders auch Juden und jüdische Firmen nach dem über Frankreich errungenen Sieg eine Rolle spielten, die zu wirtschaftlichen und finanziellen Katastrophen führten, so dass deren Mitbeteiligung und Mitschuld als Zündstoff diente, an dem das antisemitische Feuer besonders leicht zur Entfachung

gebracht werden konnte. Man steht also vor der Tatsache, dass schwere Krisenzeiten, sei es nach einem gewonnenen Kriege, sei es nach einem verlorenen Kriege, wie in der Zeit zwischen 1918—1924, die Lage der Juden kritisch gestalten. Wenn's schief geht, muss der Jude herhalten.[484])

Im September 1879 hielt Hofprediger Adolf Stoecker (1835 bis 1909) im Kreise der Christlich-sozialen Arbeiterpartei in Berlin zwei Vorträge. In ihnen stellte er dem Judentum drei Forderungen: «Ein klein wenig mehr Bescheidenheit, ein klein wenig toleranter, ein klein wenig mehr Gleichheit.» Diese scheinbar harmlosen Zumutungen waren der Funke ins Pulverfass. Die Erregung der Juden erstreckte sich über ganz Europa und schlug Wellen bis nach Afrika. Die Juden übernahmen den Ausdruck «Antisemit», um ihre Gegner zu bezeichnen, und hiessen ihre Freunde «Philosemiten» (Judenfreunde). Um diese eigenartige Wirkung zu verstehen, muss man wissen, dass die Juden damals einen grossen Teil der Presse in Händen hatten. Sie lag also zum Teil in den Händen eines aufklärerischen, wenn nicht freidenkerischen Judentums und war aufs engste mit dem freisinnigen «christlichen» Bürgertum verbunden, zumal soweit dasselbe eigentlich freidenkerisch eingestellt war. Von hieher wurde dem Volk ständig eingehämmert, dass jedes tadelnde Wort wider die Juden ein Verstoss gegen das heilige Gesetz der Toleranz sei, ein Rückfall ins finstere Mittelalter, eine Anmassung, zumal wenn es von seiten der Kirche komme. Der Geist der Synagoge wies über die Presse hin die Kirche nicht nur in die Schranken, sondern zum Teil auch in den Winkel. Die Kirche war eben da für die Frommen, für die Dummen und Zurückgebliebenen, während Wissenschaft und Fortschritt für die Höheren Ziel und Zweck waren. Folglich hatte die Kirche vor allem tolerant zu sein. Von hier aus gesehen muss man Stoeckers Vorstoss verstehen, wenn man ihm gerecht werden will. Seine Bitte löste eine Flut von 496 Schriften aus: 186 antisemitische und 295 philosemitische. Stoecker ging es in seinem Kampf um die Frage, ob sein Volk und Vaterland noch christlich seien oder nicht. Leider fehlte Stoecker eine letzte Innerlichkeit und Tiefe. Er war zuviel Politiker und zu wenig Theologe. Vielleicht wirkte seine nicht allzu ferne katholische Abstammung nach. Stoecker erklärte in einer Rede in Braunschweig am 30. März 1880: «Ich bin in den Abgrund hineingesprungen und wusste nicht, wie tief er war.» Er selber wollte sicherlich nur Gutes. Er versuchte als Christ eine Art von Versöhnung und Verständigung. Allein es hängten sich Elemente an seine politische Bewegung, die ihm im Glauben durchaus ferne standen, denen gewerkschaftliche und antisemitische Interessen im Vordergrund lagen, und die viel dazu beitrugen, die Gestalt Stoeckers in einem schillernden Licht erscheinen zu lassen. Das war die Tragik seines Lebens.[485]) Selbst

der grosse Geschichtsschreiber Theodor Mommsen wurde in seiner Gelehrtenklause von der unangenehmen Zugluft dieser Bewegung gestört. Er meinte, die Sache wäre doch für die Juden ganz einfach. Sie sollten sich ehrlich assimilieren, jegliche Sonderart aufgeben, genau so wie die Hannoveraner und die Hessen. Auch sollten sie einfach Christen werden; denn das Christentum sei ja doch nichts anderes mehr als ein Ausdruck für die europäische Gesittung. Jedenfalls ahnte Mommsen nichts vom Geheimnis des Volkes Gottes.[486])

Nunmehr trat ein Mann auf den Plan, der zu reden entschieden mehr Berechtigung und geistliche Vollmacht hatte, der Philosoph und Geschichtsforscher Friedrich Heman in Basel. Im Jahre 1882 gab er eine Schrift heraus: «Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage.» Ihr Leitsatz lautet: «Suum cuique» (Jedem das Seine). Heman lässt sich als eindringlichster Bussprediger seiner Volksgenossen hören. Den Finger legt er besonders auf den Kampf des Judentums wider das Christentum: «Der Jude hat eine tiefe Antipathie nicht gegen den Christen, aber gegen das Christentum; während es bei den Christen umgekehrt ist, sie haben Antipathie nur gegen die Juden, aber nicht gegen das Judentum.» Allein auch den Christen wird ins Gewissen geredet: «Die Juden haben dem Christentum noch nie rechten Schaden zufügen können, wo nicht vorher die Christen selbst das Christentum geschädigt hatten.» Heman nennt die jüdische Reformbewegung eine Vorläuferin des christlich-kirchlichen Reformertums. Reformer nannte man im letzten Jahrhundert die Vorkämpfer und Väter des heutigen kirchlichen Freisinns. Heman sagte weiter: «Wir wollen als Christen für unsere christliche Kirche nur die Freiheit, welche die Juden für ihre Synagoge besitzen.» Er forderte darum die Trennung von Kirche und Staat, weil der moderne Staat den Idealen und dem Glauben des Reformjudentums erlegen sei. Ich stehe nicht an, zu bekennen, dass diese Schrift Hemans zum Allerbedeutendsten gehört, was nicht nur innerhalb der Judenfrage, sondern was überhaupt in der Geistesgeschichte der letzten sechzig Jahre geschrieben worden ist.[487])

Noch eine letzte Stimme sei genannt. Walter Rathenau, Sohn des Gründers der AEG. in Berlin, geboren 1867, am 24. Juni 1922 durch ein Attentat erschossen. nach dem ersten Weltkrieg deutscher Aussenminister, schrieb 1897 einen erschütternden Bussruf an sein Volk unter dem Titel: «Höre, Israel.» Wir lesen hier: «Ihr sollt die Seele und das Gemüt eurer Landesgenossen begreifen und ehren, anstatt sie durch vorlautes Urteil und frivole Ironie zu verletzen. Worte sind Waffen der Schwachen; wehe dem, der mit vergifteten Pfeilen kämpft.»[488]) So hat es an Sturmzeichen nicht gefehlt. In Gefahr standen alle Betroffenen, die Glieder der Kirche und die Glieder der Synagoge, nicht weniger aber auch

die Abgefallenen der Synagoge und die Gleichgültigen der Kirche. Es gibt aber Zeiten, in denen es dem Menschen verwehrt ist, hören zu können. Denn richtiges Hören, wirkliches Sehen und Umkehr ist Gnade von Gott. Das gilt sowohl für den einfachen Menschen, der neben tausend andern unbeachtet sein bescheidenes Leben fristet, als auch für den Politiker in seiner aussergewöhnlich ernsten Verantwortung.

57. Der Zionismus

Wenn jeweilen am Abend des Versöhnungstages unübersehbare Mengen jüdischer Frommer Jahr um Jahr siebenmal ausriefen: «Nächstes Jahr in Jerusalem!» — was sollte das heissen? Eine Hoffnung? Eine Forderung? Ein Programm? Oder nur eine alte Gewohnheit? Eines ist sicher: das glaubenstreue Judentum hat den Blick gegen Jerusalem nie aufgegeben. Wie es klagte über die Zerstörung des Tempels, so verband es seine Hoffnung auch irgendwie mit dem Land der Erzväter und der israelitischen Könige.[489]) Neben dieser ekstatischen Gebärde hören wir aber auch recht nüchterne Urteile. Michael Friedländer, der Londoner Rabbiner im Anfang dieses Jahrhunderts, schreibt in seiner Glaubenslehre: «Selbst wenn es einer Schar Abenteurer gelänge, mit Waffengewalt die Wiedereroberung Palästinas für die Juden zustandezubringen oder das Heilige Land durch Kauf von den gegenwärtigen Eigentümern wiederzuerwerben, so würden wir in solchem Ereignis nicht die Erfüllung unserer Hoffnung erblicken.»[490]) Es ist nötig, sich dieser Spannungen nur schon innerhalb des Judentums selber bewusst zu sein, weil der Zionismus im Gebiet der ganzen Judenfrage diejenige Erscheinung ist, welche insbesondere in pietistischen Kreisen der evangelischen Kirche und noch mehr in ausgesprochen freikirchlichen und in sektiererischen Gemeinschaften weitaus am höchsten gewertet wird. Diese Kreise sind bewusst endgeschichtlich eingestellt und werden auch von ihren führenden Persönlichkeiten ständig dadurch in dieser Spannung gehalten, dass die Botschaft vom Endgericht, von der Wiederkunft des Herrn Jesus Christus in Herrlichkeit, dass die erste und die zweite Auferstehung, die Kriege des Antichristen und zuletzt die Errichtung des Tausendjährigen Reiches eingehämmert wird. Auf diesen Rahmen ist alles gespannt, auf diese Tonart die Melodie der Seele gestimmt. Dementsprechend findet hier auch alles, was mit Zionismus zusammenhängt, höchstes Interesse und lauten Beifall. Man kann in dergleichen Kreisen nicht nur dem Satz begegnen: «Jesus Christus wird auf dem Oelberg stehen», sondern auch: «Jerusalem wird der Mittelpunkt der Welt werden, und die Nationen werden kommen und den König der Juden anbeten. Es wird von dem gewaltigen Herrscher auf Davids Thron der Segen in alle Länder fliessen.» Wohlverstanden, das steht nicht in

einer jüdischen Schrift, sondern in einer sehr christlichen! [491]) Es ist unverkennbar, dass wir uns hier wiederum in einem ausgesprochen gefährlichen Gelände befinden. Ob wir hindurchkommen, möge der Leser entscheiden.

Beginnen wir mit einer fröhlichen oder soll ich sagen: rührenden Geschichte. Im Anfang des letzten Jahrhunderts lebte in New York ein jüdischer Politiker und Journalist Mardochai Manuel Noah. Als amerikanischer Konsul in Tunis hatte er mancherlei Einblicke erhalten und ahnte die Zukunftsnot seines Volkes. Von Gleichgesinnten unterstützt, kaufte er auf Grand Island, einer Insel des Niagarastromes, Boden, um hier die Asylstadt «Ararat» zu gründen. Er selber hatte sich den «Richter»-Titel beigelegt. Er dachte an das Lebenswerk eines Josua. Im September 1825 erschien in allen Zeitungen sein Aufruf: «Ich, Mardochai Manuel Noah, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, vormals Konsul in Tunis, jetzt Sheriff in New York und mit Gottes Hilfe Herr und Richter in Israel, tue hiemit den Juden der ganzen Welt kund, dass eine Zufluchtsstätte für sie bereit ist, wo sie Frieden, Trost und Glück, die ihnen die Unduldsamkeit und die Vorurteile der vorhergehenden Jahrhunderte genommen haben, wiederfinden werden, eine Zufluchtsstätte ... in der unser Volk die Kunst des Regierens erlernen, des Lichtes der Wissenschaft und Zivilisation teilhaftig werden und sich auf diese Weise auf jene bedeutungsvolle Wiederherstellung seiner alten Heimat, Palästina, vorbereiten wird, deren Nähe unsere Zeit so unzweideutig ankündet.» Die Grundsteinlegung der Asylstadt Ararat fand am 15. September 1825 in Buffalo, und hier in der anglikanischen Kirche statt, weil keine Synagoge zur Verfügung stand. Der Richter Noah erschien in rotseidenem Talar mit einer goldenen Denkmünze auf der Brust. Unter Gesängen, Gebeten und Reden von jüdischer und christlicher Seite wurde der Grundstein geweiht, dessen Inschrift entsprechend der ganzen Aufmachung lautete. Von diesem ganzen Zauber ist nur dieser Stein übriggeblieben. Man kann ihn im Museum zu Buffalo bewundern.[492]) Trotz der Possenhaftigkeit des Ganzen hat aber dieser Noah doch bestimmte Dinge und Zusammenhänge unheimlich richtig gesehen.

Bevor man von dem sprach, was heute Zionismus ist, das heisst: Besiedelung Palästinas durch die Juden auf Grund eines Heimstätterechtes, lebte in den Herzen vieler Juden ein wahrhaft frommes Heimweh nach dem Gelobten Land. Man darf wohl von einem frommen Zionismus sprechen. In allen Jahrhunderten gab es viele ernste Juden, die in ihren alten Tagen nach Jerusalem auswanderten, dort in kümmerlichsten Verhältnissen lebten und ihr Leben in Gebeten nahe der Mauer des einstigen Tempels in Jerusalem beendeten. Sie starben, erfüllt von der Zuversicht, dass nur, wer im Grabe auf der Erde des verheissenen Landes liege, zur

Auferstehung kommen könne.[493]) Diese pilgernden Juden wurden meist nicht gehindert, war doch Jerusalem an sich schon ein Wallfahrtsort ersten Ranges auch für die Christenheit. Auch in der neueren Zeit liess die türkische Regierung diese Pilger gewähren. Hatten sie einen roten Pass, so war alles in Ordnung. Von den Arabern war nichts zu befürchten, weil es diesen zur Zeit Abdul Hamids strengstens verboten war, von ihren arabischen Belangen zu reden.[494]) Wir haben bereits bei Anlass der judenchristlichen Bewegungen vom Advokaten und Evangelisten Joseph Rabinovitz zu Kischinew gehört. Ihn quälte die unmögliche Lage der Juden in Russland, und so meinte er, eine Auswanderung nach Palästina sei zunächst das einzig Mögliche. Als er aber in Palästina selbst die dortigen Juden sah, erschrak er über deren geistigen Tiefstand und über ihre Verschlossenheit. Eines Tages stand er bedrängt und beschwert auf den Oelberg. Da kam es über ihn wie eine Erleuchtung: «Der Schlüssel des Heiligen Landes liegt in den Händen unseres Bruders Jesus.» Fortan wusste er, man muss die Juden zu Jesus Christus führen, dann kann ihnen geholfen werden; eine Heimkehr ins Land ihrer Väter aber ist niemals wirkliche Heimkehr und wahrer Frieden.[495]) Immerhin gab es unter den Juden vor der Zeit des modernen Zionismus Freunde Zions, besonders in Osteuropa. Sie verfügten über eine Organisation, die es manchem Juden ermöglichte, nach Palästina auszuwandern. Es handelte sich in der Regel um altgläubige Juden, aber das alles hatte mit Politik gar nichts zu tun.

Theodor Herzl, als Spross einer assimilierten Budapester Familie im Jahre 1860 geboren, hatte in jungen Jahren den Rohling-Bloch-Prozess und andere Explosionen des Judenhasses erlebt, doch machte das auf ihn keinen Eindruck. Im Jahre 1891 kam er als politischer Berichterstatter der liberalen «Neuen Freien Presse» in Wien nach Paris. Zu diesem Auftrag war er glänzend befähigt. Im Jahre 1894 brach der Dreyfuss-Prozess los. In Wirklichkeit ging es in ihm nicht nur um Judenprobleme oder um Verräterei, sondern um den Kampf der klerikal-royalistischen gegen die radikal-sozialistische Partei. Die erstere bildete in der Armee eine Art Nebenregierung.[496]) Dass selbst Frankreich, das Mutterland der Französischen Revolution, dem Antisemitismus so leicht verfallen könne, war Herzl ein aufwühlendes Erlebnis. Er stürzte sich auf die Judenfrage, der er zuvor keinerlei Beachtung geschenkt hatte, schrieb im Jahre 1895 seine Programmschrift: «Der Judenstaat» und liess sie im Jahre darauf in Wien erscheinen.[497]) Gingen die Freunde Zions so vor: zuerst Besiedelung, dann Heimatrecht, so fing Herzl oben und umgekehrt an: Zuerst ein politisches Recht auf eine Heimstätte in Palästina, hernach Besiedelung auf Grund dieses Rechtes. Wir stehen also hier vor einem nationa-

len und politischen Zionismus. Herzls Gedanken und Pläne waren durchaus freidenkerisch und rein politisch gefasst. Er hatte keinerlei Beziehung zu irgendeiner biblischen Grundlage. «Ich halte die Judenfrage weder für eine soziale noch für eine religiöse Frage, wenn sie sich auch noch so und anders färbt. Sie ist eine nationale Frage, und um sie zu lösen, müssen wir sie vor allem zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rate der Kulturvölker zu regeln sein wird. Wir sind ein Volk, ein Volk! Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft unterzugehen und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man lässt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten. In unsern Vaterländern, in denen wir ja auch schon seit Jahrhunderten wohnen, werden wir als Fremde angeschrieben. Wer der Fremde im Lande ist, das kann die Mehrheit entscheiden; es ist eine Machtfrage, wie alles im Völkerverkehr. Im jetzigen Zustande der Welt und wohl noch in absehbarer Zeit geht Macht vor Recht.»[498])

Im August 1897 fand in Basel der erste Zionistenkongress statt. Es nahmen an ihm 200 Delegierte und 300 Gäste und Korrespondenten teil. Es war aber nicht leicht, die sehr verschiedenen Parteien zusammenzubringen. Herzl fand dann eine parlamentarisch brauchbare Formel, indem er sagte: «Der Zionismus ist die Heimkehr zum Judentum noch vor der Rückkehr ins Judenland.» Denn an Gegnerschaft fehlte es Herzl wahrlich nicht. Der Wiener Rabbiner Moritz Güdemann trat sehr scharf wider ihn auf. Er sagte, der neuerdings aufgekommene Begriff einer jüdischen Nation sei nichts anderes als ein Produkt des modernen Antisemitismus. Die Juden selbst hätten sich seit dem Verlust ihres Staates nie als eine Nation, sondern lediglich als eine im Dienst universaler Ideale stehende Religionsgemeinschaft betrachtet. Im Hinblick darauf, dass die zur Allmenschlichkeit neigende jüdische Religion ihrem innersten Wesen nach antinational sei, bedeute die These von Herzl einen ganz bedenklichen Rückschritt, jedenfalls sei sein Vorgehen ein Irrweg.[499]) Will man die Wichtigkeit des Herzlschen Planes richtig erwägen, so muss man bis zur Synedrion-Versammlung der Judenheit im Jahre 1807 in Paris zurückgehen. Damals erklärten die Juden voll Bewunderung vor Napoleon I., in welchem sie ihren grössten Wohltäter vermuteten, sie seien keine Nation, kein Volk, nur eine Konfession. Zionismus aber heisst: Wir sind ein Volk, keineswegs aber: wir sind nur eine Konfession. Das Rad hat sich also zwischen 1807 und 1897 völlig gedreht. Weshalb hat es sich gewendet? Weil alle dazwischenliegenden Versuch, die Judenfrage wirklich ganz zu lösen, gescheitert sind: die Emanzipation, die Assimilation, das Reformjudentum. Alles, alles hat nicht ausgereicht, um dem Ge-

heimnis des Judentums und dem Rätsel dieses Volkes wirklich beizukommen. Dieses ungeheuerliche Scheitern sah Theodor Herzl, dieser Mann, der erst in seinem 34. Lebensjahre auf die Judenfrage gestossen wurde. Man mag über seinen Lösungsvorschlag denken wie man will, in einem hatte er recht, dass die bisherigen Lösungsversuche die Lösung keineswegs gebracht haben. Alle wahrhaft frommen Juden aber sperrten sich wider Herzl. Sie wussten doch noch soviel, dass die Zukunft des Bundesvolkes Israel in Gottes Hand liegt und nicht in der Hand eines Budapester Juden oder eines englischen Ministers. Sie wussten, dass, wenn Verheissungen wirklich Geltung haben, dieselben durch Gottes Vollmacht in Erfüllung gehen. Was sie aber bei Herzl hörten, war eine bewusste Verweltlichung, eine Entgeistlichung der gesamten Hoffnung Israels, eigentlich eine letzte Folgerung aus der stückweisen Preisgabe jeglicher Glaubenshaltung, indem man so im Politischen landet, dass man nur noch für einen Mythus der Verwirklichung Sinn und Dynamik hat.[500]) Wie sehr übrigens Herzl rein politisch rechnete, geht aus der Tatsache hervor, dass er auch an Uganda und an Argentinien als Heimstätten für sein Volk dachte. Er wollte einfach eine sichere Zuflucht. Die Verwirklichung seiner Pläne erlebte er nicht. Er starb 1904. Herzls einziger Sohn, Hans Herzl, fühlte sich in seiner Umgebung völlig unverstanden, klopfte zuerst beim Okkultismus an, kam dann aber zum Glauben an Christus als an den wahren Heiland aller Menschen, liess sich in der Baptistengemeinde in Wien taufen, geriet aber bald hernach in katholische Kreise. Um Priester werden zu können, liess er sich in die katholische Kirche aufnehmen; allein, da seine Sehnsucht nach Vollkommenheit offenbar auch hier unbefriedigend blieb, beging er Selbstmord.[501])

Das zionistische Banner, das der Hand Herzls so früh entfallen war, wurde von treuen Mitkämpfern ergriffen und erst recht entrollt. Max Nordau (1849—1923), Chaim Weizmann (geb. 1874), Hauptanreger des Planes einer Universität in Jerusalem, Nahum Sokolow (geb. 1861), seit 1906 Generalsekretär des Zionismus, traten in die Lücke. Sokolow und Weizmann verhandelten mit der englischen Regierung wegen der Balfourdeklaration. Als die Engländer im ersten Weltkrieg Palästina eroberten, reifte die Frucht des Herzlschen Lebenswerkes. Am 2. November 1917 schrieb der englische Aussenminister Arthur James Balfour an Lord Lionel Walter Rothschild in London:

«Werter Herr Rothschild! Mit grossem Vergnügen übermittle ich Ihnen namens Sr. Majestät Regierung folgende Sympathieerklärung mit den jüdisch-zionistischen Bestrebungen, die dem Kabinett unterbreitet und von diesem genehmigt wurde: Sr. Majestät Regierung betrachtet mit Wohlwollen die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina und wird die grössten Anstrengungen machen, um die

Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei selbstverständlich nichts unternommen werden soll, was den bürgerlichen und religiösen Rechten bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder der staatsrechtlichen Rechtsstellung der Juden in irgendeinem Lande Abbruch tun könnte. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diese Erklärung zur Kenntnis der zionistischen Föderation bringen wollten.

Ihr ergebener Arthur James Balfour.»[502])

Diese Erklärung bedurfte aber noch der wirklichen politischen Verankerung. Das geschah am 24. Juli 1922 durch die Mandaterteilung über Palästina durch den Völkerbund an England. Das Mandat trat am 29. September 1923 in Kraft.[503])

Die planmässige Einwanderung, die Kolonisation und der eigentliche Aufbau: sie konnten beginnen! Tel Aviv, die moderne Judenstadt, schoss aus dem Nichts empor. Eine hebräische Universität machte von sich reden. Wer sich für Zahlen interessiert, kann sie in den betreffenden Werken nachlesen. Ich gedenke nicht, den Leser mit ihnen zu langweilen. Eines aber sollen wir wissen: es kamen nicht nur Einwanderer zu Tausenden, sondern in aller Stille zogen nicht wenige auch wieder fort, und das arabische Problem nahm immer drohendere Formen an. Es sind eben zum mindesten drei geistig-politische Mächte am Heiligen Land, und besonders an Jerusalem, interessiert, neben den Juden und neben den Arabern auch die katholische Kirche. Dabei haben wir erst noch von der russisch-orthodoxen Kirche, die in älteren Zeiten im Heiligen Lande ausserordentlich mächtig war, abgesehen. Die Dinge liegen nicht so einfach, wie der stark freidenkerische Theodor Herzl, in einer gewissen Oberflächlichkeit, von welcher er nicht ganz freizusprechen sein wird, glaubte. Der Freidenker hat noch immer Kirche, Synagoge und Moschee weit unterschätzt. Weil er glaubt, für sich mit diesen Mächten fertiggeworden zu sein, bildet er sich ein, sie seien auch an sich erledigt. Weil er sich «kirchlich» stubenrein wähnt, hält er Kirche, Synagoge und Moschee usw. für abgeschriebene Posten. Das ist die ungeheuerliche Täuschung, die aus der typischen Horizontknappheit jeglichen Freidenkertums folgt. So kann man schon jetzt erkennen, was Einsichtige bereits vor zwanzig Jahren ahnten und wussten, dass auch der Zionismus nicht die Lösung der Judenfrage sein kann. Er steht erst am Anfang seiner Geschichte, dieser Anfang aber war vielleicht sein schönster und friedlichster Teil.

Es hat nicht an Juden gefehlt, welche inzwischen versuchten, dem reichlich hohlen und gedankenarmen Zionismus mehr geistigen Gehalt zu geben. Es sind zum Teil Männer, die mit der neueren Renaissance des Judentums zusammenhängen. Unter ihnen ist Asher Ginzberg

(1856—1927), in der Oeffentlichkeit bekannt als Achad Haam (= Einer aus dem Volke) zu nennen. Er gründete und leitete von 1889—1897 einen Orden «Söhne Moses» nach Art der Freimaurerlogen und wollte mit diesem Mittel den Zionismus vertiefen. Immer mehr trat er schriftstellerisch hervor. Seine These lautete: «Während der Zionismus im Judenstaat ein Wundermittel gegen Armut und die Gewähr für ein sicheres Leben sowie für eine ehrenvolle Stellung unter den Nationen zu finden hofft, suchen die Chowewe-Zion (die Freunde Zions) in ihm nur eine gesicherte Heimstätte für das Judentum und ein kulturelles Band für die Einigung des Volkes. Der Zionismus beginnt daher sein Werk mit politischer Agitation, die Chibbath-Zion-Bewegung mit nationaler Kultur.»[504]) In gleicher Weise hat sich Martin Buber der geistigen Vertiefung des Zionismus angenommen. In einer Programmrede, welche Buber 1928 in Berlin vor der Liga für das arbeitende Palästina gehalten hat, sagte er: «Es ist das ewige Volk nicht dadurch geworden, dass man es leben liess, sondern dass man es nicht leben liess: dadurch, dass man mehr als das Leben von ihm verlangte, gewann es das Leben. — Also nicht Kulturzionismus bekennen wir, sondern Werkzionismus, Verwirklichungszionismus. Es gibt etwas, was von Israel, gerade von ihm, nur von ihm, verwirklicht werden will und kann. Es ist immer noch dasselbe. Es gibt etwas, was von uns verwirklicht werden will, nicht in der Sphäre des Geistes, denn in ihr gibt es keine Verwirklichung, sondern nur von ihr aus, in der ganzen Breite und Fülle des von Menschen gemeinsam gelebten Lebens: als die wahre Gemeinschaft. Dazu sind wir erhalten worden, dazu erfahren wir die Erneuerung. Darum ist der einzige Zionismus, der geraten kann, der des Gemeinschaftsideals — der sozialistische Zionismus.»[505]) Wieder einmal tritt uns hier ein deutliches Sendungsbewusstsein Israels entgegen. Wir stiessen auf dasselbe dann und wann, in der Regel, wenn es sich um die Verkündigung des Einen Gottes handelte. Hier nun wird uns Israel als das einzige Volk, welches befähigt sei, Gemeinschaft zu verwirklichen, vorgestellt. Diese Verwirklichung bekommt die Etikette: sozialistischer Zionismus. Zionismus aber ist seinem Wesen nach: national-jüdisch. Zu gleicher Zeit also, da das deutsche Volk der Welt immer stärker einzuhämmern beginnt, dass nunmehr es in der Durchsetzung der nationalsozialistischen Ideale zur Verwirklichung echter Volksgemeinschaft schreite, predigt Martin Buber, dass es gelte, nunmehr nach Jerusalem zu schauen, weil dort endlich wahre Volksgemeinschaft verwirklicht werde, wohlverstanden, weil eben nur die Juden das können. Nur sie sind hiezu befähigt. Das Pathos des Sendungsbewusstseins ist auffallenderweise auf beiden Seiten durchaus gleich stark. Ob wir dieses Pathos als deutsch oder als jüdisch zu werten haben, wird nicht leicht abzuschätzen sein, vielleicht ist es in beiden Fällen eine nicht zu verkennende Mischung beider Elemente.

58. Die Juden in der Schweiz seit der Gleichstellung

In der grossen «Weltgeschichte des jüdischen Volkes» von Simon Dubnow heisst eine Kapitel-Ueberschrift: «Die erzwungene Emanzipation in der Schweiz.»[506]) Das klingt nicht lieblich für Schweizerohren. Wir haben aber bereits im Bettagsmandat von Gottfried Keller vom Herbst 1862 etwas davon läuten hören. Es schadet nichts, wenn wir diese Sache hier noch ein wenig genauer unter die Lupe nehmen. Damals lagen die Dinge so, dass ein Handelsvertrag nach dem andern immer auf die Schwierigkeit stiess, dass die Juden bei uns, im Unterschied zum vertragschliessenden Land, nicht gleichgestellt waren. So entstanden Konflikte 1850 mit den Vereinigten Staaten, 1854 mit Grossbritannien, 1863 mit den Niederlanden und vollends mit Frankreich. Jedesmal wurde vom Ausland die Forderung gestellt, alle Bürger des betreffenden Landes in der Schweiz gleich zu behandeln. Weil aber die Juden bei uns unter einschränkenden Gesetzen standen, sperrte sich unsere Behörde wider Bestimmungen, welche ausländische Juden besser gestellt hätten als längst in der Schweiz ansässige. In den damaligen Verhandlungen vor der Bundesversammlung sagte Bundespräsident Dubs: «Wenn wir nun einen Ausblick tun auf die Welt, so finden wir mit Beschämung, dass wir in dieser Judenfrage allein stehen oder in einer Gesellschaft, die fast noch schlimmer ist als das Alleinsein. (Anspielung auf Russland.) Wir sind zum Fingerzeig der europäischen Gesellschaft geworden, und man hat uns in Acht und Bann getan.»[507]) Nun bitte ich den Leser, die genannten Geschichtszahlen vergessen zu wollen und diese Worte von Bundespräsident Dubs sich durchaus gegenwartsnah langsam vorzusagen. Ist es nicht ganz eigenartig, dass wir wenigstens im Zeitpunkt, da ich schreibe, im Spätsommer 1943, in Sachen Judenfrage in Europa, wiederum sozusagen allein dastehen, diesmal aber genau umgekehrt als vor 80 Jahren. Damals konnte man uns eine gewisse Härte und zurückhaltende Vorsicht nicht absprechen. Heute kann man uns eine gewisse Menschlichkeit und wiederum zurückhaltende Vorsicht auch nicht absprechen. Unser Land hat vor 80 Jahren die Gleichberechtigungsräusche und Freiheitshymnen, die man sich offenbar im Ausland geleistet hat, nicht mitgemacht. Notgedrungen haben wir ein anständiges Ja gesprochen. Genau so werden wir heute im Blick auf die Entrechtungsräusche und Versklavungsorgien im Ausland ein nicht weniger deutliches Nein sagen; denn wenn der Schweizer in langer, nüchterner Ueberlegung ein Ja gesagt hat, dann bleibt er dabei und lässt sich durch alle Purzelbäume des Auslandes davon nicht abbringen. Es ist ja hochinteressant zu sehen, wie die Juden selber das damalige «Ja» der Schweiz in seinem Tonfall sehr genau verstanden haben. Man zog wohl haufenweise

durch die Schweiz, aber man zog doch eher spärlich in die Schweiz. Wir werden von den Wanderungen der Juden noch zu hören bekommen. Wüssten die eingefleischten Judenfresser in der Schweiz, wieviel Juden in den Jahren 1920—1935 durch die Schweiz von Osten nach Westen durchreisten, ich glaube, der Schlaf wäre ihnen längst vergangen. Wenn sie nun aber die Zahl derer, die wir im Lande haben, mit der Zahl derer, die weiterzogen und durchwanderten, vergleichen würden, dann könnten sie erkennen, wie die Schweiz von den Juden selber gewertet wird: genau so mit unverkennbarer Nüchternheit, wie auch wir die Juden durchaus nüchtern in unser Blickfeld nehmen. Die Schweiz war ein Stationchen. Ein schönes, wohltuendes, nicht mehr.

Wie sind nun eigentlich die Zahlen in der Schweiz?[508])

Wohnbevölkerung der Schweiz nach Konfession seit 1860.

Jahr	Protestanten	Katholiken	Israeliten	Andere oder ohne Konfession
1860	1 478 591	1 021 821	4 216	5 866
1870	1 566 347	1 084 369	6 996	11 435
1880	1 667 109	1 160 782	7 373	10 838
1888	1 716 212	1 184 164	8 069	9 309
1900	1 916 157	1 379 664	12 264	7 358
1910	2 107 814	1 593 538	18 462	33 479
1920	2 230 597	1 585 311	20 979	43 433
1930	2 330 336	1 666 317	17 973	53 774

Diese Zahlen deute ich so, dass die Juden erst nach 1900 anfingen, unserm Lande zu trauen. Sie ahnten sicher auch vom baldigen Ausbruch des ersten Weltkrieges und kamen gern vorher in die Schweiz, weil sie an deren Verschonung glaubten. Dieses Vertrauen nahm nach dem ersten Weltkrieg entschieden wieder ab. Der Jude wusste nicht genau, ob der Schweizer diesmal wiederum unter dem Druck des Auslandes handeln würde, freilich vorerst einfach in geistiger Weise, indem er dem Götzen Antisemitismus weihräucherte. Er wusste aber diesmal weniger als im Jahre 1913, wieweit die Schweiz wirklich verschont bleibe. So zogen viele zwischen 1920 und 1930 nach den Vereinigten Staaten weg. Nun kann man freilich fragen, ob die hier angegebenen Judenzahlen auch ein richtiges Bild der Lage bieten. Es gibt doch auch konfessionslose Juden, es leben auch nicht wenig in Mischehen. Welche Geheimnisse mögen sich wohl hinter den Zahlen der Konfessionslosen verbergen? Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sie auf marxistische Arbeiterschaft und auf vielfachen Abfall von der katholischen Kirche deute. Hier sind wohl auch Glieder der Mischreligionen wie Anthroposophie und Christliche Wissenschaft unterzubringen, desgleichen

bestimmte Sekten und sektenartige Freikirchen. Wenn von den 53 774 Konfessionslosen des Jahres 1930 5000 zu den Juden geschlagen werden, so mag das vielleicht der Wirklichkeit am ehesten entsprechen. Trotzdem sind die Zahlen der Juden in der Schweiz nach wie vor eher gering. Zum Vergleich setze ich die Promillezahlen hin:

Jahr	Juden	Konfessionslose
1860	2	2
1870	3	4
1880	2	4
1888	3	3
1900	4	2
1910	5	9
1920	5	11
1930	4	13

Auch hier gibt uns die Konfessionslosenstatistik entschieden mehr zu denken. Wir stellen also zunächst das eine fest, dass auf Grund dieser Zahlen kein Mensch von irgend welcher Verjudung der Schweiz reden kann. Wie ist nun das Verhältnis der Bürger und der Ausländer unter den genannten Zahlen von Juden in der Schweiz?

Jahr	Schweizerbürger Israeliten	Ausländer Israeliten
1900	4 972	7 292
1910	6 275	12 187
1920	9 428	11 551
1930	9 803	8 170

Es haben also in zehn Jahren keine 400 Einbürgerungen stattgefunden. Es sind aber mehr als 3000 Ausländerjuden wieder weitergewandert. Solange auf 350 Schweizer ein Jude kommt und auf 350 Einwohner 29 Ausländer, soll man nicht von Verjudung reden wollen.

In der Beamtenschaft sind die Zahlen so, dass von 5000 männlichen Schweizerjuden insgesamt 3500 berufstätig sind. Von diesen stehen höchstens 100 in eigentlichen Beamtenstellen. Der Berufsanteil der Juden zeigt folgendes Bild:

Handel, Banken, Verwaltung	3,5 %	Juden
Redaktoren, Journalisten	3,1 %	»
Aerzte (inklusive Zahn- und Tierärzte) .	3,0 %	»
Anwälte und Notare	2,7 %	»
Musiker	2,0 %	»

Ist man nicht erstaunt über diese geringen Zahlen? Hingegen muss nun

schon gesagt werden, dass die Juden in ganz bestimmten Branchen stark beteiligt sind. Ihr prozentualer Anteil beträgt:

an Warenhäusern	50 %
Textilien und Kleider	22 %
Viehhandel	13 %

Neuerdings scheint es jedoch, dass bestimmte Warenhäuser in katholische Hand übergegangen sind. Ist es nicht ganz verwunderlich, dass die gleichen Leute, die sich äusserst wichtig vorkommen, wenn sie dem Juden nachspringen und auf ihn zeigen, keinen Finger erheben, wenn die katholische Kirche grosse wirtschaftliche Möglichkeiten unter ihren Einfluss oder gar in ihren Besitz bringt? Wer dem judenfeindlichen Finger folgt und entsetzt auf den Juden starrt, sieht das andere nicht. Dieses andere wäre aber weit wichtiger zum Betrachten. Von Hochschullehrern in Amt und Würden, deren Zahl gegenwärtig in der Schweiz 638 beträgt, sind ganze 20, also 3,1 % Juden.[509])

Die letzten 80 Jahre haben uns gezeigt, dass wir es nicht bereuen mussten, den Juden die heissersehnte Gleichberechtigung mit den andern Bürgern zu gewähren. Zu ihrer Ehre soll es auch gesagt sein: sie haben dieses Recht nicht missbraucht. So soll auch nichts daran geändert werden. Wer aus unserer Bundesverfassung auch nur einen Stein lösen möchte, bedroht leicht das ganze Fundament. Wir haben, wenn wir eine sorgfältigere Einbürgerungspraxis durchführen, Handhabe genug, um uns vor unerwünschten Elementen zu schützen. Was wir aber gewährt haben und was auch uns kostbares Freiheitsgut ist, das nehmen wir nicht zurück. Was von wirklichen Juden in der Schweiz lebt, können wir wohl ertragen. Ja, es werden ihrer auch nicht wenige sein, die unserm Lande hier und dort in aller Verborgenheit wertvollste Dienste erwiesen haben zum Dank dafür, dass wir gerade jetzt den Mut hatten, in Sachen Judenfrage abermals anders zu denken als alles Land ringsum.

XI.

DIE SAAT GEHT AUF

59. Die Protokolle der Weisen von Zion

Die Broschüre, der wir in diesem Kapitel unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, hat eigentlich keinen eigenen oder, soll ich sagen, keinen rechtmässigen Titel. Ihre U e b e r s c h r i f t erhielt sie wahrscheinlich durch die Kreise, welche sie im Jahre 1920 in Deutschland herausgaben. Sie lautete zuerst: «Die Geheimnisse der Weisen von Zion.» Zwei Jahre später wurde sie umgeändert in: «Die Zionistischen Protokolle. Das Programm der internationalen Geheimregierung.»[510]) Die Broschüre kam gleichzeitig auch in England und in Amerika heraus. Sie fand rascheste Verbreitung, auch in der Schweiz. Die Verknüpfung mit dem Zionismus hat darin ihren Grund, dass die Herausgeber behaupteten, diese eigenartigen Blätter hätten dem ersten Zionistenkongress in Basel (1897) in einer geheimen Sitzung vorgelegen und seien dort allem Anschein nach genehmigt worden. Ferner wurde gesagt, ihr Verfasser sei der bereits von uns genannte Asher Ginzberg, genannt Achad Haam, der Begründer jenes Bundes der «Söhne Moses», welcher in den Jahren 1889—1898 ein kurzes Leben fristete.[511]) Wir stehen somit vor der sehr eigenartigen Tatsache, dass, wenn das alles stimmen sollte, diese Broschüre, die den N a c h w e i s e i n e r j ü d i s c h e n G e h e i m v e r s c h w ö r u n g erbringen will, in der Zeit zwischen 1897 und 1920 unsichtbar gewesen sein soll, um dann plötzlich nach dem Krieg, allem Anschein nach in Deutschland, entdeckt worden zu sein. Welch hohe Wertung ihr aber hier im Aufstieg des Dritten Reiches zugemessen wurde, erhellt aus dem kurzen Hinweis in Adolf Hitlers «Mein Kampf». Hitler schreibt: «Wenn dieses Buch erst einmal Gemeingut des Volkes geworden sein wird, darf die jüdische Gefahr auch schon als gebrochen gelten.»[512])

Nun aber wurde von Anfang an von den Herausgebern betont, dass man diese Schrift v o n R u s s l a n d h e r erhalten habe. Ein Professor Nilus aus Russland wird genannt. Es hat keinen Sinn, alles hier wiederzugeben, was in dieser Richtung aus einer sehr eigenartigen Versenkung ans Licht

gezogen worden sein soll. Wer sich für die Einzelheiten interessiert, lese es in den von mir angegebenen Schriften nach oder er studiere die Prozessakten in Sachen Echtheit der Protokolle vom Herbst 1934 in Bern. In diesem Prozess war der Vertreter der Zionistischen Klagepartei Dr. Chaim Weizmann und der Vertreter der andern Partei Th. Fischer in Zürich. Festgestellt wurde auf alle Fälle, dass die sogenannten Protokolle weder Protokolle sind noch dass sie irgend welchen Zusammenhang auch nur mit einem einzigen der zionistischen Kongresse haben. Hingegen ist anzunehmen, dass die Broschüre wahrscheinlich in Russland entstanden ist. Vielleicht als wirkungsvolle Waffe, um dem dortigen Judentum den Todesstoss geben zu können. Sie würde hier in die kritischen Jahre um 1905 sehr wohl hineinpassen. Vorläufig wird es kaum möglich sein, alles Dunkel über die Zwischengeschichte dieser Broschüre zu erhellen. Aber sie hat auch eine Vorgeschichte, von welcher wir hernach sprechen müssen.

Den Inhalt können wir kurz so skizzieren, dass hier durch Juden zuhanden führender Juden ein Programm entwickelt wird, wie sie mittels raffinierter Methoden in allen Ländern eine geheime Oberregierung durchsetzen möchten, um auf diese Weise im Lauf kurzer Zeit die ganze Weltherrschaft an sich zu bringen. Durch Sport und Vergnügungen soll das Volk so eingelullt werden, dass es nicht merkt, was mit ihm geschieht. Vor allem muss die öffentliche Meinung durchaus gelenkt und beherrscht werden, so dass alles von dieser Geheimregierung kontrolliert und unsichtbar gelenkt sei. So wird alles vorbereitet bis zum Antritt der eigentlichen Oberherrschaft. «Uns werden sie nicht anrühren, denn der Augenblick des Angriffs wird uns bekannt sein, und wir werden Massnahmen treffen, um uns zu schützen.»[513]) Man findet auch sehr merkwürdige Dinge in der Schrift. Ich lese unter anderem: «Die Untergrundbahnen in den Großstädten werden, bevor die Zeit gekommen ist, unter allen Hauptstädten gegraben sein. Und so besteht die Möglichkeit, von hier aus diese Hauptstädte mit all ihren Organisationen und Archiven in die Luft zu sprengen.» Am klarsten tritt der Geist der Schrift aber in folgenden Sätzen hervor: «Mit einem Worte: wir wissen durch die Erfahrung mancher Jahrhunderte, dass das Volk nach Ideen lebt und von ihnen geleitet wird, dass diese Ideen vom Volke nur durch die Erziehung aufgenommen werden, die jedem Alter angepasst ist, aber sich natürlich in ihren Massnahmen ändert. So werden wir künftig das Aufkeimen jeder freien Meinung zu verhindern wissen und allein die öffentliche Meinung beherrschen. Die Zügelung des Denkvermögens ist schon ein Teil im sogenannten Lehrplan der Ziellehre, deren Zweck es ist, die Gojim (die Nichtjuden) zu gedankenlosen Tieren zu machen, die geduldig auf das warten, was man ihnen vorsetzen wird, um sich eine Vorstellung davon zu machen.»[514])

Im Schlusswort des Herausgebers stehen die Sätze: «So ist es eine unabweisbare Tatsache, dass alle grossen politischen Geschehnisse der letzten Jahrzehnte ein Werk der Juden sind und nur mit deren Willen und Einverständnis sich vollzogen haben, auch das furchtbare Verbrechen des Weltkrieges! Sie allein sind die Verantwortlichen für die furchtbare Notlage der Völker.»[515]) Man will also den Beweis erbringen, die Juden seien nicht nur der Sündenbock des ersten Weltkrieges, sondern sie seien auch die allein Gewinnenden desselben gewesen. Es ist selbstverständlich nicht die Aufgabe dieses Buches, die Schuld oder den Gewinn des ersten Krieges abzuwägen. Das mögen die Geschichtsforscher tun, wenn ihnen jetzt schon genügend Archiveinblicke möglich sind. Wir haben hier lediglich den Charakter der «Protokolle» innerhalb unseres Ganges durch die Wirrnisse der Judenfrage so festzustellen, dass dieselben an ihren rechten Platz gerückt werden. Dass die Protokolle herauskamen, als die Inflation Deutschland heimsuchte und alle Schrekken eines verlorenen Krieges auf dem Volke lasteten, ist sicher kein Zufall gewesen. Man hat doch deutlich den Eindruck, dass es sich in Wirklichkeit nicht um eine Angelegenheit der Juden in erster Linie handelte, wohl aber um eine innerpolitische Sache Deutschlands im Anfang der zwanziger Jahre: ein gross aufgezogenes Ablenkungsmanöver und zugleich die geistige Einleitung des planmässigen Kampfes wider das Judentum. Die Protokolle erhielten eine scheinbar verblüffende Bestätigung durch das Buch: «Der internationale Jude», welches dem Grossindustriellen der Vereinigten Staaten, Henry Ford, zugeschrieben wurde.[516]) Hier wird zu jedem wichtigen Leitsatz der Protokolle der Beleg aus der Gegenwart mit Namen und näheren Angaben dargeboten, freilich alles ohne soliden Nachweis, einfach in nackter Behauptung. Es ist eigenartig und jedenfalls bemerkenswert, dass diese Schriften nunmehr vor zwanzig Jahren in gewissen Kreisen die Sensation des Tages bildeten, seither aber einer auffallenden Vergessenheit anheimgefallen sind, so vergessen, dass der Schreiber sich beinahe schämt, der Vollständigkeit halber daran erinnern zu müssen.

Nun aber wollen wir uns doch auch der sehr merkwürdigen Vorgeschichte der sogenannten Protokolle zuwenden. Im Jahre 1865 erschien in Brüssel eine Schrift unter dem Titel: «Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu, ou la Politique de Machiavel au XIXme Siècle. Par un Contemporain.» Die Schrift wurde im darauffolgenden Jahre in deutscher Sprache in Leipzig herausgegeben. Der Verfasser war ein gewisser Maurice Joly. Die Spitze der Schrift richtete sich gegen die Politik Napoleons III. Wenn mein Gewährsmann richtig orientiert ist, musste Joly als Strafe für seinen Angriff achtzehn Monate absitzen,

wurde durch den Sturz des Kaisers befreit und stürzte sich in den Aufstand der Kommune. Gambetta habe an seinem Grab eine Dankrede gehalten.[517]) Nun hat sich im Jahre 1933 die Rechtsschutzabteilung Basel des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes der nicht kleinen Mühe unterzogen, den Text der Protokolle und denjenigen des Jolyschen Buches Satz um Satz nebeneinander abzudrucken. Das Resultat ist verblüffend. Die Protokolle sind ohne Zweifel eine veränderte und plündernde Wiedergabe des Pamphletes gegen Napoleon III. Indem nun aber diese Wurzel freigelegt ist, haben wir den Beweis in Händen, dass von einem Zusammenhang der Protokolle mit dem Zionismus oder vollends mit dem ersten Zionistischen Kongress keine Rede sein kann. Auch hätte es der gescheite Asher Ginzberg wahrlich nicht nötig gehabt, bei Maurice Joly Gedanken- und Satzanleihen zu machen, wenn er wirklich die Rolle hätte spielen wollen, die ihm vorgeworfen worden ist. Joly wollte mit seinem Pamphlet beweisen, Napoleon III. sei ein gelehriger Schüler Machiavellis gewesen, indem er die Regierungstechnik in dessen Schrift «Vom Fürsten» mit Virtuosität zur Anwendung gebracht habe.[518])

Eine andere Wurzel der Protokolle führt uns zu den geschichtlichen Romanen des heute vergessenen Hermann Goedsche. Unter dem Schriftstellernamen Sir John Retcliff schrieb er im Jahre 1868 einen Roman: «Biaritz.» In ihm steht die Szene einer Geheimzusammenkunft führender jüdischer Rabbiner auf dem Judenfriedhof in Prag. Es ist eine Nachtszene. Eine der Hauptfiguren ist ein gewisser Lasali, in welchem man unschwer Lassalle erkennt. Es wird gesagt, alle hundert Jahre kämen die zwölf Stammeshäupter der Juden zusammen. Hier nun beraten und berichten sie, wie weit die Weltherrschaft der Juden bereits gediehen sei. «Achtzehn Jahrhunderte haben unseren Feinden gehört, das neue Jahrhundert gehört Israel. — Die Fortschritte der sogenannten Kultur der christlichen Völker sind der beste Schutz unseres Strebens. — Wo das Licht ist, sind auch Schatten. Nicht umsonst hat Adonai, der Herr, seinem auserwählten Volke die Zähigkeit der Schlange, die List des Fuchses, den Blick des Falken, das Gedächtnis des Hundes, die Emsigkeit der Ameise und die treue Gemeinschaft des Bibers gegeben. — Die Getauften sind die Stufen, auf denen wir die Wege, so noch verschlossen unserem Volk, erklimmen. — Wir, die Wissenden, sind die Führer, welche die Menge, die blind ist, leiten. — Der natürliche Gegner Israels ist die christliche Kirche. Deshalb gilt es, sie zu untergraben. Deshalb steten Krieg in der Presse gegen das christliche Priestertum und Verdächtigung und Verspottung desselben. Verwandlung der christlichen Schulen in konfessionslose. — Erhaltung fortwährender Unruhe. — Jede Revolution zinst unserem Kapital und bringt uns vorwärts zum Ziel.»[519]) Diese Sätze entstammen einem ganz gewöhnlichen, geschickt

geschriebenen Roman. Dem Sinn nach aber haben wir hier ohne Zweifel eine sehr dicke Wurzel dessen, wozu man die Protokolle gemacht hat. Goedsche + Joly = Protokolle.

Ludwig Börne, von dem wir schon öfters gehört haben, geriet gegen das Ende seines Lebens (er starb 1837) in den Bannkreis des katholisch-revolutionären Expriesters Hugues de Lammenais (geb. 1762, gest. 1854). Dieser eigenartig gescheite und lodernde Geist glaubte zuerst, durch eine Stärkung des Papsttums und dadurch der katholischen Kirche die Völker vor dem Untergang bewahren zu können. Als jedoch Rom 1832 die bürgerliche, die religiöse und die Pressefreiheit in der Enzyklika «Mirari vos» verdammte, überwarf er sich mit seiner Kirche und schied sich zuletzt völlig von ihr. Er schrieb 1834 ein Buch, das mächtigste Verbreitung fand: «Paroles d'un Croyant.» Börne übersetzte es und liess es im gleichen Jahre in Herisau in der Schweiz unter dem Titel «Worte des Glaubens von Abbé de la Mennais» erscheinen.[520]) In diesem Büchlein, das in einem fanatisch-dunklen und schwülen Stil geschrieben ist, stossen wir auch auf die Szene einer Geheimsitzung von Teufeln. Oder sind es Menschen? In einem schwarzausgeschlagenen Saal, von rötlicher Lampe erleuchtet, thronen sieben in Purpur gekleidete, gekrönte Männer. Einer nach dem andern erhebt sich, setzt seinen Fuss auf ein Kruzifix, trinkt aus einem Menschenschädel Menschenblut und gelobt, alles zu tun, um die Freiheit, die Religion Christi, die Wissenschaft und die Gemeinschaft unter den Völkern zu vernichten. «Der Henker ist der erste Minister jedes echten Fürsten.» — Wieder steht einer auf, trinkt Blut, fasst Mut und sagt: «Wollt ihr die Menschen leicht beherrschen, entnervt sie durch Wollust. Die Tugend frommt uns nicht, sie nährt die Kraft; wir wollen sie durch Verführung erschöpfen.» Der siebente erhebt sich und ruft: «Kein Christus mehr, Krieg auf den Tod, ewiger Krieg zwischen ihm und uns! Was also tun? Höret mich; wir müssen die Priester des Christs mit Reichtümern, Ehrenstellen und Macht gewinnen. Und sie werden dem Volk von wegen Christs gebieten, uns in allem unterwürfig zu sein, was wir auch tun, was wir auch befehlen werden. Und das Volk wird ihnen glauben, und es wird aus Gewissenhaftigkeit gehorchen, und unsere Macht wird fester sein als zuvor.» Der Verfasser meint selbstverständlich nicht die Juden. Er sieht hier den Schaden seiner angestammten, der katholischen Kirche. Ihm bangt um den Verlust jeglicher Freiheit. Aber auch er sieht visionär das Bild geheimer Verschwörermächte. Er sieht ein Reich der Finsternis. Damit legt er aber den Finger auf die richtige Stelle. Hinter Menschen können auch Mächte sein. Ja, die Macht, die Gott entgegensteht. Nun kann es doch auch so sein, dass der jeweilige Ankläger in Wirklichkeit der am meisten Belastete ist. Der da meint, er besitze alle Vollmacht, zu rufen: Du bist der Hauptschuldige!, ist selber

von einer finsteren Macht besessen. Wir werden erinnert an die Worte des Herrn: «Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens jedoch in deinem Auge wirst du nicht gewahr» (Mat. 7, 3). Selbstverständlich meine ich damit nicht den Abbé Lammenais.

60. Die Wanderungen der Juden in der Neuzeit

Wenn man einem Volke nachsagen will, es strebe nach der Weltherrschaft, so wird man immerhin auch sagen müssen, wo dieses Volk ist. Vor allem, wo einigermassen das ist, was man seinen Mittelpunkt, seine Spitze, seinen Kopf nennt. Es braucht ja nicht gerade eine Hauptstadt zu sein, aber doch ein politisches oder sonstiges Nervenzentrum. Denken wir zum Beispiel an die weltumspannende Organisation der römisch-katholischen Kirche mit ihren Nuntiaturen in den meisten Ländern, mit ihren Konkordaten, so wissen wir auch und dürfen es wissen, dass der Mittelpunkt dieser Kirche in Rom ist, und hier denken wir an den Vatikan mit dem jeweiligen Papst. Nun geht also der Streit in Sachen der Protokolle der Weisen von Zion tatsächlich um die Frage einer jüdischen Weltherrschaft. Die Juden werden als Schuldige des ersten Weltkrieges angesprochen, desgleichen sollen sie die Hauptgewinner des gleichen Krieges gewesen sein und sollen alles das erreicht haben mittels einer durchaus geheimen Regierung. Welch volltönende Anklagen! Sie setzen den ruhigen Geschichtsbetrachter insofern in Erstaunen, als er nun doch nicht verstehen kann, wieso es diesen mächtigen Juden, welche den Krieg 1914—1918 entfesseln und zu ihren Gunsten abschliessen konnten, nach dem angeblich so mächtigen Gewinn nicht gelang, den Ausbruch der zweiten Kriegskatastrophe zu verhindern. Denn, wenn man einen solch aussergewöhnlichen Preis gewonnen hat, gedenkt man doch auch mit allen Mitteln, ihn behalten zu können. Vielleicht klingen diese Erwägungen manchem Leser reichlich naiv. Ich kann diesen Einwand durchaus verstehen. Was aber die Protokolle vorbringen, ist das etwas weniger naiv? Die Protokolle sind eben nicht das, als was man sie uns servieren möchte, sondern sie sind eine Waffe.

Da kann uns ein Blick auf die Wanderungen der Juden in der neueren Zeit mancherlei Aufklärung geben. Sie werden uns lehren, manches Dunkel zu erhellen und können uns helfen, die Frage eines angeblichen Weltherrschaftstraumes besser als bisher zu beantworten. Nun gibt es freilich mancherlei Angaben über die Zahl der Juden in den einzelnen Ländern der ganzen Welt; aber leider sind dieselben da und dort auch nach jüdischem Urteil nicht hieb- und stichfest. Judengegner pflegen in der Regel angeblich sichere Zahlen und zuverlässige Statistiken zu geben. Das imponiert immer. Die Juden selber

sind hier entschieden ehrlicher. Wir werden darum bald die eine, bald die andere Seite benützen, je nach dem Eindruck, hier oder dort den solideren Boden gefunden zu haben. Immerhin sind die Zahlen soweit fest, dass die Schlüsse, die wir aus ihnen zu ziehen wagen, unbedingt zu verantworten sind.

Wir fangen in Amerika an. Ich gebe eine Uebersicht über die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten:[521])

1808:	3 000	1880:	230 257	1914:	2 933 874
1824:	6 000	1897:	937 800	1918:	3 300 000
1826:	16 000	1905:	1 508 800	1920:	3 602 150
1840:	15 000	1907:	1 777 185		
1848:	50 000	1910:	2 043 762	1937:	4 500 000[522])

Das sind nicht Einwanderungszahlen, sondern Niederlassungsangaben. Hingegen lassen sich selbstverständlich starke Rückschlüsse auf die Einwanderung ziehen. Um 1905 erkennt man deutlich die Wirkungen der Pogrome in Russland. Nicht zu verkennen ist auch eine gewisse Flucht über den Ozean während des ersten Weltkrieges. Eine Tatsache ist aber klar ersichtlich, dass annähernd 3 Millionen Juden in den Vereinigten Staaten innert gut 30 Jahren eingewandert sind. Sie waren bei weitem nicht die einzigen Einwanderer. Aber diese 3 Millionen bedeuten eine Verschiebung eines ganz bedeutenden Volksteiles von Osten nach Westen. Im Jahre 1880 lebten in Europa 88 % aller Juden, 1900 82 % und 1937 noch 60 %. Umgekehrt beherbergte Amerika (Nord- und Südamerika) 1880 3,3 %, 1900 11 % und 1937 30 %. Die Gesamtzahl der Juden auf der ganzen Welt wird von der gleichen Quelle so angegeben:

Europa 10 270 000; Amerika 5 110 000; Asien 939 000; Afrika 666 000; Australien 30 000. Man kommt so auf rund 17 000 000.[523])

Die Schlusszahl stimmt für die Gegenwart nicht, weil anzunehmen ist, dass im zweiten Weltkrieg zwischen 2 und 3 Millionen untergegangen sind.

Eine genaue Untersuchung der Volkszahl der Juden stellt uns vor eine weitere Tatsache. Das ungeheuerliche Judenreservoir zwischen Deutschland und Mittelrussland ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren geborsten und hat sich dorthin ergossen, wohin ein Abfluss möglich war. Hauptströme gingen in die baltischen Länder Lettland und Litauen, ein anderer überflutete Ungarn und Oesterreich. Viele Juden suchten im Balkan Zuflucht, sehr viele auch in Vorderasien und in den Gegenden um Iran. Nicht so viel als man meint, wanderten in Palästina ein. Verschiedene Länder wurden ganz neu vor die Probleme der Judenfrage gestellt, weil sie durch Gebietszuwachs auch einen unerwarteten Zuschuss

von Juden erhalten hatten. Griechenland erhielt durch den Anschluss von Saloniki zu seinen 7000 eingesessenen noch mindestens 80 000 Juden, besonders Sephardim, hinzu. Rumänien erhöhte, indem es Grossrumänien wurde, seine Judenzahl auf eine Million. Gewiss, das geschah durch Grenzverschiebungen. Aber die politische Aenderung zeigte doch auch die grosse Unsicherheit aller Verhältnisse und legte Tausenden von Juden den Gedanken der Auswanderung nahe. Wenn ich recht sehe, wanderten viele gegen Süden. Von Marokko bis gegen Indien sind alle Länder durchzogen von einer eigentlich festbleibenden Judenschaft, welche je und je durchaus imstande ist, ein mehreres aufzunehmen, ohne dabei in die Konflikte zu kommen, welche Palästina mit dem Araberproblem hat. Ich gebe hier eine kleine Uebersicht über die Zahl der Juden in Nordafrika und Kleinasien bis gegen Indien (Stichjahr 1925):[524])

Marokko	150 000	Mesopotamien	40 000
Algier	85 000	Arabisch-Aden	40 000
Tunis	65 000	Persien	40 000
Tripolis	12 000	Buchara	20 000
Aegypten	59 000	Aserbeidschan	25 000
Palästina	83 000	Afghanistan	18 000
Syrien	26 000	Indien	20 000
Türkei (asiatische)	155 000		

Spanien zählte 1919 12 000 Juden, was doch deutlich zeigt, wie sehr dieses Land bewusst gemieden wird. Um so mehr sitzt dann freilich das gleiche Volk vor den Toren Spaniens. Der Bevölkerungsanteil der Juden in Tanger beträgt 19,2 %, so dass die Stadt die grösste Judendichte der ganzen Welt aufweist. Es ist auch lehrreich, von dieser Seite her das ganze Problem anzusehen. Auf Grund der Ereignisse in den letzten Jahren würde jeder Uneingeweihte schwören, die Judendichte in Deutschland müsse ganz bedrohlich gewesen sein. Die Statistik zeigt aber ein ganz anderes Bild.

Judendichte in Prozenten der Wohnbevölkerung (Jahr 1925):[525])

Tanger	19,2	Ungarn	6,3
Polen	12,5	Rumänien	4,8
Palästina	11,1	Oesterreich	4,5
Litauen	7,6	USA.	3,0
Lettland	7,5	Russland (europäisches)	2,8
Gibraltar	7,2	Deutschland	1,0
Aden	6,8	Schweiz	0,5
Türkei (europäische)	6,5		

Ich weiss genau, dass damit nicht alles bewiesen ist. Es kommt sehr darauf an, wo die Juden stehen, ob sie Schlüsselstellungen innehaben oder ob sie in durchaus proletarisierten Verhältnissen leben müssen. In Deutschland lagen die Dinge nach dem ersten Weltkrieg, wenn ich recht sehe, so, dass die Juden erst durch die Weimarer Verfassung zur durchgehenden Gleichberechtigung kamen und diese neuen und ganzen Rechte reichlich ausnützten. Es vollzog sich hier zunächst ein ungeheuerlicher Aufstieg in höhere und höchste Stellen. Und weil durch die Inflation und durch die Revolutionserschütterungen der christliche Mittelstand sozusagen ausgeschaltet war, wurde der Aufstieg der Juden entschieden erleichtert. Dieser Aufstieg ist mit Zahlen leicht zu belegen. Im Jahre 1931 zählte man in der Berliner Dozentenschaft folgende Judenzahlen:

Juristen	44 Professoren, davon	15 Juden
Mediziner	265 Professoren, davon	118 Juden
Philosophische Fakultät	268 Professoren, davon	85 Juden[526])

Das waren ohne Zweifel die Folgen der Zerstörung des christlichen Mittelstandes durch den ersten Weltkrieg und besonders durch die Inflation. Ein Staat, der diesen Stand ruiniert, eine Partei, welche diesen Stand um jeden Preis ausschalten will, erhöhen ohne Zweifel die Gefahr einer gewissen Verjudung. Das ist kein antisemitisches Urteil. Ich lese das einfach aus den Tatsachen der Geschichte und muss es darum hier als deutliche Warnung hinsetzen. Der andere Grund, um dessentwillen in Deutschland eine gewisse Uebersättigung mit Juden eintrat, war deren Zustrom in die Städte, zum Beispiel nach München, Nürnberg, Berlin. Die Zahlen für Berlin sind folgende:

	1910	1925
Einwohner	2 071 257	4 024 165
davon Juden	90 013	172 672
Prozent der Bevölkerung . .	2,29	4,35

Nicht nur bieten die Städte leichtere Erwerbsmöglichkeiten, zumal auf den Gebieten, die dem Juden besser liegen, also etwa in der Kleiderbranche oder im Warenhaus, sondern hier ist er auch weit weniger belästigt als auf dem Lande, wo jedermann jedermann kennt. Wir könnten also den weiteren Satz wagen: Landflucht und sinnlose Vergrösserung der Städte erhöht gleicherweise wie die Zerstörung des christlichen Mittelstandes eine gewisse Gefahr der Verjudung. Die Entwicklung der Dinge in Deutschland zwischen 1920 und 1940 sind ein schlagender Beweis für diese Wahrnehmung.

Nun aber kam der Flüchtlingsstrom aus dem Osten hinzu. Wenn ich aber recht sehe, ergoss sich derselbe entschieden mehr nach Oesterreich, Ungarn und mehr in die Tschechoslowakei als in das Gebiet nördlich der Mainlinie. Aber es ging nun doch so, dass nicht wenige dieser Flüchtlinge aus Polen, Russland usw. hängen blieben und entschieden in jeder Beziehung fremde Elemente waren, nicht einfach als Juden, sondern als Osteuropäer. Auch in der Schweiz ist dies und das hängen geblieben, wurde sogar eingebürgert und gehört nun zum Schweizervolk, Leute, die man in ruhigeren und nüchterneren Zeiten kaum aufgenommen hätte, nicht aus antisemitischen Erwägungen heraus, sondern weil die Kultur Osteuropas unserer ganzen Kultur und Denkungsart völlig fremd ist.

Unsere Uebersicht zeigt uns jedenfalls eine gewaltige Völkerwanderung, in welcher mindestens 3 Millionen Menschen in Bewegung waren. Dieses Volk nun sollte im Begriffe gewesen sein, die Weltherrschaft anzutreten? Weshalb ist es denn gewandert? Weshalb zwang es nicht die andern, zu fliehen? Freilich sind die Juden selber nicht unschuldig an dem, was man ihnen vorwirft. Man kann wirklich sagen: Die Saat geht auf! In den Jahren nach dem Deutsch-Französischen Krieg rief Adolph Crémieux (1796—1880) als Präsident der Israelitischen Allianz: «Ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem muss erstehen an Stelle der Kaiser und Päpste.» Bei der Einweihung einer Synagoge in Nürnberg im Jahre 1874 sagte Rabbi Levin: «An dem Tage, da der Tempel zerstört ward, wurde der Messias geboren, da begann der Erleuchtungsgang Israels als Erlöser der Welt von Wahn und Irrtum.» Damals war auch in einer jüdischen Zeitschrift zu lesen: «Wie der Mensch ein Mikrokosmos, so ist der Jude ein Inbegriff der gesamten Menschheit. Israel ist berufen, der ganzen Welt das Heil zu bringen, und die Zeit ist nahe, wo das Kreuz zerfällt, der Halbmond erlischt, und die heidnischen Völker Asiens und Afrikas sind längst gegen die ererbten Götzen gleichgültig geworden. — Bei allem und allem bleiben die Juden für die Menschheit, was die Sonne für die Welt ist.» Ein Dr. Duschak lässt uns wissen: «Gott hat die Israeliten nicht darum in alle Ecken und Enden der Welt zerstreut, um sie zu bestrafen, sondern um die Welt durch sie zu belehren.»[527]) Aus diesen Zeugnissen spricht zweierlei: Eine gewisse Koketterie mit dem Gedanken der Weltherrschaft, das heisst die Erinnerung an eine durchaus echte jüdische Hoffnung. Zum andern tönt der Gedanke immer neu an: Am jüdischen Wesen muss die Welt noch genesen. Man sieht, dass auch hier eine ganz bedeutsame biblische Wahrheit, dass die Erkenntnis Gottes und die Annahme seines Heiles die Menschheit retten werde, verweltlicht und einseitig übertragen ist auf das Volk der Juden. Die Juden haben hier aus ihrem Volk den grossen Götzen gemacht, indem sie ihr Volk zum Mes-

sias, zum Heilsmittler und zum Erlöser für die ganze Welt ernannten. Sie machen ihr Volk zum Heiland. Diese Sünde ist die Saat, welche vor 70 Jahren durch die Juden in die aufgewühlte Erde Europas und besonders in den Acker Deutschlands gesät wurde. Diese Saat ist aufgegangen. Wie sie aufging, wissen wir.

Blicken wir nochmals hin auf die grossen Wanderungen der Juden in der Neuzeit. Es soll doch niemand glauben, dass es sich um wohlhabende Leute gehandelt habe. Gewiss, es reisten auch reiche Juden durch. Sicher haben sehr reiche Söhne Abrahams ihre Millionen retten können. Aber die grosse Zahl der Wandernden war mehr oder weniger arm. Diesen Armen wurde in aller Verborgenheit vielfach wirklich grosszügig von ihren Glaubensgenossen geholfen. Als der Tempel in Jerusalem im Jahre 70 zerstört wurde, fragten sich die Schriftgelehrten, wodurch der Opferdienst ersetzt werden könne und kamen zur Lehre: Gesetzesstudium, Gebet und Liebeserweisungen seien vollwertiger Ersatz für die Tieropfer im Tempel. Dementsprechend spielt das Wohltun an Bedürftigen eine sehr grosse Rolle.[528]) Die Juden, welche in unsern Ländern eingesessen sind, haben, indem sie ihren armen Volksgenossen weiterhalfen, ihren Wirtsvölkern einen ausgezeichneten Dienst erwiesen. Ihr Wohltun war ein starker Schutz, sowohl für sie selber als auch für die andere Bevölkerung, damit sie nicht für antisemitisches Gift empfänglich werde. Auch die Schweizerjuden haben hierin Grosses getan. Die christliche Bevölkerung hat allen Grund, ihnen dafür dankbar zu sein. Es darf hier auch eines Mannes gedacht werden, dessen Andenken nicht nur unter den Juden, sondern auch unter Nichtjuden im Segen stehen soll, des vorbildlichen Wohltäters Dreyfus-Brodsky in Basel. Er nahm sich seines armen Bruders wirklich an. Ihm verdanken Tausende von verängstigten Juden Leben und neue Existenz.

Welche Bilanz ist aus dem Gesagten zu ziehen? Die Früchte, welche die Gleichberechtigung den Juden in Europa brachte, sind vorläufig alle zertreten. Der Wohlstand, den sie in schneller Jagd nach dem Glück an sich rissen, ist genau so wie der Reichtum ihrer Wirtsvölker ruiniert. Sie haben viel gewonnen, sie haben noch mehr verloren. Auch in Russland erlagen mehr als eine Million Juden den Schrecken der Revolution, und der Grundstock von etwa zwei Millionen Juden, welcher dort wahrscheinlich noch lebt, ist durchaus proletarisiert. Hingegen hat eine Verlagerung nach Amerika, insbesondere nach den Vereinigten Staaten, stattgefunden. Es ist also denkbar, dass nach einer ersten babylonischen Periode der Judengeschichte und nach einer europäischen Periode, welche jetzt zu ihrem Abschluss kommt, eine amerikanische ihren Anfang nimmt. Sie wird, daran zweifle ich nicht, durch-

aus unter den gleichen Gesetzen stehen wie die europäische, so dass es kein Schaden wäre, wenn man drüben diese Gesetze sich näher ansehen wollte. Genaues Geschichtsstudium und richtige Geschichtsdeutung hat sich noch immer gelohnt.[529])

61. Der Arierausweis

Der Gedanke des Sündenbocks spielt in den gegenwärtigen Judenverfolgungen eine unheimliche Rolle. Entnommen ist das Bild und die Idee des Sündenbocks der Bibelstelle 3. Mos. 16, insbesondere den Versen 20—22. Hier wird erzählt, wie der Hohepriester Aaron alle Sünden des Volkes Gottes, sie öffentlich bekennend, symbolisch auf einen Bock legte, und wie dann das Tier in die Wüste gejagt wurde. Hernach folgte dann das eigentliche Sühneopfer im Heiligtum und die Lossprechung des Volkes von aller Schuld. Wenn wir hier vom «Sündenbock» sprechen, so ist damit nichts Gottesdienstliches gemeint. Vielmehr handelt es sich zum Teil um eine Redewendung, aber doch auch um eine Handlung, durch die man sich selber entschulden und einen anderen nicht nur beschuldigen, sondern auch für diese Schuld strafen will. In der Französischen Revolution mussten die Aristokraten als Sündenböcke herhalten. Die Bürger konnten sich nicht genugtun, deren Sünden aufzuzählen und jeden, den sie für einen Aristokraten hielten, an die Laterne zu hängen. In der russischen Revolution nach dem ersten Weltkrieg kamen dann die «Bürger» an die Reihe. Nunmehr waren sie in die Rolle der einstigen Aristokraten vorgerückt. Jeder Proletarier konnte sich nicht genugtun, alle Schuld in dieser Richtung zu sehen und sühnen zu wollen. In unserer Sache müssen es nun die Juden sein. Das ist ohne Zweifel billigste Art, wenn man unbedingt einen Sündenbock feststellen will. Denn hier ist soviel Zündstoff, dass es nicht viel Feuer braucht, um hoch oder niedrig zu fanatisieren. Aber der Christ wolle bedenken, dass man es den Christen im römischen Kaiserreich während guten 300 Jahren durchaus gleich gemacht hat. «Vor die Löwen mit den Christen» war nicht nur eine Redensart, sondern die Bezeichnung und Aechtung aller bekennenden Christen in jener Zeit der Verfolgungen. Wenn aber der Jude Sündenbock sein soll, so hat der Christ nicht lange zu warten, bis er es auch sein wird. Was dann ihm widerfährt, wird aber das, was dem Juden widerfuhr, in den Schatten stellen. Denn der Hass wider Christus ist dunkler und dämonischer als aller Hass wider Juden. Die Juden sind dem Reich Satans eigentlich nicht gefährlich, wohl aber die christliche Kirche, sofern sie wirklich ihren Herrn bekennt, laut ruft und sich

dessen nicht scheut: «Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat» (1. Joh. 5, 4).
Wenn nun in der gegenwärtigen Judennot der Arierausweis eine zeitweilig sehr auffallende und weithin sichtbare Rolle gespielt hat, so sind die Juden selber daran mitschuldig gewesen. Im Mittelalter wusste man ganz genau: Hier ist Kirche, dort ist Synagoge. In dem Masse jedoch, als sehr viele Juden Glauben, Tradition, Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen preisgaben, indem viele konfessionslos wurden, konnten sowohl sie als auch die andern sie nur noch unter dem Begriff «Rasse» feststellen. Auch hier ist eine Saat aufgegangen, die im 19. Jahrhundert zum grossen Teil von den Juden selber gesät worden ist. Man hat sie nun eben dort gepackt, wo sie überhaupt nur noch feststellbar waren. Darin liegt eine gewisse Gerechtigkeit, aber auch eine nicht zu verkennende Tragik. Denn Rasse ist eben kein Bekenntnis. Rasse ist nur ein Sein, und dazu erst noch ein sehr schwer zu umschreibendes Sein. Wenn nun das Sein als Schuld erklärt wird und auf Grund dieser «Seins-Schuld» ganz bestimmte Urteile gefällt werden, so ist das nicht nur jenseits jeglichen Rechtes gehandelt, sondern insofern auch wirklich tragisch, weil der Betroffene als sittliche, geschweige denn als religiöse Persönlichkeit überhaupt gar nicht in Betracht gezogen wird. Im Mittelalter konnten die Juden immerhin noch bekennen. Sie durften noch rufen: «Höre, Israel, der Herr, dein Gott, ist ein einiger Herr» (5. Mos. 6, 4). Wo aber der Arierausweis regiert, ist jegliches Bekennenkönnen ausgeschaltet und so das Opfer des Ausweises jeglicher Menschenwürde entkleidet.

Der Ausdruck Arier stammt aus dem Sanskrit und heisst «Edelgeboren». In der neueren Zeit verstand man unter «arisch» oder «Arier» alle Glieder der indogermanischen Sprachfamilie, unter ihnen vorzugsweise die Germanen in Europa. Dass das Germanentum aber gerade dort, wo der Arierausweis seine grosse Rolle spielt, eine recht fragwürdige Sache ist, ist kein Geheimnis. Das Land östlich der Saale und der Elbe war ursprünglich rein slawisch und wurde erst vom 9. Jahrhundert an mit germanischen Einwanderern durchsetzt, so dass man für jene weiten Gebiete Deutschlands eine Mischung beider Volksstämme vor sich hat. Das mag auch ein Grund für die unleugbare Tatsache gewesen sein, welche sich in der deutschen Geschichte durchgehend verfolgen lässt, dass die süddeutschen Stämme ein ausgesprochenes Fremdheitsgefühl jenen nördlichen Volksgenossen gegenüber nie überwinden konnten. Zudem war der Beitrag des Judentums an das Germanentum in der Zeit zwischen 1800 und 1850 wahrlich kein kleiner. Die Juden haben recht, wenn sie eine stammesmässige Verwandtschaft betonen und sich durchaus darüber im klaren sind, dass sie selber echtere Nichtgermanen sind, als die Germanen in Wirklichkeit Germanen sein wollen. Wie

im Mittelalter, als man die Juden in Spanien ausrotten wollte, das «katholisch» mit einem Krampf betont wurde, so geschieht es nun hier mit dem «arisch». Standen dort abgefallene Juden auf seiten der katholischen Verfolger (ich erinnere an die bereits genannten Paul von Burgos und Geronimo da Santa Fé), so ist es ja auch nicht ausgeschlossen, dass auch im heutigen Kampf abgefallene Juden unter fremder Maske ihr eigenes Volk zertreten.

Der Form nach handelt es sich beim Arierausweis darum, aus den Kirchenbüchern zu belegen, dass der Betreffende kirchlich getauft, konfirmiert, getraut oder bestattet worden ist. Ein Auszug aus Kirchenbüchern zuhanden eines berechtigten Bittstellers ist sicher nicht zu verweigern. Der kirchliche Beamte weiss ja vielleicht in ganz anderen Fällen auch nicht, aus welchen Gründen er diesen oder jenen Auszug aus den Kirchenbüchern geben soll, und tut einfach formal seine Pflicht. Hingegen ist es klar, dass eine Beglaubigung von vollzogenen kirchlichen Amtshandlungen keinerlei Aussage sein kann über die Rassenzugehörigkeit des Menschen, an dem diese Handlungen vollzogen wurden. Gewiss, äussere Kirchenzugehörigkeit wird festgestellt, niemals aber Rassenzugehörigkeit. Es findet also hier eine ungeheuerliche Vermengung von Konfession und Rasse statt, indem formale Ausweise der Kirche zu einem durchaus materialistischen Ganzheitsurteil über den betreffenden Menschen umgewertet werden. Indem die Kirche Auszüge aus ihren Büchern gibt, fehlt sie nicht. Indem aber solche Ausweise in dem hier umschriebenen Sinn umgewertet und missbraucht werden, ist der Arierausweis eine rechtliche Ungeheuerlichkeit. Denn er beruht ja auch auf dem Vorhandensein von Archiven und auf der Zuverlässigkeit der amtlichen Eintragungen. Wie sieht alles das aus, wenn einmal eine grössere Anzahl von Städten samt ihren Archiven einfach nicht mehr existierten! Es sind auch schon Kirchenbücher verbrannt, auch schon welche verschwunden, ja auch schon da und dort überhaupt während Jahren gar keine Eintragungen gemacht worden. Wenn aber das System mit solchen Lücken rechnen muss, dann ist es überhaupt kein System, sondern Willkür, ein Mittel zum Zweck, genau so wie die «Protokolle der Weisen von Zion», eine Waffe, nichts anderes. In der «Judenvorlage» Ungarns vom 23. Dezember 1938 ist vorgesehen, dass 150 Juden, die um Ungarn besonders verdiente Personen sind, nicht unter einen Arierparagraphen fallen, sondern arisiert werden sollen. Es handelte sich in diesem Fall besonders um geadelte jüdische Finanzleute.[530]) Die Möglichkeit der Arisierung ist nicht einfach die Wiedereinführung des Typus «Hofjuden», weil ja in jenen Zeiten die übrigen Juden nicht vernichtet werden sollten, sondern einfach unter schweren Sondergesetzen zu leben hatten, sondern hier handelt es sich um ein Zeichen, dass der ganze Sinn des Arierparagraphen eben an sich keinem gerechten Rechte

entspricht und darum auch unrechtmässige Ausnahmen zulassen kann. Sein Sinn ist völkische Scheidung, Ausscheidung der Juden, Vernichtung alles dessen. was als jüdisch erklärt wird.

Es ist die Pflicht der Kirche, sich in dreifacher Hinsicht gegen den Arierausweis zur Wehr zu setzen. Erstens darf sie nicht dulden, dass Auszüge aus kirchlichen Büchern zu rassischem Wertpapier umgebogen und umgelogen werden. Sie sollte darum eigentlich entsprechende Formulare nicht ausfüllen, sondern für alle Auszüge nur ihre eigenen Formulare benützen. Was dann hernach damit geschieht, ist Verantwortung dessen, der den Ausweis hat. Zweitens hat sie äussersten Protest einzulegen wider jegliche Anwendung des Arierausweises und im Zusammenhang damit eines Arierparagraphen auf die Kirche selber, sei es bei der Frage der Beamtung in der Kirche, sei es bei der Frage der Taufe oder bei der Frage der kirchlichen Gemeinschaft. Durch die heilige Taufe wird jegliche andere Zugehörigkeit, sei es zu einem Volk, sei es zu einer anderen Rasse — man denke an die Neger — sei es zu einer anderen Volksklasse oder einem besonderen Familienverband grundsätzlich überhöht, grundsätzlich um unserer Zugehörigkeit willen zu Jesus Christus, dessen Eigentum wir sind, umgewertet. «Ist jemand in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden.» Wer aber in dieser Glaubensgemeinschaft leben darf und dazu gehört, der steht unter der Regel der christlichen Kirche: «Hier ist nicht Jude noch Grieche — denn ihr seid allzumal einer in Christus» (2. Kor. 5, 17, und Gal. 3, 28). — Drittens kann die Kirche nicht schweigen zu dem, was Arierausweis, Arierparagraph, Protokolle und was damit zusammenhängt, bezwecken: die Ausrottung oder zum mindesten die grundsätzliche Entrechtung und Beraubung der Juden. Zu solchem Unrecht kann und darf die Kirche nicht schweigen. Und wenn sie um dieses Zeugnisses willen selber leiden und sterben müsste, wohlan, dann ist sie doch immerhin Kirche Jesu Christi gewesen und wird Teil haben am Sieg ihres Herrn in alle Ewigkeit. Wenn sie jedoch schweigt, dann hat sie nicht nur den Juden als Menschenbruder und als Glied des wahren Gottesvolkes verleugnet, sondern auch ihren Herrn und Heiland nicht bekannt und hat damit aufgehört, christliche Kirche zu sein.[531])

62. Verfolgungen und ihre Folgen

Der Westgotenkönig Sisebut (612—620) stellte sich wie sein Vorgänger Rekared auf den Grundsatz: Ein Staat — ein Glaube. Er ging gegen die Juden so vor, dass er ihnen jeglichen Besitz christlicher Sklaven verbot. Liess sich aber ein Jude taufen, so war er aller Be-

schränkungen enthoben. Daraufhin liessen sich viele Juden zum Schein christlich taufen. Sein Nachfolger Swintila (621—631) lenkte ein, indem er den treuen Juden die Ausübung ihres Gottesdienstes gestattete. Mit der Thronbesteigung des Königs Sisenant (631—636) drehte das Blatt. Die teils zwangsweise getauften, teils zum Schein übergetretenen Juden machten der Kirche und dem Staat Beschwerden. Die Synode von Toledo im Jahre 633 legte darum zehn Kanones in Sachen der Juden fest. Danach sollen die Bischöfe die zum Schein Getauften zwingen, christlich zu glauben und zu leben. Getaufte Kinder solcher Juden müssen in Klöstern erzogen werden. Ein mit einer Christin verheirateter Jude muss sich taufen lassen, oder die Ehe wird geschieden. Den getauften Juden aber ist jeglicher Verkehr mit ungetauften Juden untersagt. Mit diesen Kanones machte man die zum Schein Getauften zu Leibeigenen der Kirche. Freilich waren sie nicht gehindert, sich mittels Bestechungssummen gewisse Freiheiten zu erwerben. Nicht wenige der Würdenträger, die an der Synode gern ihr Ja-Wort abgaben, verstanden es hernach ausgezeichnet, als Erpresser sich zu bereichern und den Juden gewisse Rechte trotz allem einzuräumen. König Chintilla (636—640), mit dem Titel «Allerchristlichster Fürst» geschmückt, erlangte von den Juden Bußschreiben, in welchen sie ihre heuchlerische Haltung demütig eingestanden und gelobten, fortan Musterchristen zu sein. Sie wollten alles Jüdische ablegen, nur den Genuss von Schweinefleisch möge man ihnen erlassen, weil es sie ekle. König Chindasswint (642—649) verordnete die Todesstrafe, falls ein Christ, der eigentlich ein Jude sei, seinen Sohn beschneiden lasse. König Recesswint (649—672) fuhr in dieser scharfen Tonart fort: «Ich will euch über die Lebensweise und die Sitten der Juden in Kenntnis setzen, weil es mir nur allzu bekannt ist, wie sehr das von mir beherrschte Land durch diesen Aussatz befleckt ist», sagte er vor einer erneuten Synode zu Toledo (653). Er forderte strengste Ueberwachung der Juden. Freilich galt es auch, die Geistlichkeit zu beobachten, kam doch nicht nur Bestechung vor, sondern selbst Verkauf von christlichen Sklaven durch Christen an Juden. König Wamba (672—680) musste sich eines Feindes von aussen her erwehren und war darum für jüdische Hilfe in der Zeit der Not nicht undankbar. Bereits waren übrigens nicht wenig Juden nach Nordafrika zu den Arabern geflohen, genossen dort alle nur wünschenswerte Freiheit und halfen mit an der sehr planmässigen Aufrüstung für den Schlag nach Norden. Endlich bestieg der Byzantiner Graf Erwig (680—687) den Thron des spanischen Westgotenreiches. In seiner Thronrede rief er: «Ich beschwöre euch, rafft euch auf, rafft euch doch endlich auf! Zerreisset die Netze der Ungerechten, läutert die gottlosen Sitten der Frevler, eifert gegen die Treulosen und, was das wichtigste ist, reisst mit der Wurzel die jüdische Pest

a u s.» Erwig legte 28 Artikel fest, um dieses Programm durchzuführen. Der Unterschied zwischen getauften und ungetauften Juden fiel weg. Die jüdische Religion war an sich verboten. Biblische Begründung suchte man in der Stelle: «Das Himmelreich wird mit Gewalt erschlossen und die Gewalt brauchen, reissen es an sich» (Mat. 11, 12). Verbote über Verbote hagelten nur so auf die Juden. Uebertretungen hatten in der Regel Abreissen der Kopfhaare zur Folge. Lässt eine Jüdin ihren Sohn beschneiden, so wird ihr selber die Nase abgehauen, damit sie «das von ihr begangene Verbrechen beweinen möge». Wer am «Tag des Herrn», also am Sonntag, auch nur die geringste verdächtige Arbeit vollbringt, wird skalpiert. Wer irgendeine Speise, die ihm von Christen angeboten wird, zurückweist, wird hart bestraft. Beim Schweinefleisch will man gewisse Nachsicht üben. Inspiriert war dieses Gesetz durch den Erzbischof von Toledo, Julian, von dem man sagte, er stamme selber von Juden ab. Merkwürdigerweise aber lebten die Juden trotz allem und allem immer noch; denn man konnte und wollte sie als Pächter, als Händler, als einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor, nicht entbehren, und man liess sie sehr gern Schutz- und Bestechungssummen bezahlen. Je schärfer das Gesetz, desto grösser war doch das Geschäft. König E r i c a (687—702) machte wieder einen Unterschied zwischen Getauften und Ungetauften. Den ersteren versprach er grosse Vorteile, hingegen mussten sie einen ungeheuerlichen E i d schwören, wenn sie zur Taufe zugelassen werden wollten. Ich vermute, dass die Formel dieses Eides durchaus dem im ganzen Mittelalter geforderten Judeneide ähnlich gewesen sei, so dass wir vor der Vermutung stehen, der ganze Eid stamme aus der antisemitischen Küche der Westgotenkönige. Allein, es wollte und wollte keine Ruhe in die Sache kommen. Erica erklärte sogar alle Juden als Leibeigene des Staates. Allein, der Bogen war bereits kräftig überspannt. König V i t i z a (702—710) lockerte die Bande und erleichterte das Joch, weil er vielleicht ahnte, welche Frucht aus dieser wahnsinnigen Saat einmal aufgehen könnte. 711 brach T a r i k mit seinen Arabern in Spanien ein, brachte Süd- und Mittelspanien durch den Sieg bei Xeres de la Frontera an sich. Im folgenden Jahre vollendete M u s a dieses Werk und gab dem längst morschen Westgotenreich den Todesstoss. Einer seiner Anführer hiess Kaulan al Jahudi, wahrscheinlich ein Jude. Während die Christen Toledos in den Kirchen ihre Zuflucht suchten, übergaben die Juden die Stadt ihren Befreiern. Tarik und Musa aber setzten in allen Städten ortskundige Juden als Schutztruppe ein, und nun begann die grosse Blütezeit der arabisch-jüdischen Kultur in Spanien, von der wir schon gehört haben. Genau hundert Jahre dauerte der Kampf wider die Juden im Westgotenreiche. Zuletzt aber siegten die Juden.[532])

Gewiss kennt die Weltgeschichte keine völligen Wiederholungen. Aber sie zeigt uns Erscheinungen von typologischer Kraft, Geschehnisse, die

in ihrer inneren Gesetzlichkeit und in ihrem besonderen Sinn, wenn auch anders geformt, wiederkehren. Die Geschichte hat innerste Geheimnisse. Dass aber das Volk der Juden nicht nur in die allermerkwürdigsten Geheimnisse der Menschheitsgeschichte mitverflochten ist, sondern auch selber unter einem nicht wegzudeutenden eigenen Gottesgeheimnis steht, hoffe ich dem Leser klargemacht zu haben. Die Juden sind in ganz einzigartiger Weise in den Plan von Gottes Gnade und von Gottes Gericht eingegliedert. Soll man sagen, dass dieses Volk von einem göttlichen Fluch betroffen sei? Wir lesen Mat. 21, 18—19: «Als er aber am Morgen wieder in die Stadt ging, hungerte ihn. Und er sah einen Feigenbaum am Wege, ging zu ihm hin und fand nichts daran als nur Blätter. Und er sprach zu ihm: Nie mehr soll Frucht von dir kommen in Ewigkeit! Und sofort verdorrte der Feigenbaum.» Diesen Feigenbaum auf das Volk Israel zu deuten, ist sicher kein Fehlurteil. Weil es seinem Messias die Frucht nicht brachte, die er von ihm erwartete, den Glauben an ihn, wurde es als Volk fortan zur Unfruchtbarkeit verurteilt, das heisst, es liegt ein Unsegen auf ihm. Aber daneben steht man doch vor der überragenden Tatsache, wie stark dieses Volk wiederum von unsichtbarer Hand geschützt ist. Die Juden stehen als Totalität ohne Zweifel unter einem geheimnisvollen göttlichen Schutz. Diese Seite des jüdischen Geheimnisse hat man auch schon mit der Gestalt des Kain verglichen. Kain erschlug seinen Bruder Abel, der Ungerechte den Gerechten. Nun ist er unstet und flüchtig. Er fürchtet für sein Leben. Allein, Gott erbarmt sich des Mörders und spricht zu ihm: «Wer immer Kain totschlägt, an dem wird es siebenfältig gerächt. — Und der Herr versah Kain mit einem Zeichen, dass keiner ihn erschlüge» (1. Mos. 4, 1—16).[533]) Juden können getötet werden wie andere Menschen auch. Aber die Juden können nicht untergehen. Sie bleiben, bis dass Er, Jesus Christus, wiederkommt. Das ist der Juden Gericht, das ist der Juden Möglichkeit zum wahren Heil. Sie gehören als Volk nicht zur Weltgeschichte, wohl aber zur Heilsgeschichte Gottes.

Darum nun stehen die Juden auch unter einer ganz eigenartigen betonten Gerechtigkeit Gottes. Wir lesen in der Heiligen Schrift: «So spricht der Herr der Heerscharen über die Völker, die euch ausgeraubt haben — denn wer euch antastet, tastet seinen Augapfel an —, siehe, ich hole aus zum Schlage wider sie, dass sie denen, die ihnen dienen, zum Raube dienen sollen» (Sach. 2, 12 und 13). Die Deutlichkeit dieser Worte lässt nichts zu wünschen übrig. Wer die Juden im Ernst verfolgt, stürzt sich ins Unglück. Man kann die Juden ihres Besitzes berauben, man kann sie durch alle Länder jagen, man kann ihrer Abertausende hinschlachten; allein, zuletzt geht man an diesem Tun selber zugrunde, und müsste auch wie in Spanien ein ganzes Jahrhundert verstreichen, bis man ge-

zwungen wird, die harte Gegenrechnung zu begleichen. So ist die Judenfrage nie nur eine politische und jedenfalls nie nur eine völkische Frage. Sie gehört in den heiligen Plan göttlicher Willensvollstreckung. Sie ist ein Teil seiner majestätischen Reichsverwirklichung. So wenig die Juden jemals Gott entrinnen können, so ist auch niemand imstande, die Juden aus den Plänen des allmächtigen Gottes herauszureissen. Das ist die heilige Tragik dieses Volkes, an welcher alle die Völker mitbeteiligt werden, die die Judenfrage mit menschlichen Mitteln meinen entwirren zu können.

Durch die Verfolgungswelle der Gegenwart wird ein Grossteil der europäischen Judenheit vernichtet werden. Stück um Stück wurde ihre Freiheit und wurde ihr Recht abgebrochen. Der Judenfleck kam aus den Museen wieder hervor. Alle Sondergesetze früherer Tage wurden an Schärfe überboten. Zuletzt wurden wieder Ghettos errichtet. Deportationen und vorausgehende Judenhetzen mussten die Opfer besammeln. Es ist anzunehmen, dass so zuletzt weit mehr als drei Millionen Juden ums Leben gekommen sind. Was man aus älteren Zeiten über Judenverfolgungen weiss, ist durch das, was die Gegenwart sehen musste, hundertfach überboten. Eine Wirkung dieser Verfolgung ist aber ganz unverkennbar: Die Juden wissen sich wieder als Juden und als Volk. Was die Assimilanten sich vor sechzig Jahren nicht träumen liessen, heute ist es da. Sie wollten aufgehen und waren erbost über jeden, der jüdisch glaubte und dachte. Jetzt aber ist dieses rätselhafte Volk unter den Schlägen seiner Gegner wieder zum Bewusstsein seiner selbst erwacht. Das Sterben eines grossen Teils seiner Glieder zwang es zum Aufwachen. Der Kreislauf der Geschehnisse kann also wieder von vorne beginnen.

Aus der grossen Judennot der Gegenwart konnten sich etliche Tausend herausretten. Hineinretten auch in die Schweiz. So hat sich also wieder einmal ein Flüchtlingsstrom in unser Land ergossen. Menschen, die um ihr Leben zitterten, klopften bei uns an oder kamen auch ohne zu klopfen irgendwo herein. Hätte auch nur ein Leser dieses Buches es anders gemacht, wenn er in gleicher Todesgefahr gestanden wäre? Es ist immer gut, sich in die Lage des andern zu versetzen, bevor man wider ihn flucht. Wer gedächte nicht früherer Zeiten, als wegen der Hugenottenverfolgungen in Frankreich die evangelischen Refugianten bei uns Schutz suchten? Wir haben sie um Jesu Christi willen aufgenommen. Zeitweilig war die Fürsorge für diese zahlreichen Glaubensflüchtlinge in jeder Hinsicht eine beinahe untragbare Belastung. Diese Fürsorge erforderte gewaltige persönliche und kirchliche Opfer. Allein, durch Jahrzehnte verharrten unsere Glaubensväter und -mütter in ihrem

starken Gehorsam der Barmherzigkeit, eingedenk der Mahnung der Heiligen Schrift: «dass du dem Hungrigen dein Brot brichst und Arme, Obdachlose in dein Haus führst. Wenn du einen nackt siehst, dass du ihn kleidest und dich den Brüdern nicht entziehst. Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und deine Heilung eilends sprossen» (Jes. 58, 7 und 8). Gott aber hat diesen Dienst christlicher Bruderschaft um Jesu willen, den unsere Vorfahren an evangelischen Franzosen, an evangelischen Italienern, an evangelischen Ungarn übten, reichlich gesegnet. Das geistige Charakterbild der Städte Basel und Genf, weniger stark dasjenige Zürichs, wurde durch die Aufnahme dieser Refugianten in einem guten Sinne wesentlich umgeprägt. Wie sehr auch aus jenem unbegrenzten Wohltun im Lauf der Zeit wirtschaftlicher Nutzen emporwuchs, ist wohl allgemein bekannt.[534])

Wir wollen auch nicht den weniger grossen Strom von mehr politischen Flüchtlingen aus der Zeit um 1848 vergessen. Es kamen damals doch auch überaus wertvolle, geistig hochstehende und tatkräftige Menschen zu uns. Wir gaben ihnen Asyl, später vielleicht sogar Heimat, und viele von ihnen lohnten es unserm Vaterlande reichlich. Der industrielle, wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist kaum denkbar ohne den Impuls bestimmter Männer, welche es damals wagten, ohne anzuklopfen ins Schweizerhaus zu fliehen und zu bitten: Rettet mich vor den Tyrannen. Gewiss, es landeten zur Zeit des Hugenottenelends und auch in der Not von 1848 allerlei unerfreuliche Elemente bei uns. Genau so, wie wir in unsern Gemeinden allerlei Kunden haben, unter den Reichen und unter den Armen. Es gibt immer freche Menschen, welche die Wohltätigkeit auszunützen versuchen, die keine Ahnung haben von Anstand, von Bescheidenheit, davon, dass man wahrlich nicht auf sie gewartet hat. So war es einst; so ist es auch jetzt. Das hat mit irgendeinem Glaubensbekenntnis gar nichts zu tun. Vielmehr sind das Charakterfragen. Aber es liegt dann auch an der inneren Gesundheit eines Landes, ob es solche faulen Brocken ohne sonderliche eigene Schädigung sei es verdauen, sei es wieder abstossen könne. Denn es gibt nicht nur eine Barmherzigkeit gegenüber dem Fremden, sondern auch eine Barmherzigkeit gegenüber den Eigenen. Niemand soll wähnen, christliche Barmherzigkeit kenne keine Grenze und dürfe keine kennen. Wir sehen aber, dass wir damit doch noch vor ganz bestimmte, sehr ernste Fragen gestellt sind.

Es kamen also zu uns getaufte und ungetaufte Juden. Für die ungetauften sorgten und sorgen die jüdischen Gemeinden selber. Sie haben bis zum Juni 1943 für ihre Volksgenossen insgesamt 13 500 000 Franken aufgebracht und haben 3500 Flüchtlinge weiterbefördert. Das sind ganz

respektable Leistungen. Ich möchte gern einen Antisemiten sehen, der aus eigener Tasche in eine solche Not von Menschen, die er nie kannte, sagen wir einmal im Jahr 300 Franken in aller Stille opfert. Wenn nun evangelische Glaubensflüchtlinge, aber aus dem Volk Israels, zu uns kamen, dann ist es doch selbstverständlich, dass wir uns ihrer wirklich anzunehmen haben. Hier ist Gelegenheit geboten, sich mit der Tat zu Jesus Christus zu bekennen. Er gibt uns die Weisung: «Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen» (Mat. 5, 7). Er stösst uns hinein in die Verantwortung unseres jetzigen Tuns, indem er uns erinnert an die Entscheidung vor seinem Richterstuhl. «Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt» (Mat. 23, 35). — «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan» (Mat. 23, 40). Der heimatlose Jude, der zu uns flieht, ist ein Bruder Jesu Christi. Er ist der unter die Mörder Gefallene. Der Samariter hat nicht zuerst dies und das gefragt und untersucht, sondern er hat geholfen, sich persönlich eingesetzt. Seine Sauberkeit und seine Sicherheit hat er dran gewagt und zuletzt auch mit seinem Geld dem andern geholfen, wieder gesund zu werden (Luk. 10, 25—37).

Solche Barmherzigkeit ist nicht sentimental. Sie ist nicht das, was man ein schönes Tun nennen kann. Sie ist schwere, schmutzige, wirkliche Arbeit. Aber Arbeit, die mit ganzem Herzen und in starkem Glauben getan sein kann. Hier kommt man mit Humanität nicht aus. Humanität hält solange stand, als ihre Arbeit nur von den Zinsen der verfügbaren Mittel geleistet werden kann. Also aus überschüssigen Zinsen von Geld, aus dem Zins der eigenen Gesundheit, aus der vorigen Zeit, aus den Waren, die man selber eigentlich nicht braucht. Humanität arbeitet in der Regel mit dem Ueberfluss und verwendet diesen in guter und oft gesegneter Weise. Christliche Barmherzigkeit jedoch ist bereit, im Blick auf den gekreuzigten Heiland auch das Kapital nicht nur anzugreifen, sondern unter Umständen ganz hinzugeben. Alle Zeit, die man hat, alle Geldmittel, alle Arbeitskraft, auch die Gesundheit, wenn es sein muss, den Beifall der andern, ja auch die eigene Sicherheit. Sie ist Opfer in aller Stille, voll scheinbarer Sinnlosigkeit in den Augen der Welt, aber in der Gewissheit der heiligen Gemeinschaft mit Jesus Christus. Die vielen Christen, welche in den vom Krieg heimgesuchten Ländern fliehende Juden, oder überhaupt fliehende Menschen, bei sich aufnahmen, versteckten, ernährten, pflegten, trösteten, wagten ihr eigenes Leben um der Barmherzigkeit willen. Man ist bereit, um Jesu willen sein Leben zu opfern, damit das Leben des anderen erhalten bleibe. Das Selbstopfer geht dem Opfer der Mittel und der Kräfte voraus. Hier gilt die christliche Regel: «Sie ergaben sich zuerst selbst dem Herrn, und darnach gaben sie uns durch den Willen Gottes» (2. Kor. 8, 5). So wir uns selber dem Herrn

zur Verfügung stellen, wissen wir auch, was wir in seinen Augen sind. Wir kennen auch den Menschen, wie er ist. Wir sind uns bewusst unserer Sünde und Schuld, und dass wir von unserer menschlichen Natur aus untüchtig sind zum Guten und geneigt zu allem Bösen. Wir leben von der vergebenden Gnade und von der tragenden Geduld unseres Heilandes Jesus Christus. Darum soll sich der Ernst dieser vergebenden Gnade auch in unserer Barmherzigkeit zeigen.

Es ist nicht leicht, dem in Not geratenen Menschenbruder um Jesu willen der Nächste zu sein. Es ist ganz und gar nicht gesagt, dass er die Samariterdienste, die wir ihm zugedacht haben und in der Form, wie wir sie anbieten, sich gefallen lasse. Ein Mensch, der um sein Leben rannte, der weiss, was das heisst: es geht ums Letzte, der vielleicht auch dunkelste Mittel brauchte, um sich zu retten, ist in jeder Beziehung ein Fremder. Er stellt uns in unvergleichlicher Weise vor die Frage: Was ist der Mensch? Nur wenn wir bereit sind, ohne Dank, ohne Lohn, ohne humane Schönheit, ohne soziale Begleitmusik, ohne menschlich befriedigt zu sein, ja nicht einmal mit gutem christlichen Gewissen, allein um der vergebenden Liebe Christi willen, von der wir selber auch leben, zu helfen, dann können wir in der Not und in der Versuchung des Helfens tapfer standhaft bleiben. Denn hier erst kommt zum Vorschein, dass nur Einer würdig ist: der am Kreuz gehangen hat, Jesus Christus, der allein Gerechte, der allein Barmherzige, ist auch allein der Würdige. Wir aber sind auf alle Fälle unwürdig und leben allein von seiner unverdienten Gnade, indem er des Menschen Ungerechtigkeit mit seiner strahlenden Gerechtigkeit aus lauter Liebe zudeckt.[535])

63. Ahasver vor Christus

Im Jahre 1602 erschien in deutscher Sprache ein Büchlein mit dem Titel: «Kurze Beschreibung und Erzählung von einem Juden mit Namen Ahasverus, welcher bei der Kreuzigung Christi selbst dabei gewesen ist, auch das ‚Lass ihn kreuzigen' über Christus mit geschrien und statt seiner Freisprechung die des Mörders Barrabas gewünscht hat, aber nach Christi Kreuzigung nicht mehr nach Jerusalem hat kommen können, auch sein Weib und Kind nicht mehr gesehen und seitdem am Leben geblieben, vor etliche Jahren nach Hamburg gekommen, anno 1599 im Dezember zu Danzig gewesen ist, etc. . . .» Als Druckort ist die holländische Stadt Leyden angegeben, als Verleger ein Christoph Creutzer. Einen solchen hat es damals aber nie gegeben. In diesem Büchlein wird erzählt, Paulus von Eitzen, Bischof von Schleswig, habe öfters erzählt, dass er als Student in Wittemberg im Jahre 1542 im Gotteshaus während der Predigt einen eigenartigen alten Mann von tie-

fem Ernst gesehen habe. Immer beim Nennen des Namens Jesu habe er geseufzt. In Unterredungen mit demselben habe er gestanden, ein Zeuge der Passion Jesu Christi zu sein. Als er ihn auf dem Weg nach Golgatha schroff von seinem Hause weggewiesen, habe Christus ihm gesagt: «Ich will stehen und ruhen, du aber sollst gehen.»[536]) Eine andere Darstellung dieser eigenartigen Geschichte lässt den Herrn sagen: «Ich gehe, du aber wirst bleiben, bis ich wiederkomme.»

Die Gelehrten haben sich alle nur erdenkbare Mühe gegeben, den Schleier dieser sonderbaren Schrift und der noch sonderbareren Geschichte zu lüften. Man wollte frühere Vorbilder gefunden haben, allein, alle Versuche sind gescheitert. Es handelt sich also um ein Gleichnis, welches um 1600 in Deutschland gedichtet worden ist. Hingegen hat dann diese Geschichte von Ahasver, oder brauchen wir nun die anderen Bezeichnungen: vom «ewigen Juden» und vom «irrenden Juden», philosophierende und dichtende Geister besonders des 19. Jahrundert unglaublich stark beschäftigt. Grosse und kleine Namen stürzten sich auf diesen Stoff. Ahasver musste für alles herhalten. Er war wie ein Leuchter, auf dem der eine ein grünes, der andere ein rotes oder der dritte ein violettes Licht, natürlich sein Licht, aufleuchten liess. Dem einen musste er helfen, den pantheistischen Geist Spinozas zu zitieren, dem andern war er Verkünder und Inkarnation der Freiheit. In einer derartigen Dichtung des Jahres 1838 lesen wir:

> «Der ew'ge Jude kann den Fluch nicht heben,
> Er kann nicht rasten, sterben nimmermehr,
> Die Freiheit kann nicht rasten und nicht leben,
> Die Freiheit ist der wahre Ahasver.»[537])

Nicht wenig Theaterstücke, zum Teil Mysterienspiele, verdanken diesem eigenartigen Stoff ihren Inhalt. Wer dieses Museum durchschreitet, empfindet vor diesem Berg von Pathos, Gebrüll, Brunst und Dunst, alles aufgetakelt mit Weltanschauungs-Draperien, beinahe einen Ekel. Immerhin sei eine Dichtung aus unserer Zeit genannt, deren Wert durch erschütternde Bilder von Franz Masareel entschieden unterstrichen wird: August Vermeylen: «Der ewige Jude.»[538]) Während nun hier Ahasver durchaus in naturalistischer und sozialistischer Sicht geschaut wird, trägt er in einem noch neueren Versuch, wenn auch ironisierend, einen kommunistischen Charakter.[359])

Die Sage selbst berichtet von einem Juden-Typus. Dieser rätselhafte Mensch gibt sich als Augenzeuge der Passion Jesu Christi aus. Er weiss sich durch ein Wort dieses Herrn schicksalsmässig gebunden. Zum

Unterschied von allen anderen Menschen lebt er ein Sonderschicksal. Er kann nicht sterben. Er kann auch nicht anwurzeln. Er muss irgendwie wandern. Die Verkündigung des Evangeliums übt auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, allein es fehlt ihm die innere Möglichkeit, unter den Frieden dieses Evangeliums zu kommen. Aber er ist trotzdem ein Wartender. Er wartet auf eine Wiederbegegnung mit dem gleichen Christus, der damals sein gewöhnliches Leben gestört und ihn in dieses besondere Schicksal gebracht hat, gewiss durch seine eigene Schuld, aber doch auch um der von ihm nicht gesuchten Begegnung willen. Diesem Herrn wird er einst abermals gegenüberstehen, wenn Er wiederkommt, und dann wird auch für ihn die Stunde der Erlösung schlagen. Das dürfte ungefähr der Sinn dieser Sage sein. Es ist ein Versuch, das heilige Geheimnis des Volkes Israel zu lüften. Und so sind denn auch die vielen Ahasver-Dichtungen, jede in ihrer Art, wiederum Versuche, zu bezeugen, dass auf den Juden ein Geheimnis lastet und dass es wertvoll wäre, die Rätselschrift desselben zu entziffern. Es wurden also genau in der Zeitperiode, in welcher man sich anschickte, die Nöte des jüdischen Volkes, oder sagen wir einmal die frühere Judenfrage, Punkt um Punkt mit sehr weltlichen Mitteln zu lösen, denkende und dichterisch deutende Menschen angeregt, unermüdlich zu bekennen: dieses Volk lebt unter einem Geheimnis. Denn darüber waren sich alle im klaren: Ahasver, was man mit «wahrer Ahas» näher umschreiben könnte, ist die Personifikation des Volkes Israel.

Darin hat diese Sage recht, dass dieses Volk lebt und leben muss. Im Salon der Henriette Herz in Berlin pflegte man vom Judentum als von einem Leichnam oder auch von einer Mumie zu sprechen.[540]) Klarer sah Heinrich Heine, wenn er von den Juden sagte: «Sie sind auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis.»[541]) Wie aber der wandernde Jude von Christus herkommt, so geht er, ob er will oder nicht, auch auf ihn zu. Sein Nicht-sterben-Können ruht auf dem Geheimnis seiner einzigartigen Christusbegegnung. Diese Begegnung harrt ihrer Vollendung. Die erste bedarf einer grundstürzenden Korrektur. Man kann gewiss sagen, dieses Volk sei gejagt von einem Fluch. Man kann mit gleichem Recht bekennen, es sei bedacht mit einem aussergewöhnlichen Gottessegen. Richtiger ist es, wenn wir auf Grund der Ahasversage bezeugen, die Juden seien durch das Angesprochensein in Jesus Christus gebunden. Wie die Fülle der Zeit die Profangeschichte der Juden zur Explosion brachte, so dass ihre Schicksale fortan wie ein schwarzer Rand erscheinen am faltigen Gewand der Gesamtgeschichte der Menschheit, so wird in der Zukunft des Herrn diese Schein-Geschichte des auserwählten Gottesvolkes wiederum in die Heilsgeschichte Gottes einmünden. Ahasver muss vor Christus erscheinen. Christus aber wird das lösende Wort über ihn sprechen. Er allein ist hiezu bevollmächtigt.

Walter Rathenau schrieb am 29. November 1900 an Hanns Breysig in einem Brief folgende Sätze: «Sie lieben nicht das Alte Testament und missbilligen die Juden. Sie haben das Recht, denn wir haben unsere Sendung noch nicht erfüllt. Wissen Sie, wozu wir in die Welt gekommen sind? Um jedes Menschenantlitz vor den Sinai zu rufen. Sie wollen nicht hin? Wenn ich Sie nicht rufe, wird Marx Sie rufen. Wenn Marx Sie nicht ruft, wird Spinoza Sie rufen. Wenn Spinoza Sie nicht ruft, wird Christus Sie rufen.»[542]) Ein ergreifendes Bekenntnis eines hervorragenden Juden unserer Zeit! Dennoch werden wir ihm unsere Zustimmung nicht ganz geben können. Christus ist sicher nicht ein Wegweiser nach dem Sinai. Er ruft vielmehr Juden und Christen zu sich selber: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so will ich euch Ruhe geben. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.» (Mat. 11, 28—30.)

Karfreitags-Gebet der reformierten Kirche des Kantons Neuenburg für das Volk der Juden[543])

O Gott, langmütig und barmherzig, der du alle Menschen erschaffen hast und keines deiner Werke hassest. Wir breiten aus vor deinem Angesicht unsere demütigen und lodernden Gebete für alle Völker, die in Unwissenheit und Unglauben dahinleben. Nimm insbesondere auf in dein grosses Erbarmen das Volk der Juden, welches einst dein auserwähltes Volk war und nun um seines Unglaubens willen verworfen ist. Aber es bleibt doch nicht allezeit verworfen, sondern hat Anteil an deiner Erwählung um der Väter willen. Erhöre die Gebete, durch die deine Kirche dich unermüdlich um die Bekehrung dieses Volkes anfleht. Nimm hinweg von seinem Herzen den Schleier, damit die verlorenen Schafe des Hauses Israel gerettet werden. Barmherziger Heiland, der du in deiner Passion gebetet hast für die, welche dich ans Kreuz brachten, erbarme dich der Juden, die dich verworfen haben. Bekehre sie und führe heim den Rest aus Jakob, damit sie hinblicken auf den, den sie durchbohrt haben; auf dass in Erfüllung deiner Verheissungen ganz Israel gerettet werde. Amen.

QUELLENANGABE

1) Soloweitschik: Die Welt der Bibel. 1926. S. 58 und 165.
2) Leipoldt: Antisemitismus in der alten Welt. 1933. S. 33. Dubnow: Weltgeschichte des jüdischen Volkes. III/265 und IV/25.
3) Leipoldt, S. 32.
4) H. J. Schoeps: Jüdisch-christliches Religionsgespräch im 19. Jahrhundert. Berlin 1937.
S. 36, 38, 45.
5) Die Judenfrage vor dem Grossen Rat des Kantons Aargau. Stenogramm von Preinfalk. Aarau 1862.
6) Johann von Leers: Juden sehen dich an. Berlin. Erscheinungsjahr fehlt.
7) Leipoldt: Antisemitismus, S. 17.
8) Die Literatur zum jüdischen Rassenproblem ist uferlos. Aus der Fülle nenne ich: J. Zollschan: Das Rassenproblem. Wien 1920. R. Lämmel: Die menschlichen Rassen. Zürich 1936. Jul. Goldstein: Rasse und Politik. Leipzig 1925. J. M. Judt: Die Juden als Rasse. Berlin.
9) Hans Feigl: Ferdinand Lassalle. Wien 1920. S. 79.
10) Europäische Revue. Heft zur Judenfrage. 1932. S. 53.
11) Forschungen zur Judenfrage. Berlin. Band 2. 1937. S. 61.
12) D. Farbstein: Die Stellung der Juden zur Rassen- und Fremdenfrage. Zürich 1939. S. 58. Walther Eichrodt: Gottes Volk und die Völker. Basel 1942.
13) Schröder: Satzungen und Gebräuche des talmudisch-rabbinischen Judentums. Bremen 1851. S. 348. Und Cremer: Biblisch-theologisches Wörterbuch. Gotha 1902. S. 440.
14) D. Farbstein: Aus dem Obigen, S. 22 und 58.
15) Leipoldt: Antisemitismus, S. 14.
16) Karl Ludwig Schmidt: Die Judenfrage im Lichte der Kapitel 9—11 des Römerbriefes. Zollikon 1943. S. 21—23.
17) Forschungen zur Judenfrage. Band 2. S. 24/25.
18) Felix Staehelin: Der Antisemitismus im Altertum. Basel 1905. S. 53.
19) Dubnow: Weltgeschichte. . . IV. S. 121.
20) Schröder: Satzungen, S. 348—351. Farbstein: Die Stellung, S. 58/59.
21) Schoeps: Religionsgespräch, S. 150.
22) Schoeps, S. 149.
23) M. Antin: Vom Ghetto ins Land der Verheissung, Memoirenbibliothek, Stuttgart. S. 61. Erscheinungsjahr nicht genannt.
24) Schoeps, S. 143/144.
25) Schröder: Satzungen, S. 336—344.
26) Leo Hirsch: Praktische Judentumskunde. Berlin 1935. S. 42—43.
27) Hirsch, S. 44.
28) Michael Friedländer: Die jüdische Religion. Frankfurt 1922. S. 266.
29) Schröder: Satzungen, S. 42.
30) Schröder: Satzungen, S. 25—43. Hirsch, S. 20. Lidzbarski: Auf rauhem Wege. Giessen 1927. S. 40.
31) Rinn und Jüngst: Kirchengeschichtliches Lesebuch. Tübingen 1906. S. 28. Justin: I. Apologie, 65.

[32]) Ernst Kalb: Kirchen und Sekten. Stuttgart 1905. S. 362—379.
[33]) Die Judenfrage vor dem Grossen Rat des Kantons Aargau.
[34]) Leipoldt: Antisemitismus, S. 24/25.
[35]) Schröder: Satzungen, S. 426.
[36]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 353.
[37]) Leipoldt: Antisemitismus, S. 21 und 27. Schröder: Satzungen, S. 597—599.
[38]) Leipoldt, S. 25.
[39]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 357. Schröder: Satzungen, S. 250.
[40]) Lothar Rothschild: Joh. Casp. Ulrich von Zürich und seine Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz. Basel 1932. S. 335.
[41]) Schröder: Satzungen, S. 46.
[42]) Schröder: Satzungen, S. 47. Joseph Ehrlich: Der Weg meines Lebens. Wien 1874. S. 12.
[43]) Leipoldt: Antisemitismus, S. 44/45.
[44]) Friedländer: Die jüdische Religion, S. 283.
[45]) Forschungen zur Judenfrage. Band 2. Aufsatz über B. Spinoza. S. 102.
[46]) Schoeps: Religionsgespräche, S. 129. Friedländer: Jüdische Religion, S. 184.
[47]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 13, 45, 47. Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 15.
[48]) Ich erinnere an die tiefe Dichtung von Franz Werfel: «Paulus unter den Juden.» Berlin 1927. Ferner lese man: «Offener Brief» von Prof. Anton Lipinski, Zürich. Druck J. Hagmann, Zürich 3. 1943. S. 20. «Ueber fünfhundert Jahre protestantischer Forschung haben nicht genügt, um die Verderbnis aus der Welt zu schaffen, die ein verruchter Jude, Dieb und Mörder, Paulus, ins Christentum gebracht hat.»
[49]) Schoeps: Religionsgespräche, S. 60/61.
[50]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 28.
[51]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 108/109.
[52]) Das Schächten der Israeliten. Von A. Keller. Aarau 1890. S. 16.
[53]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 6.
[54]) Hermann Strack: Einleitung in den Talmud. Leipzig 1908. S. 15.
[55]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 109 ff.
[56]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 15.
[57]) Forschungen zur Judenfrage. Band 1. S. 80. «Entstehung des talmudischen Denkens.»
[58]) Schröder: Satzungen, S. 651
[59]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 30.
[60]) Antin: Vom Ghetto ins Land der Verheissung, S. 57/58.
[61]) Forschungen zur Judenfrage. Band 2, S. 108/109.
[62]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 14. Gurland: In zwei Welten. Dresden 1911. S. 12.
[63]) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 4—13 und 135.
[64]) Lidzbarski, S. 14.
[65]) Adolf Schlatter: Geschichte Israels von Alexander dem Grossen bis Hadrian. Stuttgart 1906. S. 112.
[66]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 150 und 49.
[67]) Paul Levertoff: Die religiöse Denkweise der Chassidim. Leipzig 1918. S. 147. Schröder: Satzungen, S. 239 und 368.
[68]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 284.
[69]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 24.
[70]) Schröder: Satzungen, S. 235.
[71]) Schröder: Satzungen, S. 240. Dankgebet für geregelte Verdauung usw. siehe Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 76.
[72]) Schröder: Satzungen, S. 485.
[73]) Forschungen zur Judenfrage, Band 1, S. 71.

[74]) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 34.
[75]) Gurland: In zwei Welten, S. 10/11.
[76]) Lidzbarski, S. 51. Ehrlich, S. 29.
[77]) Ehrlich, S. 72—77.
[78]) Ludwig Koehler: Theologie des Alten Testaments. Tübingen 1936. S. 67.
[79]) Adolf Schlatter: Geschichte Israels, S. 65. Philo-Lexikon, Berlin 1935. S. 575. Rothschild: J. C. Ulrich, S. 330.
[80]) Antin: Vom Ghetto, S. 56/57.
[81]) Adolf Schlatter: Geschichte, S. 111/112.
[82]) Seppelt-Löffler: Papstgeschichte. München 1933. S. 182—186. Heman: Geschichte des jüdischen Volkes. Stuttgart 1908. S. 265.
[83]) J. F. A. de le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden. Leipzig 1884. Band I, S. 78—83.
[84]) Hermann Strack: Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. München 1900.
[85]) Joseph Kopp: Zur Judenfrage nach den Akten des Prozesses Rohling-Bloch. Leipzig 1886. Carl Paasch: Talmud-Jude. Leipzig 1891.
[86]) Anton Lipinski: Offener Brief. Zürich 1943. S. 12—13.
[87]) Erich Bischoff: Jesus und die Rabbinen. Leipzig 1905. S. 105 und 64. Friedländer: Jüdische Religion, S. 245, sagt: «Solche Aussprüche sind praktisch vergessen.» Er bezeugt damit, dass die Feststellung einer anderen Sittlichkeit jedenfalls weithin Recht hat.
[88]) Walter Hoch: Die Kirche und ihr Geld. Berlin 1938.
[89]) Sigmund Mayer: Die Wiener Juden. Berlin 1918. S. 37. Otto Schilling: Reichtum und Eigentum in der altchristlichen Literatur. 1908. S. 115. Denkwürdigkeiten der Glückl von Hameln. Herausgegeben von Feilchenfeld. Berlin 1923.
[90]) Für das Studium der Geldlehre der katholischen Kirche verweise ich auf: Traité des Bénéfices de Fra Paolo Sarpi. Amsterdam (H. Wettstein) 1692.
[91]) Bischof: Jesus und die Rabbinen, S. 39 und 105. Schröder: Satzungen, S. 672. Friedländer: Jüdische Religion, S. 389.
[92]) Gury: Casus. Paris 1891.
[93]) Hirsch: Judentumskunde, S. 66. Friedländer: Jüdische Religion, S. 16/17, 33. Leipoldt: Antisemitismus, S. 45. Schoeps: Religionsgespräch, S. 70.
[94]) Dubnow: Weltgeschichte, Band III, S. 227, 361—378; Band IV, S. 27, 50, 56. Schoeps: Religionsgespräch, S. 32.
[95]) De le Roi: Die evangelische Christenheit, Band 1, S. 196/197.
[96]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 109. Schoeps: Vom Bleibenden und Vergänglichen im Judentum. (Salomon Ludwig Steinheim.) Berlin 1935.
[97]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 34 und 183.
[98]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 355.
[99]) Ludwig Köhler: Theologie des Alten Testaments, S. 22—28.
Abraham Geiger: Urschrift und Uebersetzungen der Bibel. Breslau 1857. S. 267.
[100]) Zürcher Bibelübersetzung zu 2. Mose 6, 2.
[101]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 154.
[102]) Die Schrift, Das Buch im Anfang. Berlin. (Uebersetzung: Buber u. Rosenzweig.)
[103]) Paul Riessler: Altjüdisches Schrifttum ausserhalb der Bibel. Augsburg 1928. S. 400.
[104]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 154.
[105]) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 77.
[106]) Schröder: Satzungen, S. 370, 381, 382.
[107]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 60; Forschungen zur Judenfrage, Bd. I, S. 69/70. Ferner Schoeps, S. 70.
[108]) Erich Bischof: Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Leipzig 1895. S. 17—18.
[109]) Gustav Meyrink: Der Golem. Leipzig 1915.
Goethe: Faust, I. 3; II. 2. Laboratorium.

[110]) Ludwig Koehler: Theologie des Alten Testamentes, S. 52 ff.
[111]) Philo-Lexikon, S. 225. Artikel Rabbi Gerschom b. Juda.
[112]) Denkwürdigkeiten der Glückl von Hameln. Berlin 1923.
Max Löhr: Die Stellung des Weibes in der Jahwe-Religion. Leipzig 1908. S. 32 ff. und S. 54.
[113]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 338. Zum Gitter in der Synagoge: Schröder: Satzungen, S. 253 und 649.
Die Minjan: Die vorgeschriebene Zehnzahl. Siehe: Schröder, S. 248.
Hirsch: Judentumskunde, S. 15. Rothschild: J. C. Ulrich, S. 335.
[114]) Die Tröstung Israels. Berlin 1933.
[115]) Schröder: Satzungen, S. 43, 535.
[116]) Schröder: Satzungen, S. 535/36.
[117]) Schröder: Satzungen, S. 394.
[118]) Schröder: Satzungen, S. 238. Georg Langer: Die jüdischen Gebetsriemen. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1931.
[119]) Mesuse: Schröder: Satzungen, S. 245/6.
[120]) Forschungen zur Judenfrage, Band IV, S. 166/167.
[121]) Fritzsch: Handbuch der Judenfrage. Leipzig 1923. S. 313.
Dubnow: Weltgeschichte IX, 127 und 129.
[122]) Adolf Schlatter: Geschichte Israels, S. 283, 287.
[123]) Matthäus Merian: JCONUM BIBLICARUM. Strassburg bei Lazarus Zetzner. MDCXXX.
[124]) Wilhelm Vischer: Das Christuszeugnis des Alten Testaments. Band I. München 1934. Band II. Zollikon 1942.
[125]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 27. Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 96.
[126]) Karl Barth: Die kirchliche Dogmatik. 1940. II/1, S. 488/9.
[127]) Edgar Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen. Tübingen 1904. S. 149 u. 156.
Karl Barth: Die kirchliche Dogmatik. Band II/2, S. 393/4.
[128]) Edgar Hennecke: Apokryphen, S. 158.
[129]) Wahrscheinlich bedeutet die Zahl 666 Nero Kaiser. Es wurde aber auch schon auf Lateinos geraten, so vom Kirchenvater Irenäus, und in neuerer Zeit von Nikolaus Morosow. (Die Offenbarung Johannis. Stuttgart 1912. S. 60/1.) Siehe auch besonders: Wilhelm Hadorn: Die Offenbarung des Johannes. Leipzig 1928. S. 146/7. Dass die Zahl 666 als «Hitler» gelesen werden könne, ist falsch, weil die Lesung 107 = H, 108 = I, 119 = T, 111 = L, 104 = E, 117 = R auf Grund sprachlicher Regeln unrichtig ist. Weder im Griechischen noch im Hebräischen haben die besagten sechs Buchstaben diesen Zahlenwert, noch ist den von uns verwendeten arabischen Zahlen Buchstabenwert untergelegt. Siehe Lipinski: Kriegspolitische Zukunftsbetrachtungen. Zürich 1943, als Privatschrift, nicht im Handel.
[130]) Dubnow: Weltgeschichte, V/144/5.
[131]) Riessler: Altjüdisches Schrifttum, S. 309.
[132]) Paul Levertoff: Die religiöse Denkweise der Chassidim, S. 129/130.
[133]) Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 140, 147, 149.
[134]) Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 2, 58. Zimzum, S. 138.
[135]) Vom Lebenswerk Rudolf Steiners. München 1921. Besonders Erikson: Steiner und die Philosophie. J. W. Hauer: Werden und Wesen der Anthroposophie. Stuttgart 1922. S. 62. Für die Seelenlehre wertvoll: Albert Steffen: Das Viergetier. Zürich. Erscheinungsjahr unbekannt.
[136]) Zu Agrippa von Nettesheim und Paracelsus siehe irgendein gutes Lexikon. Reuchlin: Heman, Geschichte des jüdischen Volkes, S. 409.
[137]) Schröder: Satzungen, S. 389—399.
Wer sich in die Welt der Kabbalah hineinlesen will, dem sei empfohlen: Der Born Judas. Leipzig. 6. Band: Kabbalistische Geschichten.

[138]) Erich Bischoff: Die Kabbalah. Leipzig 1923. Ich nenne nicht die Seitenzahlen. Der Suchende wird die Belege leicht finden können und noch Mehreres in Fülle dazu.
[139]) M. J. bin Gorion: Der Born Judas. Leipzig. 6 Bände.
[140]) Schröder: Satzungen, S. 256.
[141]) Schröder: Satzungen, S. 257.
[142]) Sechstes und siebentes Buch Mosis oder der magisch-sympathetische Hausschatz. Das ist Mosis magische Geisterkunst, das Geheimnis aller Geheimnisse. Glückstabellen, Schicksalsdeutungen. Wortgetreu nach einer alten Handschrift mit staunenerregenden Abbildungen. Druckort: Philadelphia. Das Erscheinungsland ist Deutschland, denn der Preis betrug Mk. 7.50.
[143]) Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 11, 23, 25, 48.
[144]) «Gott ist mein Lied.» Zwingli-Verlag Zürich 1942. S. 125. Gustav Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur. Berlin 1886. II, S. 1036.
[145]) Simon Dubnow: Geschichte des Chassidismus. Berlin 1931. Band I und II.
[146]) Martin Buber: Die Legende des Baal-Schem. Leipzig 1916. Martin Buber: Die Geschichten des Rabbi Nachman, Leipzig. Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 152.
[147]) Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 131. Schoeps: Religionsgespräch, S. 39.
[148]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 21 und 55.
[149]) Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 21, 24, 141.
[150]) Levertoff, S. 136.
[151]) Levertoff: Denkweise der Chassidim, S. 137—139. Dubnow: Geschichte des Chassidismus, I, S. 129 ff.
[152]) Levertoff, S. 139.
[153]) Levertoff, S. 41.
[154]) Wilh. Vischer: Christuszeugnis, Band II, S. 7 ff.
[155]) Dubnow: Weltgeschichte, V. 375—378, und Fr. D. Mocatta (übersetzt von S. Kayserling): Die Juden in Spanien und Portugal. Hannover 1878. S. 24.
[156]) De le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden, S. 225—245.
[157]) Ignaz Zollschan: Rassenproblem, S. 47. Gustav Dalman: Mission unter Israel. Berlin 1893. S. 3. Schröder: Satzungen, S. 671 ff.
[158]) Heinrich Graetz: Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1853—1875. S. Dubnow: Weltgeschichte des jüdischen Volkes, und Friedrich Heman: Geschichte des Jüdischen Volkes.
[159]) Hermann Dicker: Die Geschichte der Juden in Ulm. Zürcher Dissertation. Rottweil 1937. — Rothschild: J. C. Ulrich, S. 230.
[160]) J. Müller: Der Aargau. Zürich 1870. S. 496.
[161]) Basel im 14. Jahrhundert. Basel 1856. S. 177. Zitat aus der Chronik von Wurstisen.
[162]) S. J. Agnon und Ahron Eliasberg: Das Buch von den polnischen Juden. Berlin 1916. S. 11—13.
[163]) Antin: Vom Ghetto ins Land der Verheissung, S. 73.
[164]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 373.
[165]) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 4.
[166]) Dubnow: Weltgeschichte VIII, S. 22. Uebersetzung: «ein eines Menschenfressers würdiges Gesetz».
[167]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 375. Antin: Vom Ghetto ins Land der Freiheit, S. 272. Schröder: Satzungen, S. 481. Morgenstern: Der Sohn des verlorenen Sohnes. Berlin 1935. S. 10.
[168]) Ehrlich: Der Weg, S. 17.
[169]) Dubnow: Weltgeschichte, VI, S. 461 f.
[170]) Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur, II/1013.
[171]) Philolexikon, S. 317. Jüdischdeutsche Texte von Hermann Strack. Leipzig 1917. S. 28.

[172]) Zusammenstellung auf Grund der Lektüre der oben genannten jüdischdeutschen Texte. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren.
[173]) Philo-Lexikon, S. 308.
[174]) Zollschan: Das Rassenproblem, S. 33—44.
[175]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 18/19.
[176]) Zu Halevi: Karpeles, Jüdische Literatur I, S. 511—531. Zum Problem der Chasaren: Dubnow: Weltgeschichte, IV, S. 479 ff.
[177]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 213 ff. Mocatta: Juden in Spanien und Portugal, S. 17.
[178]) Zum Beispiel: Valeriu Marcu: Die Vertreibung der Juden aus Spanien. Amsterdam 1934, und J. de le Roi: Aus der Geschichte einer Marranen-Familie. Berlin 1898.
[179]) Dubnow: Weltgeschichte, IV, S. 64. Zum Grundsätzlichen: Friedländer: Jüdische Religion, S. 34, 183 und 355.
[180]) J. F. A. de le Roi: Ferdinand Christian Ewald. Gütersloh 1896. S. 37.
[181]) Mocatta: Die Juden in Spanien, S. 19.
[182]) Mocatta, S. 36/37.
[183]) Mocatta, S. 65. Zur Austreibung siehe Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 405 ff.
[184]) Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 352. Mocatta, S. 20/21.
[185]) Dubnow, V, S. 346.
[186]) Forschungen zur Judenfrage, II, S. 24/25; Dubnow, II, S. 408.
[187]) Dubnow: Weltgeschichte, VIII, S. 52.
[188]) Dubnow, Weltgeschichte, V, S. 405 ff.
[189]) Karl Ploetz: Auszug aus der Geschichte. Leipzig 1931. S. 320.
[190]) Mocatta: Juden in Spanien und Portugal, S. 90
[191]) Dubnow: Weltgeschichte, VI, S. 442—448.
[192]) Zu den Ausführungen: Die Juden in der Türkei. Dubnow: Weltgeschichte, VI, S. 18 ff.
[193]) Martin Luther: Schriften wider Juden und Türken. München 1936. Ueber Luthers Stellung zu den Juden: Herbert Hug: Das Volk Gottes. Zollikon 1942. S. 83 ff., und Walter Holsten: Christentum und nichtchristliche Religion nach der Auffassung Luthers. 1932. (S. 99—126: Luthers Stellung zu den Juden.)
[194]) Dubnow: Weltgeschichte, VI, S. 27.
[195]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 443—445.
[196]) Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus. München 1919. I/, S. 719. Alfred Feilchenfeld: Denkwürdigkeiten der Glückl von Hameln. Berlin 1923.
[197]) Forschungen zur Judenfrage, Band II, S. 113.
[198]) Schröder: Satzungen, S. 654.
[199]) Forschungen zur Judenfrage. Band 6. 1941. S. 104—130.
[200]) Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. München 1922. S. 13—29.
[201]) Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus. München 1916. I/2. S. 890. Joseph Chambon: Der französische Protestantismus. Zollikon 1939. S. 146. Der Erstere schätzt die Zahl auf 200 000 bis 300 000 der Letztere auf 400 000 bis 700 000. Das Richtige wird wohl über der Mitte liegen.
[202]) Sombart: Moderner Kapitalismus. I/2. S. 890.
[203]) Sombart: Moderner Kapitalismus. I/2. S. 891/892.
[204]) Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. I. S. 17—206. Ernst Tröltsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen, S. 613—794. Karl Holl: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte. III. S. 385—403. J. B. Kraus S. J.: Scholastik, Puritanismus und Kapitalismus, S. 137—274. Georg Wünsch: Evangelische Wirtschaftsethik, S. 326—346.
[205]) Georg Simmel: Philosophie des Geldes. München 1930. S. 220. E. Brunner: Die denkwürdige Geschichte der Mayflower-Pilgerväter. Die Armenier befanden sich in der Türkei in einer sehr ähnlichen Stellung wie seinerzeit die Juden in Spanien und in anderen Ländern, welche sie zuletzt ausstiessen. Sie wurden als

der alles beherrschende Mittel- und Gewerbestand als ein Hindernis für die entsprechende Entwicklung des eigenen Volkes angesehen. Vielleicht haben auch in der Türkei die Juden mitgeholfen, die armenische Konkurrenz so zu beurteilen. Es entspricht also geschichtlich die Ausrottung der Armenier in der Türkei in den letzten 50 Jahren ganz genau dem, was den Juden in andern Ländern angetan wurde.

206) Ferdinand Meyer: Die evangelische Gemeinde in Locarno. Zürich 1836. I. und II. J. C. Mörikofer: Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz. Leipzig 1876.

207) Traugott Geering: Handel und Industrie der Stadt Basel. Basel 1886. S. 454 bis 461

208) In diesem Punkte wird die übersteigerte These von Werner Sombart in seinem Buch: «Die Juden und das Wirtschaftsleben» am ehesten Recht behalten.

209) Herbert Hug: Das Volk Gottes. Der Kirche Bekenntnis zur Judenfrage. Zollikon 1942. Karl Ludwig Schmidt: Die Judenfrage im Lichte der Kapitel 9—11 des Römerbriefes. Zollikon 1943. Gottlob Schrenk: Der göttliche Sinn in Israels Geschick. Zollikon 1943; Die Hoffnung der Kirche und der Juden in: Verhandlungen des Schweizerischen Reformierten Pfarrvereins. Liestal 1943. Wilhelm Vischer: Die Judenfrage eine entscheidende Frage für die Kirche. Basel 1942; Judennot und Christenglaube. Zollikon 1943. A. G. Gaebelein: Die Judenfrage. Verlag Müller-Kersting, Zürich 1942. Wer eine gute Zusammenfassung aller wichtigsten Probleme der Judenfrage und richtige Aufhellung des Geheimnisses Israels sucht, den verweise ich auf: Arthur Rich: Das Judenproblem. Zürich, Erscheinungsjahr nicht genannt.

210) Es sei hier verwiesen auf die bereits genannten Bücher von Wilhelm Vischer: Das Christuszeugnis des alten Testamentes, desgleichen auf den ganzen Band II/7 von Karl Barth: Kirchliche Dogmatik. Zollikon 1942.

211) K. L. Schmid: Die Judenfrage, S. 9. Haucks Realencyklopädie, XII, S. 266 f. Adolf Harnack: Das Evangelium vom fremden Gott. 1924.

212) Josué Jehouda: Des cinq étapes du judaisme émancipé. Genève 1942. S. 125, 119 und 129.

213) Europäische Revue. 1932. Artikel von Hans Kohn, S. 30.

214) Zitat Martin Buber, in Schoeps: Religionsgespräch, S. 139.

215) Worte Achad Haams in Levertoff, S. 107—109. Achad Haam, ursprünglich Ascher Ginzberg. 1856 in der Ukraine geboren, geistiger Führer des Zionismus. Gestorben 1927.

216) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 57.

217) Levertoff: Welt der Chassidim, S. 109/110. Joseph Klausner, geb. 1874, schrieb ein gelehrtes Werk über Jesus von Nazareth.

218) Levertoff, S. 109.

219) Th. Fritsch: Mein Beweismaterial gegen Jahwe. In Fritsch: Handbuch der Judenfrage, S. 156.

220) Ich benütze: Levertoff: Welt der Chassidim, wo S. 110—128 eine Zusammenstellung aller wichtigen Talmudstellen zu finden ist; ferner Erich Bischoff: Jesus und die Rabbinen. Leipzig 1905.

221) Ernst Haeckel, 1834—1919. Erstausgabe der «Welträtsel» 1899. Beleg: Kapitel XVII/IV, 9. Alinea.

222) Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu, von Erich Bischoff. Leipzig 1895. Hierüber: Karpeles Geschichte der jüdischen Literatur, II/795. Dubnow: Weltgeschichte, VII/300. Schoeps: Religionsgespräch, S. 89. Fr. Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 462/463.

223) Ernest Renan: Vie de Jesus. Paris 1863. S. 35.

224) Schoeps: Religionsgespräch, S. 78, und Philo-Lexikon, S. 357, zu Troki. Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 380, und Schoeps, S. 85, zu R. Samuel und Bibelkritik.

[225]) Jean Schorrer, pasteur de la cathédrale de Genève, in seinem Vorwort zur Schrift des Rabbiners Josué Jehouda.
[226]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 177.
[227]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 131.
[228]) Schoeps, Religionsgespräch, S. 16—18 und 88. Wilhelm Vischer: Christuszeugnis, I, S. 118—124. Adolf Köberle: Von der Niedrigkeit Christi. Berlin 1942.
[229]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 261. De le Roi: Ewald, S. 129/130.
[230]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 92. Rothschild: J. C. Ulrich, S. 229.
[231]) Es ist lehrreich, die Uebersetzung von Martin Buber hierzu zu lesen. Siehe: Tröstung Israels. Berlin 1933.
[232]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 177.
[233]) Martin Buber: Kampf um Israel, S. 224. Schoeps: Religionsgespräch, S. 42, 47 und 138. Adolf Köberle: Die Seele des Christentums, S. 308 ff. Berlin 1932.
[234]) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 51/52.
[235]) Leipoldt: Antisemitismus, S. 16.
[236]) Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen, S. 152.
[237]) Gottlob Schrenk: Der göttliche Sinn in Israels Geschick, S. 14. Ich möchte diese Schrift dringend empfohlen haben, sie ist das Beste, was über Römer 9—11 gelesen werden kann.
[238]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 40/41.
[239]) Paul Riessler: Altjüdisches Schrifttum, S. 9. Schoeps: Religionsgespräch, S. 48. Levertoff: Chassidim, S. 128. Hirsch: Praktische Judentumskunde, S. 19.
[240]) Herbert Hug: Das Volk Gottes, S. 24—39. K. L. Schmidt: Die Judenfrage, S. 9 ff.
[241]) A. Schlatter, G. Schmidt, Chr. Stoll: Das Alte Testament als Buch der Kirche. München 1934. — Ich verweise auch auf die Erklärungen alttestamentlicher Bücher in der Sammlung: Prophezei, im Zwingli-Verlag Zürich.
[242]) Ad. Schlatter, in der obigen Schrift, in seinem glänzenden Aufsatz: Das Alte Testament und der Talmud.
[243]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 295—311. Schröder: Satzungen, S. 173—212. Praktische Judentumskunde, von Hirsch, S. 93—112. Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 37 ff.
[244]) Schröder: Satzungen, S. 422.
[245]) Levertoff: Chassidim, S. 25, 54, 56, 64 und 157.
[246]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 131.
[247]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 131; Praktische Judentumskunde, S. 19. Dubnow: Weltgeschichte, VIII, S. 190. Karpeles Geschichte der jüdischen Literatur, II, S. 1055.
[248]) Friedländer: Jüdische Religion, S. 128.
[249]) Philo-Lexikon, S. 141. Georg Langer: Die jüdischen Gebetsriemen. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1931. S. 28.
[250]) Soma Morgenstern: Der Sohn des verlorenen Sohnes. Berlin 1935. S. 12. Im Gebetsraum eines jüdischen Privathauses «leuchtete an der Ostwand aus goldenen Fasern gewirkt der Davidstern auf dem dunkelroten Grund des Vorhangs, der den Thoraschrein verhüllte».
[251]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 40.
[252]) Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen, S. 328.
[253]) Liste der judenchristlichen Bischöfe der Jerusalemer Christengemeinde, die sich nach Pella flüchten musste: Jakobus, Simeon, Justus, Zachäus, Tobias, Benjamin, Johannes, Matthäus, Philippus, Seneka, Justus, Levi, Epheres, Joseph, Juda. Letzterer um 133. Ihm folgte der als Heide getaufte Bischof Markus. Aus: De le Roi: Michael Salomon Alexander, der erste evangelische Bischof in Jerusalem. Gütersloh 1891. S. 128.
[254]) Dubnow: Weltgeschichte, III, S. 211—222.
[255]) Dubnow: Weltgeschichte, III, § 33. Schoeps: Religionsgespräch, S. 14.

[256]) De le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden, I, S. 27 ff., und Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 97.
[257]) J. Kastein: Sabbatai Zwi. Berlin 1930. Kreppel: Juden und Judentum von heute, Wien 1925. S. 863. Denkwürdigkeiten der Glückl von Hameln. Bischoff: Kabbala, S. 83—85. Mayer: Wiener Juden, S. 76.
[258]) Forschungen zur Judenfrage, II/113.
[259]) Hans Feigl: Ferdinand Lassalle. Wien 1920. S. 63.
[260]) Jéhouda: Les cinq Etapes..., S. 131.
[261]) Antin: Vom Ghetto ins Land der Freiheit, S. 67.
[262]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 15. Rob. Frick: Geschichte des Reichsgottesgedankens in der alten Kirche. Zirka 1928.
[263]) Gottlob Schrenk: Gottesreich und Bund im älteren Protestantismus, vornehmlich bei Coccejus. Gütersloh 1923. S. 149. Augustin: De civitate Dei XX, Kp. IX.
[264]) Katechismus der katholischen Religion. St. Gallen 1924. Frage 460.
[265]) Levertoff: Chassidim, S. 157.
[266]) Ich verdanke reichste Belehrung für die hier folgenden Ausführungen dem obengenannten Werk von Gottlob Schrenk: Gottesreich und Bund.
[267]) Schrenk, S. 152—155.
[268]) Schrenk, S. 158.
[269]) Schrenk, S. 163—167.
[270]) Schrenk, S. 169. Die Taufgesinnten-Gemeinden. Herausgegeben im Auftrag der Konferenz der Altevangelischen Taufgesinnten-Gemeinden (Memmoniten) der Schweiz. Bern 1931.
[271]) Schrenk, S. 1—13, 191, 233 und 280—285.
[272]) Schrenk, S. 57/58 und 300—321.
[273]) Walter Hoch, Die Kirche und ihr Geld, S. 59—61, und alle Partien über Reichsverwirklichung; Unser Dienst am Bruder, Die Werke der Inneren Mission und evangelischen Liebestätigkeit in der Schweiz. Zürich 1940.
[274]) Leonhard Ragaz: Weltreich, Religion und Gottesherrschaft, I und II. Zürich 1922. Besonders II, S. 365; Christentum und Judentum. Ferner: Die Botschaft vom Reiche Gottes. Bern 1942.
[275]) Ich verweise für dieses ganze Kapitel auf die bereits genannten Schriften von K. L. Schmidt, G. Schrenk, W. Vischer und H. Hug.
[276]) Karpeles: Geschichte der jüdischen Weltliteratur, II, S. 707/708.
[277]) Dubnow: Weltgeschichte, IV, S. 290.
[278]) Dubnow, IV, § 33 und 34.
[279]) G. Wünsch: Evangelische Wirtschaftsethik, S. 305 ff. Emil Brunner. Zürich 1943. Gerechtigkeit, Kap. 18, 2.
[280]) Mayer: Wiener Juden, S. 54/55.
[281]) Knittel: Die Reformation im Thurgau. Frauenfeld 1929, S. 73 ff.
[282]) Wünsch: Wirtschaftsethik, 309 Anm.
[283]) Richard Feller: Der Staat Bern in der Reformation. Bern 1929. S. 61.
[284]) Wünsch: Wirtschaftsethik, S. 307.
[285]) Georg Liebe: Das Judentum. Jena 1924. S. 84 ff. Lion Feuchtwanger: Jud Süss. Berlin 1931.
[286]) Dubnow: Weltgeschichte, IX, S. 80/81.
[287]) Mayer: Wiener Juden, S. 56.
[288]) Hermann Dicker: Geschichte der Juden in Ulm, S. 51.
[289]) J. Müller: Der Aargau. Zürich 1870. S. 496.
[290]) Antin: Vom Ghetto ins Land der Freiheit, S. 172 und 51. Dubnow: Weltgeschichte, VIII, S. 50, und VII, S. 389.
[291]) Morgenstern: Der Sohn des verlorenen Sohnes, S. 117.
[292]) Felix Staehelin: Der Antisemitismus im Altertum. Leipoldt: Antisemitismus in der alten Welt. Walter Eichrodt: Antisemitismus in alter und neuer Zeit. Zürich 1937.

[293]) Dubnow: Weltgeschichte, IV, S. 301.
[294]) Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 481.
[295]) Arthur Wolf: Die Juden in Basel. Basel 1909. S. 10/11.
[296]) Heinrich Graetz: Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1853—1875. VII/2. S. 109.
[297]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes S. 266, Anm.
[298]) Wolf: Juden in Basel, S. 68.
[299]) Wolf: Juden in Basel, S. 18. Schröder: Satzungen, S. 611. Kopp: Zur Judenfrage, S. 118.
[300]) Dubnow: Weltgeschichte. VIII. S. 29 und 75. — Für dieses Kapitel verweise ich auf den inhaltreichen Artikel von Max Haller-Bern: «Das Judenproblem des ersten Jahrtausends» in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. 1935. II. S. 1 ff.
[301]) Dubnow: Weltgeschichte, V, S. 21/22. Schröder: Satzungen, S. 383.
[302]) Ehrlich: Mein Weg, S. 17 und 120. S. Morgenstern: Der Sohn des verlorenen Sohnes: Oesterreichische Verhältnisse.
[303]) Dubnow: III, S. 429—431 und 495. Schröder: Satzungen, S. 667.
[304]) Handwerk in Spanien: Ed. Fueter: Die Weltgeschichte der letzten hundert Jahre. Zürich 1921. S. 65. Zur Sklaverei durchgehend die Geschichtswerke von Dubnow und Heman.
[305]) Georg Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur. Wien 1904. S. 203.
[306]) A. Wolf: Die Juden in Basel, S. 6.
[307]) Wolf: Die Juden in Basel, S. 4.
[308]) Stadtarzt Bernhard Wartmann St. Gallen: Chronik in der «Vadiana» vom 8. März 1743. Dubnow: Weltgeschichte. VIII. S. 19—21. Emil Brunner: Zur Judenfrage, in «Neue Schweizer Rundschau» 1935/37, S. 389.
[309]) Zollschan: Rassenproblem, S. 479.
[310]) Th. Herzl: Zionistische Schriften, S. 42 ff.
[311]) Israel Zangwill, geboren 1864, gestorben 1926: «Die Kinder des Ghetto». 1892.
[312]) Friedrich Vogel: Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich 1845. S. 318 ff.
[313]) J. Müller: Der Aargau, S. 496 ff.
[314]) Joh. Heinr. Schinz: Versuch einer Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich 1763. In Rothschild: J. C. Ulrich, S. 251.
[315]) Dubnow: Weltgeschichte. VIII. S. 21. Zitat aus M. Grunwald: Hamburgs deutsche Juden bis 1811. Hamburg 1904. S. 55 ff.
[316]) Dubnow: Weltgeschichte. VIII. S. 13/14 und 30.
[317]) Wolf: Die Juden in Basel, S. 36 ff.
[318]) Friedrich Vogel: Die alten Chroniken von Zürich, S. 318. Dändliker: Schweizer Geschichte. Zürich 1900. I, S. 640.
[319]) Salomon Vögelin: Das alte Zürich. Zürich 1829. S. 221. Armin Eckinger: Drei Führungen durch die Zürcher Altstadt. Zürich 1939. (Hier Bilder.)
[320]) Dändliker: Schweizer Geschichte. I, S. 655.
[321]) Basel im 14. Jahrhundert, S. 179.
[322]) Dändliker: I, S. 655. J. Müller: Der Aargau, S. 496. Vogel: Chroniken, S. 318 ff.
[323]) Friedrich Vogel: Chroniken, S. 318 f. Kundert: Warum immer die Juden? Herisau 1933. S. 7.
[324]) Rothschild: J. C. Ulrich, S. 269.
[325]) Rothschild: J. C. Ulrich, S. 273—279.
[326]) Die Judenfrage vor dem Aargauischen Grossen Rat. Stenogramm von Preinfalk. Aarau 1862.
[327]) J. Müller: Aargau, S. 496 ff.
[328]) De le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden. I. S. 136/137. Wolf: Juden in Basel, S. 5.

329) Wolf: Juden in Basel, S. 14. Blösch: Geschichte der schweizerischen reformierten Kirchen. Bern 1895. II. S. 145.
330) Rotschild: J. C. Ulrich, S. 315/316. De le Roi: Die evangelische Christenheit u. die Juden. I. S. 410/411. Wernle: Schweizerischer Protestantismus, I. S. 582.
331) Rothschild: Ulrich, S. 319.
332) Bernhard Pünjer: Geschichte der christlichen Religionsphilosophie. Braunschweig 1880. I. S. 378.
333) Pünjer: I. S. 337—340.
334) Pünjer: I. S. 341.
335) Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur. II. S. 1043.
336) Oeuvres de J. J. Rousseau. Amsterdam MDCCLXXVI. S. 15 ff. Pünjer, S. 348 bis 353.
337) Schoeps: Religionsgespräch, S. 93, Anm.
338) Pünjer: I. S. 383—390.
339) Bürgerliche Stellung M's.: Dubnow. VIII. S. 24. De le Roi: Evangelische Christenheit. II. S. 10.
340) De le Roi: II. S. 14 ff.
341) De le Roi: II. S. 27.
342) Das Buch Lessing, von Heinrich Schneider. München 1929. S. 275, und Philo-Lexikon, S. 627. Eugen Dühring (geboren 1833): Die Ueberschätzung Lessings und dessen Anwartschaft für die Juden, Karlsruhe und Leipzig 1881, schreibt zu den 1000 Talern: «Doch der jüdische Götze Namens Lessing, wenn richtig gekannt, wird hierdurch Niemand davon überzeugen, dass er seine Dienste als Judenanwalt stehts gratis besorgt habe, gleichviel, wie sich der Succurs zwischen klingender Münze und andersartigen Leistungen verteilte. Bekanntlich brauchte Lessing als Spieler um hohe Einsätze viel Geld.» (S. 86.) — Dühring schreibt zu Lessings Namen und über Lessings Abstammung: «Wo der Name Lessing vorkommt, sei es in den Städten oder auf dem Lande, ist er meines Wissens stehts ein Judenname. Das allein muss für den Kenner schon von Gewicht sein.» (S. 83.) — «Die Hauptsache bleibt, dass der gewaltig überwiegende racenjüdische Charakter im Gepräge seiner Schriften erkannt werde, und dass nichts entgegenstehe, diesen Charakter in einer natürlichen Weise durch die Annahme einer jüdischen Abstammung zureichend begreiflich zu machen.» (S. 83.) Dühring erwähnt immerhin, Lessings Mutter sei eine Wendin gewesen.
343) Karpeles: Geschichte der jüdischen Literatur. II. S. 1072.
344) Johannes Herzog: Johann Georg Hamann. Furcheverlag Berlin 1927. S. 67/68.
345) Herzog: Hamann, S. 100.
346) Calwer Kirchenlexikon. 1941. II, S. 782.
347) Franz Rosenzweig: Die Schrift und Luther. Berlin 1916. (Grundsätzliches zum Problem Bibelübersetzung.)
348) De le Roi: II. S. 16. Dohm: S. 13. Karpeles: II. S. 1052.
349) Zum ganzen Abschnitt über Amerika: Dubnow: Weltgeschichte. VII. S. 431—435.
350) De le Roi: Evangelische Christenheit. II. S. 20/21. Seraphin: Die Bedeutung des Judentums in Südosteuropa. Berlin 1941. S. 56 ff.
351) De le Roi: II. S. 57. Sieber: Gott ist mein Lied. Zürich 1942. S. 66/67.
352) Dubnow: Weltgeschichte. VIII. S. 22 ff.
353) Schneider: Das Buch Lessing, S. 236. Gotthilf Schenkel: Die Freimaurerei im Lichte der Religions- und Kirchengeschichte. Gotha 1926. Hier über Lessing: S. 99 ff. Freimaurer der damaligen Zeit waren: Benjamin Franklin, Voltaire, Friedrich der Grosse, Klopstock, M. Claudius, Goethe, Herder, Wieland, Fichte. Um nur einige wenige der bekanntesten Namen zu nennen.
354) Dubnow: VII. S. 392.
355) De le Roi: Evangelische Christenheit. II. S. 10.
356) J. Chambon: Der französische Protestantismus. Zollikon. S. 207/208.
357) Dubnow: VIII. S. 86/87; Forschungen zur Judenfrage, 4. S. 178.

[358]) Dubnow: VIII. S. 89—103.
[359]) Dubnow: VIII. S. 117/118.
[360]) Forschungen zur Judenfrage 4, S. 184. Dubnow: VIII. S. 122.
[361]) Dubnow: VIII. S. 124.
[362]) Chambon: Französischer Protestantismus, S. 208.
[363]) Dubnow: VIII. S. 126/127.
[364]) Dubnow: VIII. S. 160—166.
[365]) Neuausgabe: Louis Lamm. Berlin 1922.
[366]) Zu Pfenninger und Conrad Fischer: Lothar Rothschild: Johann Caspar Ulrich von Zürich und seine «Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz». Basel 1932. S. 364—367.
[367]) Rothschild: S. 367 ff.
[368]) Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Baselland. Liestal 1932. Band II. S. 503—505.
[369]) Paul Guggenheim: Zur Geschichte der Schweizer Juden. Zürich 1933. S. 6 ff. Karl Dändliker: Schweizer Geschichte. Zürich 1904. Band III. S. 728/729. Die Judenfrage vor dem Aargauischen Grossen Rat. Stenogramm von Preinfalk. (Hier auch der Wortlaut der betreffenden Gesetze.)
[370]) Paul Guggenheim: S. 11/12.
[371]) Arthur Frey: Der rechte Staat. Zollikon 1941. Aktiver Protestantismus. Zollikon 1943.
[372]) Guggenheim: S. 10. Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1892, S. 302.
[373]) Dubnow: IX. S. 119.
[374]) Dubnow: IX. S. 192.
[375]) Schröder: Satzungen, S. 615 ff.
[376]) J. C. Ulrich: Sammlung jüdischer Geschichten, S. 72—74 etc.
[377]) Ulrich: S. 75.
[378]) Schröder: S. 621/622.
[379]) Schröder: Satzungen, S. 619.
[380]) Schröder, Satzungen, S. 613 ff. Friedländer: Jüd. Religion, S. 323/324.
[381]) Schröder: Satzungen, S. 620.
[382]) Seraphim: Die Bedeutung des Judentums in Südosteuropa, S. 66.
[383]) Paul Wernle: Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert. I. S. 1. Dubnow: 9, S. 335.
[384]) Forschungen zur Judenfrage. 6/1941. S. 104 ff.
[385]) Dubnow: IX. S. 289.
[386]) Dubnow: IX. S. 469 ff.
[387]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 528 und 544.
[388]) Eugen Dühring: Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judentums durch den modernen Volksgeist. Leipzig 1883. Zum Problem Eid: S. 235—247. «Kommt in den staatlichen Eidesformeln nur noch das Wort Gott, etwa mit einem Beisatz, wie allmächtig und allwissend vor, so ist in diesem Gebiet das Christentum bereits gestrichen. Eine kahle Verallgemeinerung aus verschiedenen Religionen kommt gleichsam wie ein Stück von Staatswegen gebotener Religion allein in Anwendung. Die Verjudung durch das Christentum weicht, um einer dem Judentum noch näherstehenden Vorstellung Platz zu machen. — Es ist dies fast die rousseausche Staatsreligion; denn wenn der Gott, bei dem geschworen wird, nicht jenseitig straft, wie es jener im übrigen so grosse Genfer wollte, so hat er praktisch nichts zu bedeuten. Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung waren die Glaubenartikel der rousseauschen Staatsreligion.» (S. 243.)
[389]) Dändliker: Schweizer Geschichte, III, S. 798. Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1932. S. 394. Paul Guggenheim: Zur Geschichte der Schweizer Juden, S. 12. A. Keller: Das Schächten der Israeliten. Aarau 1890. Aufruf des Schweizerischen Rabbinates vom August 1893.

390) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 514.
391) Forschungen zur Judenfrage. Band 2. S. 132. De le Roi: Evangelische Christenheit, II, S. 33.
392) Dubnow: VIII. S. 263.
393) Dubnow: IX. S. 153.
394) Gretel Aufsesser: Jüdische Gestalten im modernen englischen Roman. Dissertation. Zürich 1940. S. 37. Aus Graham Greene: Stamboul Train.
395) Leipoldt: Antisemitismus in der alten Welt, S. 8.
396) Forschungen zur Judenfrage. Band 2, S. 19.
397) Dubnow: VIII. S. 130.
398) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 478.
399) Ehrlich: Der Weg meines Lebens, S. 41.
400) Philo-Lexikon, S. 484.
401) Lidzbarski: Auf rauhem Wege, S. 169. Morgenstern: Der Sohn des verlorenen Sohnes, S. 259.
402) Lidzbarski: S. 81.
403) Philo-Lexikon, S. 739 und 420.
404) De le Roi: II, S. 252/253. Goldstein: Rasse und Politik, S. 116/117.
405) Fritzsch: Handbuch der Judenfrage, S. 313. Die Juden in Deutschland. München 1936. Zu E. Ludwig.
406) Forschungen zur Judenfrage. Band 6. S. 132. Band 4. S. 227 und 234.
407) Forschungen zur Judenfrage. Band 6. S. 245.
408) Forschungen zur Judenfrage. Band 6. S. 247.
409) Antin: Vom Ghetto ins Land der Verheissung, S. 213/214.
410) Max Nordau, geb. 1849 in Budapest, gest. in Paris 1923, hiess ursprünglich Südfeld. Er war neben Herzl und nach dessen Tod Führer des politischen Zionismus.
411) Die Juden in Deutschland. München 1936. Hier Felix Anton Teilhaber: Der Untergang der deutschen Juden. S. 402.
412) De le Roi, II, S. 21.
413) Dubnow, VIII, S. 202 ff.
414) De le Roi, II, S. 28/29.
415) Dubnow, VIII, S. 206 und 263.
416) De le Roi, II, S. 184/185.
417) De le Roi: Ferd. Christian Ewald. 1896. S. 83.
418) Proselytenkammern: Rothschild: J. C. Ulrich, S. 306 und 313.
419) Schoeps: Religionsgespräch, S. 133/134.
420) Gustaf Dalman: Handbuch der Mission unter Israel. Berlin 1898. S. 97.
421) Hundert Jahre Verein der Freunde Israels in Basel 1830—1930. Basel 1931.
422) De le Roi: Ewald, S. 57. Forschungen zur Judenfrage, 4, S. 170.
423) Forschungen, 4, S. 169. Dalman: Mission, S. 14.
424) Forschungen, Band 4, S. 173.
425) Dalman: Mission, S. 129.
426) Forschungen, Band 4, 1939, S. 164.
427) Besonders De le Roi: Die evangelische Christenheit und die Juden, Band I, II und III ist eine unausschöpfbare Fundgrube.
428) Karl Gauss: Basilea Reformata. Basel 1930. S. 106.
429) Hug: Karl Marx sub specie fidei. Kirchenblatt für die reformierte Schweiz. Nr. 18, 9. 1943.
430) Hundert Jahre Freunde Israels, S. 29.
431) Zinzendorf: Dalman, Mission unter Israel, S. 40. Pétavel: De le Roi, 2, S. 281. Pick, Freshman, Lichtenstein, Rabinowitz: Dalman, S. 40. Krüger: De le Roi, 2, S. 310. Ferner zum Ganzen: 100 Jahre Freund Israels, S. 12 ff., und Emil Brunner: Zur Judenfrage, Neue Schweizer Rundschau 1935/1937, S. 394.
432) A. S. Waldstein: Aus der Geschichte der juden-christlichen Bewegung. Zürich. Jahr ?

[433]) Waldstein, S. 5. Abraham Poljak: Das Kreuz im Davidstern. Wien 1937. S. 19/20.
[434]) Gerhard Kittel: Die Judenfrage. Stuttgart 1933. 2. Auflage im gleichen Jahr.
[435]) Kittel: Judenfrage. 2. Auflage. S. 110—113, und K. L. Schmidt: Die Judenfrage. Zollikon 1943. S. 25 und 26.
[436]) De le Roi: Die evangelische Christenheit, I, S. 269 ff.; Freund Israels, 1943, 6, S. 108.
[437]) Karl Barth: Kirchliche Dogmatik, II/1, S. 542.
[438]) Leo Hirsch: Praktische Judentumskunde. Berlin 1935.
[439]) Dubnow, 9, S. 85 und 87.
[440]) Dubnow, 9, S. 86. Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 533.
[441]) Heman: Geschichte, S. 532.
[442]) Schröder: Satzungen, S. 651.
[443]) Dubnow, 9, S. 106 und 344.
[444]) Dubnow, 9, S. 87, Anm.
[445]) Schröder: Satzungen, S. 649.
[446]) Hirsch: Judentumskunde, S. 38.
[447]) Dubnow, 9, S. 99 und 349.
[448]) Dubnow, 9, S. 93.
[449]) Minna Popken: Im Kampf um die Welt des Lichts. Berlin 1938. S. 29 ff.
[450]) Dubnow, 9, S. 324, 344 und 350.
[451]) Dubnow: Weltgeschichte, 9, S. 124.
[452]) Adolf Köberle: Die Seele des Judentums. Berlin 1932. Martin Buber: Kampf um Israel. 1933, hier: «Die Brennpunkte der jüdischen Seele», S. 50 ff.
[453]) Hans Joachim Schoeps: Jüdisch-christliches Religionsgespräch im 19. Jahrhundert. Berlin 1937. S. 101—107.
[454]) Paul Levertoff: Die religiöse Denkweise der Chassidim. 1918. S. 104—107.
[455]) Man vergleiche die Vorrede von Pfarrer Jean Schorrer in Genf zum Büchlein des Rabbiners Josoé Jéhouda: Les cinq Etapes du Judaisme émancipé. Genf 1942. Ferner: Martin Bubers Ausführungen in «Kampf ums Judentum», S. 430, in seiner Rede am 1. 8. 1929 vor dem XVI. Zionistenkongress: «Was ich unter Humanismus verstehe, ist, dass die Jugend in Palästina den Weg von der nationalistischen Assimilation des sacro egoismo zur nationalen Chaliziut geführt werde: dass sie erzogen werde, mit ungebrochener Menschlichkeit die geschichtliche Menschheitsaufgabe des neuen Judentums am ewigen Völkertor zu erfüllen.» S. 431.
[456]) Ich verweise auf den Versuch eines Gesprächs in Herbert Hug: Das Volk Gottes, S. 151 ff.
[457]) Hauck: Realencyklopädie, 3, S. 772 ff.
[458]) Friedrich Nietzsche: Der Wille zur Macht. 2. Buch: Kritik der bisherigen höchsten Werte.
[459]) Die Juden in Deutschland. München 1936. S. 20/21.
[460]) Dubnow, 9, S. 327.
[461]) Dubnow, 9, S. 320.
[462]) Dubnow, 9, S. 322/323.
[463]) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 518.
[464]) Forschungen zur Judenfrage, Band 4, S. 201.
[465]) Forschungen zur Judenfrage, Band 6, S. 167 ff.
[466]) Dubnow, 9, S. 342. Anm.
[467]) Dubnow, 9, S. 500—502.
[468]) Georg Wünsch: Evangelische Wirtschaftsethik, S. 301 und 669. Gerhard Uhlhorn. Stuttgart 1895. Evangelische Liebestätigkeit, S. 227.
[469]) Eduard Fueter: Weltgeschichte der letzten hundert Jahre. Zürich 1933. S. 95, 170 f., 294 und 357. Oesterreich hat die Leibeigenschaft erst 1849 aufgehoben. Siehe Fueter, S. 357.
[470]) Dubnow, 9, S. 124/125.

471) Dubnow, 9, 356, und: Die Juden in Deutschland. München 1936. S. 138.
472) Heman: Geschichte des jüdischen Volkes, S. 505—510.
473) Dubnow, 9, S. 357.
474) Engels: Herkner: Die Arbeiterfrage. Berlin 1916. Band 2, S. 222 ff. Spargo: Karl Marx. Leipzig 1912. S. 23 ff. und 185. — Kreditfrage: Herkner, 2, S. 242. Zum folgenden: Forschungen zur Judenfrage, 2, S. 147, und 1, S. 145/146.
475) Herkner: Arbeiterfrage, II, S.375/376. Dubnow: 10, S. 58.
476) Herkner, II, S. 376.
477) Ernst Hartung: Gottfried Keller, Briefe und Gedichte usw. München 1925. S. 273/274. Eugen Dühring: Die Judenfrage. Leipzig 1881. S. 79 ff., über Lassalle.
478) Dubnow, 10, S. 539, und Seraphim: Bedeutung des Judentums in Südosteuropa, S. 60/61.
479) Dubnow, 10, S. 173, 179, 182, 184, 194, 219 und 389. Waldemar Gurian: Der Bolschewismus. Freiburg i. Br. 1932. S. 20/21. J. Kreppel: Juden und Judentum von heute. Zürich 1925. S. 169 ff.
480) Dubnow, 10, S. 19/20. Heman: Geschichte, S. 564. W. Marr: Der Sieg des Judentums über das Germanentum. Bern (Constenoble) 1879. Ob W. Marr wirklich ein abgefallener Jude war, wie der jüdische Geschichtsschreiber behauptet, weiss ich nicht. Er selber zählt sich in seiner journalistisch geschriebenen Schrift durchgehend zu den Germanen (S. 17, 25, 27, 45 usw.). Er schreibt: «Das Wort Knoblauch genügt schon, um uns Germanen des Glaubenshasses zu bezichtigen. Nun, mich schützt wenigstens mein Name vor diesem Vorwurf» (S. 25).
Beachtenswert sind seine prophetischen Sätze: «Wenn ich eine Bitte an meine Leser richten darf, so ist es die, dass sie diese meine Schrift aufbewahren und testamentarisch die Verfügung treffen mögen, mein Büchlein von Kind auf Kindeskind forterben zu lassen. Denn es ist keine ostentöse Prophezeihung, sondern tiefernste Ueberzeugung, welche ich ausspreche, dass nicht vier Generationen mehr vergehen und es wird absolut kein Staatsamt, selbst das höchste nicht ausgeschlossen, mehr existieren, das nicht von Juden usurpiert wäre. Ja, durch das Judentum wird Deutschland zur Weltmacht werden, zu einem abendländischen Neu-Palästina. — Kein Vorwurf deshalb dem Judentum. Es hat 1800 Jahre lang mit der abendländischen Welt gekämpft. Es hat diese Welt besiegt, sich untertan gemacht. Wir sind die Besiegten, und es ist ganz in Ordnung, dass der Sieger: vae victis ruft» (S. 29/30). Marr schreibt über Russland: «Die jüdische elastische Leichtlebigkeit wird Russland in eine Revolution stürzen, wie die Welt vielleicht keine ähnliche gesehen hat» (S. 34). Die Schrift erschien: 1879.
481) Dubnow, 10, S. 23/24. Eugen Dühring: Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Leipzig 1881. Kap. 5. Der Weg zur Lösung, S. 94—158. «Die Juden sind ein inneres Karthago, dessen Macht die modernen Völker brechen müssen, um nicht selbst von ihm eine Zerstörung ihrer sittlichen und materiellen Grundlagen zu erleiden» (S. 158). — Eugen Dühring: Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judentums durch den modernen Völkergeist. Leipzig 1883.
482) Dubnow, 10, S. 59.
483) Pfr. Dr. phil. Ernst Fischer in Basel sei es gedankt, dass er diese Prophezeiung Heines entdeckt und veröffentlicht hat. Ich verweise nachdrücklich zunächst auf seine Schrift: «Ueber die philosophischen Grundlagen der deutschen Staatsumwälzung», Zürich 1943, und «Zum Geisteskampf der Gegenwart», Basel 1941. Das Zitat stammt aus dem ersteren, S. 30.
484) Zahlen in reicher Fülle kann man im Buch von Kreppel: Juden und Judentum, nachlesen. Meine Statistik ist dem Buch entnommen: Die Juden in Deutsch-

land, S. 23. Ferner: Dubnow: 10, S. 61. Erich Lehnhardt: Die antisemitische Bewegung in Deutschland. Zürich 1884.

485) Walter Frank: Hofprediger Adolf Stoecker. Hamburg 1935. Herkner: Arbeiterfrage, II, S. 98. Dubnow, 10, S. 19—22. De le Roi: Evangelische Christenheit, 2, S. 262 f. Erich Lehnhardt: Die antisemitische Bewegung in Deutschland, S. 48—53.

486) Dubnow, 10, S. 22.

487) Friedrich Heman: Die historische Weltstellung der Juden. Leipzig 1882. Die zitierten Stellen sind leicht zu finden.

488) Forschungen, Band 2, S. 171. Die Juden in Deutschland, S. 10.

489) Ehrlich: Weg eines Chassiden, S. 76.

490) M. Friedländer: Die jüdische Religion, S. 129.

491) Gertrud Wasserzug-Träder: Warum? Eine Antwort an das jüdische Volk. Verlag Beatenberg. Ohne Jahreszahl.

492) Dubnow, 9, S. 301—303.

493) Schröder: Satzungen, S. 563.

494) Kreppel: Juden und Judentum heute, S. 419.

495) De le Roi: Evangelische Christenheit. 2. S. 349.

496) Ed. Fueter: Die Weltgeschichte der letzten hundert Jahre. Zürich 1921. S. 521.

497) Theodor Herzl: Zionistische Schriften. Berlin. Ausgabejahr nicht angegeben. Zwischen 1905 und 1912.

498) Dubnow, 10, S. 315/316.

499) Dubnow, 10, S. 319.

500) K. L. Schmidt: Die Judenfrage, S. 43.

501) Abr. Poljak: Das Kreuz im Davidstern, S. 82/83.

502) Kreppel: Juden und Judentum, S. 197.

503) Kreppel, S. 404, hier der Wortlaut des Mandates.

504) Dubnow, 10, S. 338—345.

505) Martin Buber: Kampf um Israel, S. 297/298.

506) Dubnow, 9, S. 475.

507) Dubnow, 9, S. 479.

508) Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1932, die betreffenden Abschnitte. Leider waren die Zahlen für 1941 bei der Abfassung dieses Buches noch nicht erhältlich.

509) Carl Brüschweiler: Beruf und Konfession in der Schweiz. Im katholischen Jahrbuch von 1939: Kirche und Leben, S. 96. Jedem Leser sei dieser ausgezeichnete Aufsatz zum Studium empfohlen.

510) Gottfried zur Beek: Die Geheimnisse etc. Charlottenburg 1922. Theodor Fritsch: Die Zionistischen Protokolle. Leipzig 1924. Theodor Fritsch: Handbuch der Judenfrage. 1923. S. 285 ff.

511) G. zur Beek: Die Geheimnisse, S. 9.

512) Adolf Hitler: Mein Kampf. München 1933. I. S. 337.

513) Fritsch: Die zionistischen Protokolle, S. 17.

514) Fritsch, S. 28 und 50.

515) Fritsch, S. 79.

516) Henry Ford: Der internationale Jude. Hammerverlag Leipzig 1921.

517) G. zur Beek: Die Geheimnisse, S. 20—23.

518) Niccolo di Bernardo Macchiavelli, geboren 1469 in Florenz, gestorben 1527.

519) Sir John Ratcliffe's Historische Romane. XIII. Biarritz. Band 1, S. 147—165. Ausgabe Borngräber Berlin.

520) Calwer Kirchenlexikon 1941, 2, S. 8/9. Die Broschüre Lammenais-Börne ist im Verlag Egli-Herisau im Jahr 1834 herausgekommen. Meine Zitate sind zu finden S. 27 ff.

522) Die Zahl für 1937 aus: Forschungen zur Judenfrage. Band 3. S. 156.

523) Forschungen, 3, S. 156.

[524]) Kreppel: Juden und Judentum, S. 295.
[525]) Kreppel: Juden und Judentum, S. 302—304.
[526]) Die Juden in Deutschland. München 1937. S. 23 ff.
[527]) De le Roi: Evangelische Christenheit, 2, S. 96/97.
[528]) Schoeps: Religionsgespräch, S. 42/43.
[529]) Dubnow, 10, S. 547.
[530]) Peter Heinz Seraphim: Die Bedeutung des Judentums in Südosteuropa, S. 76.
[531]) Kardinal Faulhaber: Judentum, Christentum, Germanentum. München 1934. Juden-Christen-Judenchristen. Ein Ruf an die Christenheit. Zollikon 1939.
[532]) Meine Uebersicht ist entnommen: Dubnow, IV, S. 63—88.
[533]) Walter Zimmerli: «Die Juden» in der Zeitschrift «Der Grundriss» 1942, Heft 9.
[534]) Ich verweise auf die grossen Werke: J. C. Mörikofer: Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz. Leipzig 1876. Ferdinand Meyer: Die evangelische Gemeinde in Locarno. I. und II. Zürich 1836. Traugott Gehring: Handel und Industrie der Stadt Basel. Basel 1886.
[535]) Judennot und Christenglaube. Zollikon 1943.
[536]) Eduard König: Ahasver, der Ewige Jude. Gütersloh 1907.
[537]) König: Ahasver, S. 56. Karl Beck: Gepanzerte Lieder. Phantasien am Grabe Poniatowskys.
[538]) Leipzig 1923. Aus dem Flämischen übertragen.
[539]) Ilja Ehrenburg: Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz. Rheinverlag Basel. Jahr zirka 1929.
[540]) Dubnow, 8, S. 256—258.
[541]) Dubnow, 9, S. 129.
[542]) Forschungen zur Judenfrage. Band 2. S. 114.
[543]) J. C. Ulrich: Sammlung jüdischer Geschichten, S. 322. Das Gebet ist bei Ulrich französisch wiedergegeben. Der Schreiber hat es übersetzt. Das Gebet stammt wahrscheinlich aus der Zeit wischen 1700 und 1750.

REGISTER

I. Begriffe

II. Länder und Orte

III. Namen

IV. Bibelstellen

V. Bildernachweis

Bild 1: Bussübungen der Sabbatianer in Saloniki. Es handelt sich nicht um besondere Bussübungen der Anhänger Sabbathai Zwi's nach dessen Tod, sondern um einen durchgehenden Brauch der Juden am Versöhnungstag. Alle männlichen Juden vom 13. Altersjahr an haben sich an diesem Abrechnungstag des ganzen Jahres geisseln zu lassen. Jeder wählt sich hiezu einen Freund. Das Gesicht muss gegen Mitternacht gerichtet sein, aber zur Erde gebeugt. Mit einem kalbledernen Riemen werden 39 Hiebe verabfolgt. Damit sich der Schlagende nicht überzählt, muss er dreimal Psalm 78, 38 beten, weil dieser Vers im Hebräischen 13 Worte umfasst. Auf jedes Wort kommt ein Schlag. Der Büssende schlägt sich selber bei jedem Schlag auf die Brust. Hernach wechselt man die Rollen. Das gezeigte Bild deutet freilich noch ganz andere Quälereien an. Es ist zu vermuten, dass die Sabbatianer mit diesen Uebungen die von ihnen sicher erwartete Wiederkunft ihres Messias zu bewirken hoffen.

Bild 13: Gottesdienst portugiesischer (sephardischer) Juden am Versöhnungstag in einer Synagoge in Amsterdam. Zu beachten ist links die Galerie für die jüdischen Frauen. Sie wohnen dem Gottesdienst hinter einem Gitter verborgen bei. Zu beachten sind die stilvollen Leuchter. In der Mitte der Synagoge steht eine Art von Tisch. Mittels Stufen kann man ihn betreten. Hier trägt er ein Geländer. Auf dieser Estrade befindet sich (auf diesem Bilde nicht sichtbar) ein Pult, Bime = Bühne = Altar = Al memor genannt, das heisst: Leseort. Die sephardischen Juden nennen es Thebah = Arche. Die Männer auf der Estrade tragen Thora-Rollen. Man sieht auch Kerzen. Am Versöhnungstag entzündet jeder Fromme jedenfalls eine Kerze, welche 24 Stunden lang brennen sollte. Sie ist symbolisch das Licht seiner Seele. Eine kleinere Kerze daneben wäre das Licht seines Leibes. Rechts sieht man einen Mann, welcher einem Kind Almosen spendet, ein besonders verdienstliches Werk am Versöhnungstag.

Bild 3: Wochenbett-Amulett mit Davidsstern. Dem Buch von Erich Bischoff: «Die Kabbalah» (Leipzig 1923) entnehme ich zunächst folgende Erklärung (s. 148): «In den vier Ecken draussen stehen (von rechts oben an links herum) die Namen der vier Paradiesströme: Pison, Gihon, Hiddekel, Phrat (1. Mos. 2, 11—14). In dem Raume zwischen den zwei Kreisen steht (hebräisch): Adam und Eva! Hinaus, Lilith, erste Eva! Schemariel, Chasdiel, Senoi, Sansenoi, Samangeloph! Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen (Psalm 91, 11). Amen· Sela!» Im Mittelschilde des Sternes ist zu lesen: «Geh hinaus, Lilith, und das ganze Volk, das dir auf dem Fusse folgt. Im Namen des K. u. P.» K. u. P. heisst: Koneth und Podeh: Schöpfer und Erlöser. Die Buchstaben K. u. P. sind in den sechs möglichen Reihenfolgen hintereinander eingesetzt. Um und an den Eckdreiecken sind noch Worte verwendet, welche dem täglichen jüdischen Morgengebet entnommen sind. — Ueber Adams erste Frau, Lilith, ist folgendes zu sagen: «Als der Herr Adam erschaffen hatte, sprach er: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Und er schuf ihm ein Weib aus derselben Erde, aus der auch Adam gebildet war, und hiess sie Lilith, die Nächtliche. (Lilith kann auch Nachteule heissen. Diese Tiere waren im Altertum gefürchtet, weil sie unbeaufsichtigt daliegenden Säuglingen Gift einflössten.) Alsbald geriet das Paar in Streit; da sagte Lilith: Du bist nicht mehr als ich; beide sind wir von derselben Erde. Und sie wollte ihrem Manne nicht mehr gehorsam sein, ja, bei einem erneuten Streit sprach sie den geheimnisvollen Gottesnamen aus und flog durch die Luft davon. Hierauf beklagte sich Adam betend bei Gott. Der Herr aber sandte drei Engel und sagte zu ihnen: Wenn Lilith zurückkehren will, soll es gut sein; andernfalls muss sie gewärtig sein, dass täglich hundert ihrer zukünftigen Kinder sterben. Die Engel eilten von Gott weg der Lilith nach. Sie fanden sie im Gewoge des Meeres,

da, wo später die Aegypter ertrinken sollten. Sie sagten ihr Gottes Rede. Als sie aber trotzdem nicht zurückkehren wollte, drohten sie: Wir ertränken dich im Meer. Sie aber rief ihnen zu: Lasst ab von mir. Wisst ihr denn nicht, dass ich dazu bestimmt bin, Säuglinge zu verderben? Ueber einen Knaben habe ich bis zu seinem achten Tage nach der Geburt Gewalt, über ein Mädchen bis zum zwanzigsten. (Aus diesem Grunde lassen Juden ihre Kinder in dieser kritischen Anfangszeit ihres Lebens nie ohne Licht schlafen.) Doch schwor sie beim Namen des lebendigen Gottes: Stets, wenn ich eure Bilder oder eure Namen bei einem Säugling geschrieben sehen werde, will ich von diesem Säugling ablassen. — Die Namen dieser Engel sind: Senoi, Sansenoi und Samangeloph. Diese drei Engelsnamen, verbunden mit dem Ruf: Adam, Eva, hinaus, Lilith, fehlten als Inschrift in keiner Wochenbettstube im östlichen Judentum.» (Bischoff: s. 148/9 und 56.)

Prof. Dr. Walter Eichroth in Basel, den ich in dieser Sache um Rat fragen durfte, konnte mir noch weitere Auskunft über das abgebildete Amulett geben und hat mir freundlichst gestattet, seine Einblicke zu verwenden. Ich spreche sowohl ihm als dem jüdischen Studenten, der ihm bei der genauen Ausdeutung behilflich war, meinen herzlichen Dank aus. Die um die Zacken des Sterns geschriekenen drei konsonantigen Worte sind allesamt Bezeichnungen der aufeinanderfolgenden Worte des Gebets «Nechunjah» mit je ihren Anfangsbuchstaben. Das Gebet hat $14 \times 3 = 42$ Worte, die je mit ihrem Anfangsbuchstaben angedeutet sind.
Hinzu kommt noch eine nicht zu übersehende Feinheit der ganzen Zeichnung. Die kleinen Striche in dem Doppelkreis und in dem Stern sollen die Zahl 613 ergeben, das heisst die Zahl der Gebote im Gesetz und zugleich die Zahl der Knochen im menschlichen Körper. Der Sinn des Ganzen deutet also hin auf die Normalität des Kindes, auf seine Bestimmung als Sohn des Bundes unter dem Davidsstern und seine Würde als zukünftiger Gesetzeserfüller. Damit dieser Wunsch in Erfüllung gehe, sollen die Engel die Einflüsse der unter einem Fluche stehenden Lilith abwenden.

Bild 15: Purimfest, Maskenball sephardischer Juden. Zugrunde liegt dem Purimfest das Buch Esther im Alten Testament. Haman wollte die Juden ausrotten, allein Mardochai und Königin Esther wussten den Anschlag zu verhindern. Haman wurde hingerichtet, die Juden triumphierten. Das Fest zerfällt in einen synagogalen und einen aussergottesdienstlichen Teil. In der Synagoge wird das Buch Esther ganz vorgelesen. Die anwesenden Knaben haben Brettchen und Holzhämmer in die Synagoge mitgebracht. Jedesmal, wenn der Name des Judenfeindes Haman gelesen wird, schlagen sie mit den Hämmern auf die Holzbrettchen, auf die dieser verhasste Name geschrieben oder geritzt ist. Die Männer trampeln und klopfen ebenso und rufen: «Sein Name müsse vertilgt werden!» oder «Der Name der Gottlosen müsse verfaulen» (Spr. 10, 7) und 5. Mos. 25, 2: «So der Gottlose Schläge verdient hat». Bei der eigentlichen Purimsmahlzeit, am 14. Adar = im Februar oder März des christlichen Kalenders, wird nicht nur viel gegessen und bis zur Berauschung getrunken, sondern auch durch Maskerade die Haman-Mardochai-Geschichte aufgeführt.

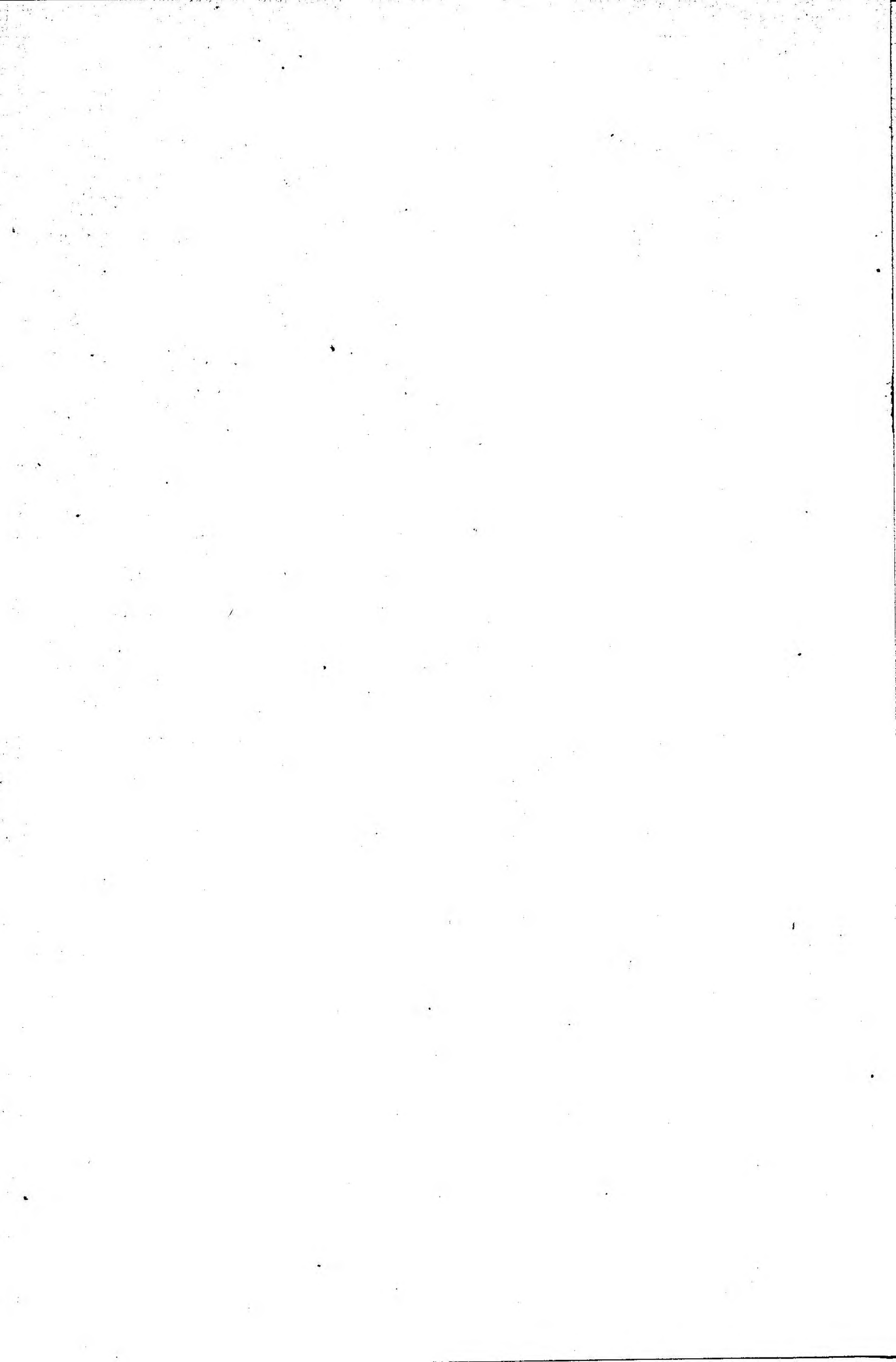
Herzlichen Dank spreche ich aus:

Prof. Dr. Fritz Blanke in Zürich für seine umfassende wissenschaftliche Beratung und Ueberprüfung des ganzen Buches,

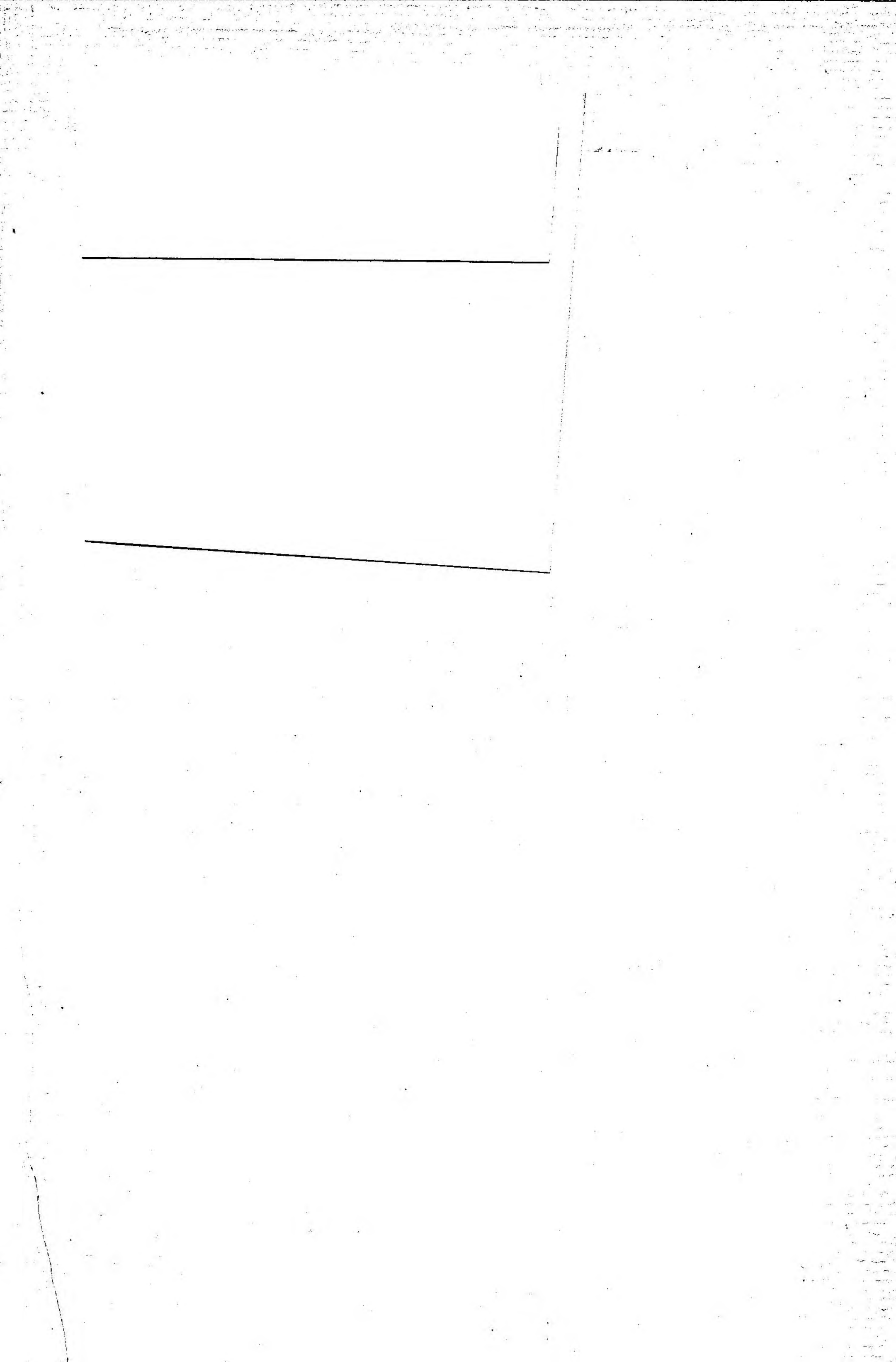
Pfr. Eduard Schlatter in Zürich für besonders seltene Literatur-Hilfe,

Prof. Dr. Paul und Helene Schoch-Bodmer in St. Gallen für das Mitlesen des Probedruckes,

Frl. Susi Utzinger, stud. oec., in Zollikon, für treueste Mithilfe beim Lesen aller Probedrucke und ihre Mitarbeit an den Registern.







WALTE
HOC

KOMPASS DURCH DIE JUDENFRAGE